

Nr. 56 Deutschland € 9,- • Schweiz sfr 18,60 • Österreich € 10,20 •
Benelux € 10,80 • Finnland € 13,80 • Frankreich € 12,20 • Italien € 12,20 • Norwegen NOK 120,- • Spanien € 12,20

GEO EPOCHE

DAS MAGAZIN FÜR GESCHICHTE

Das Osmanische Reich

1300–1922



Sultane, Wesire, Paschas:
Geschichte eines islamischen Imperiums

GEO EPOCHE DAS OSMANISCHE REICH

4 194 875 509 006 56

Schule – und dann? 1000 Möglichkeiten,
100 Wege, 1 Heft.

GEO WISSEN

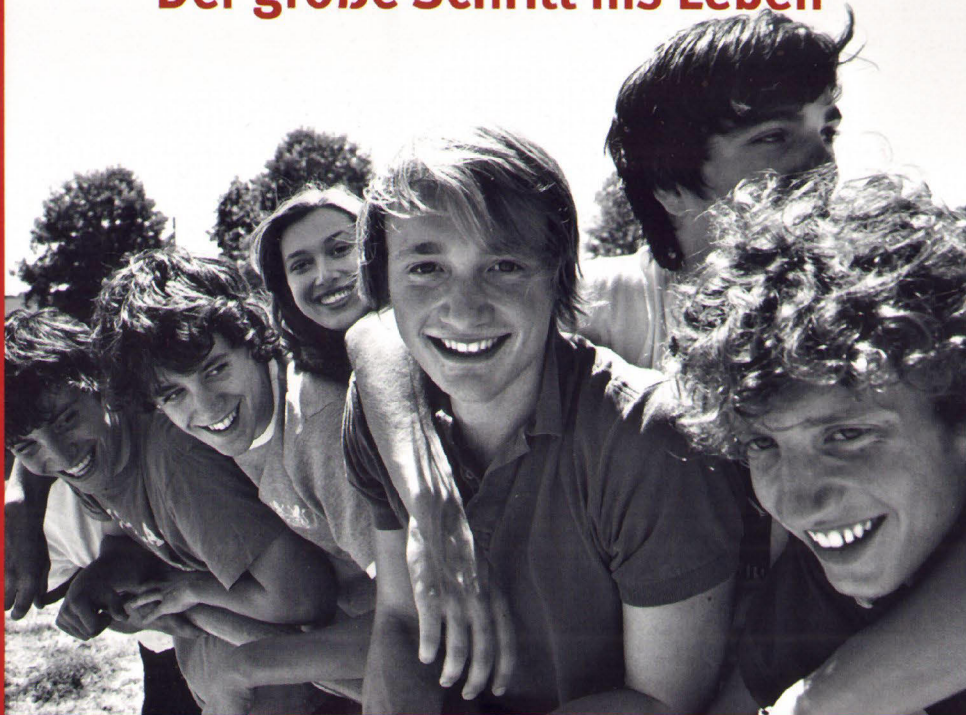
DIE WELT VERSTEHEN

www.geo-wissen.de

GEO WISSEN Nr. 49 Was kommt nach der Schule?

Was kommt nach der Schule?

Der große Schritt ins Leben



DOSSIER
Die besten Tests zur
Berufswahl

SOZIALES JAHR
Anderen helfen –
und sich selbst

LEHRE
Winzer, Köchin,
Fluglotsin

HOCHSCHULE
Lieber im Ausland
studieren?

Liebe Leserin, lieber Leser

Im Frühjahr 1683 gibt es in Europa neben dem Zaren keinen Monarchen, der über ein größeres Imperium gebietet als Sultan Mehmed IV., der Herrscher des Osmanischen Reiches.

Seit sich dessen Urahnen gut 350 Jahre zuvor in den Hochebenen Anatoliens aufgemacht haben, aus einem lokalen Stammesfürstentum einen mächtigen Staat zu schmieden, hat sich das Reich der Osmanen von Kleinasien aus über den Balkan und fast die gesamte Schwarzmeerküste ausgebreitet, hat Mesopotamien, die Nordsahara und einen großen Teil der Arabischen Halbinsel unter seine Kontrolle gebracht. Inzwischen reicht das Imperium vom Süden Russlands bis zum Indischen Ozean, von Algerien bis zum Kaukasus.

Mehr als 25 Millionen Menschen leben unter dem Befehl des Sultans: griechische Fischer und armenische Bergbauern, ägyptische Beduinen und kriegerische Krimtataren, ungarische Pferdezüchter und bosniakische Schafhirten – sowie die kosmopolitischen Bewohner so weltoffener Handelsstädte wie Thessaloniki, Damaskus und Bagdad.

Die wichtigsten Stätten der drei großen Weltreligionen gehören zu Mehmeds Vielvölkerstaat: Mekka und Medina, die hochverehrten Städte des Islams, sowie Jerusalem mit seinen Heiligtümern der Juden, Christen und Muslime.

Seit einiger Zeit stehen die Soldaten des Sultans auch in der Pannonischen Ebene, nur 100 Kilometer vor Wien. Schon früher haben osmanische Truppen versucht, die Residenzstadt der Habsburger zu erobern. Damals mussten sie die Invasion wegen des einsetzenden Winters abbrechen – aber die Herrscher

in Istanbul haben ihre Pläne nie verworfen.

Und nun, im Mai 1683, zieht Mehmed IV. bei Belgrad gut 200 000 Soldaten zusammen, um Wien erneut zu attackieren. Dort stehen nur 11 000 Mann bereit, die Stadt zu verteidigen. Nach einem Sieg könnten die Osmanen weiter nach Mitteleuropa vorstoßen, tief ins Heilige Römische Reich, der Schutzmacht der Christenheit.

Mehmeds Imperium ist das wohl modernste seiner Zeit. Eine perfekt organisierte Verwaltung sorgt dafür, dass Beamte Steuern und andere Abgaben regelmäßig einziehen und die Erlasse des Sultans auch im hintersten Winkel des Reiches umsetzen. Die Bürokraten werden an einer Eliteschule ausgebildet und streng nach ihrer Leistung bewertet. Viele von ihnen sind nach dem Prinzip der „Knabenlese“ erkoren worden: Es sind zumeist Christen, die ihren Eltern schon als Kinder weggenommen und anschließend in einer Art Gehirnwäsche zu absoluter Loyalität gegenüber dem Sultan erzogen wurden.

Aus diesem Pool der Hochbegabten kann der Herrscher die Besten der Besten für höchste Regierungspositionen auswählen. Der osmanische Staatsapparat funktioniert so gut, dass das Reich selbst eine Krise im frühen 17. Jahrhundert – als sich mehrere geistig behinderte oder besonders unfähige Sultane auf dem Thron abwechseln – gut übersteht.

Zudem ist das Imperium ein Rechtsstaat; jedermann hat sich den Gesetzen zu beugen, auch der ansonsten fast absolut herrschende Sultan. Und: Jeder Bürger kann sich offiziell beschweren, wenn er sich



gegen erlittenes Unrecht wehren will, zur Not sogar direkt beim höchsten politischen Gremium des Staates, dem Diwan, der den Regenten berät.

Der wichtigste Faktor in der Erfolgsgeschichte des Osmanischen Reiches aber ist das Militär. Nur wenige Schlachten haben die Soldaten vom Bosphorus in den vergangenen dreieinhalb Jahrhunderten verloren. Den Kern des Heeres stellen die Janitscharen, bestens ausgebildete Elitetruppen, die ständig unter Waffen stehen, unablässig trainieren und zudem weitaus disziplinierter sind als die häufig unzuverlässigen Söldnerarmeen der europäischen Monarchen.

Mehr als die Hälfte seiner jährlichen Einnahmen gibt der osmanische Herrscher für den Unterhalt seiner Truppen aus: Denn der Krieg gegen die Ungläubigen ist ein Gebot des Korans, die Expansion nach Norden also heilige Pflicht. Mehmed IV. verfügt über mehr Soldaten als jede andere europäische Macht.

Und doch werden seine Truppen 1683 die Schlacht um Wien verlieren, später noch viele weitere Kriege. Es wird zu einem langsamen (noch 240 Jahre andauernden) Niedergang des Imperiums vom Bosphorus kommen. Nach und nach werden viele der einstmalen eroberten Territorien wieder verloren gehen, und schließlich, am Ende des Ersten Weltkriegs, wird das Reich – das in diesen 600 Jahren fast ununterbrochen von einer einzigen Dynastie regiert wurde – ganz zerbrechen.

Wie es zu dem erstaunlichen Aufstieg der bedeutendsten unter den islamischen Großmächten kam und was die Gründe für die Niederlage von Wien und den anschließenden Machtverfall waren: Davon erzählen wir Ihnen in diesem Heft.



Experten für 600 Jahre osmanischer Geschichte: Hefredakteur Dr. Frank Otto (r.) und der Turkologe Tobias Völker

Herzlich Ihr

Michael Schäfer



ENDE EINER GROSSMACHT Selbst in seinen späten Jahren ist das Osmanische Reich ein Vielvölkerstaat von imposanter Größe.
Seite 6



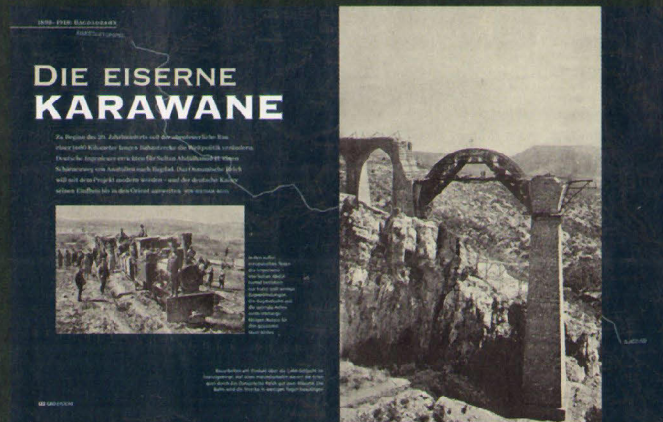
KAMPF UM KONSTANTINOPEL 1453 fällt das Bollwerk der östlichen Christenheit in die Hand der Osmanen.
Seite 28



»WEIBERHERRSCHAFT« Dies ist der geheimnisvollste Ort der Stadt Istanbul: der Harem im Palast des Sultans.
Seite 64



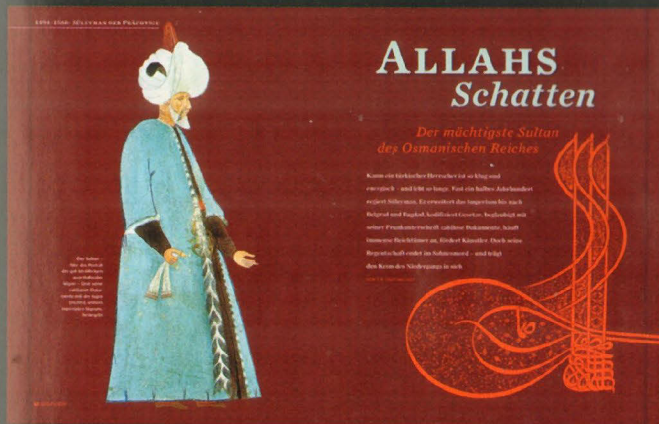
TÜRKENKRIEGE Immer wieder treffen Osmanen und Habsburger aufeinander. So 1683 vor Wien.
Seite 80



BAGDADBahn Eine Eisenbahntrasse soll Istanbul mit Mesopotamien verbinden – ein tollkühnes Bauprojekt.
Seite 122



ERBE Auf den Trümmern des Osmanischen Reiches wird Mustafa Kemal die moderne Türkei errichten.
Seite 148



SÜLEYMAN DER PRÄCHTIGE Unter dem legendären Sultan steht das Reich vom Bosphorus um 1560 im Zenit seiner Macht.
Seite 48



ÄGYPTEN Der Gouverneur der osmanischen Nilprovinz will 1838 unabhängig werden – eine Kriegserklärung an den Sultan.
Seite 108



GENOZID Als sich 1915 einige Armenier gegen die Osmanen erheben, gibt Istanbul den Befehl zur Deportation.
Seite 134

1860–1918 FRÜHE FOTOGRAFIEN

Bilder vom Abendglanz des Osmanischen Reiches **6**

1453 EROBERUNG KONSTANTINOPELS

Lange widersteht die Metropole allen Angriffen – bis Sultan Mehmed II. ein Riesenheer ausrüstet **28**

1494–1566 SÜLEYMAN DER PRÄCHTIGE

Kein Monarch dieser Zeit ist mächtiger und reicher, und doch endet seine Herrschaft im Sohnesmord **48**

1623–1651 HAREMSDAME KÖSEM MAHPEYKER

Die Sultansmutter ist die heimliche Regentin – und die mächtigste Frau des Reiches **64**

1683–1718 KAMPF GEGEN HABSBURG

Wien ist das Einfallstor nach Zentraleuropa. 1683 stehen die Osmanen vor den Toren der Stadt **80**

1803–1818 WAHHABITEN

In den Weiten Arabiens erwächst den Osmanen ein neuer Gegner: glaubensstrenge Wüstenkrieger **99**

1838–1841 ORIENTKRISE

Nur das Eingreifen der Europäer rettet den Sultan gegen seinen gefährlichsten Rivalen **108**

1898–1918 BAGDADBAHN

Der Bau einer 1600 Kilometer langen Eisenbahnstrecke soll das Reich in die Neuzeit katapultieren **122**

1915–1916 GENOZID AN DEN ARMENIERN

Im Ersten Weltkrieg verstrickt sich die osmanische Regierung in eines der schlimmsten Staatsverbrechen des 20. Jahrhunderts **134**

1908–1923 UNTERGANG UND NEUBEGINN

Der Weltkrieg ist die finale Katastrophe des Osmanischen Reiches. Der General Mustafa Kemal wird dessen Erbe **148**

Die Welt von GEO

160

ZEITTADEL

Daten, Fakten, Karten

162

Impressum, Mitarbeiterporträt, Bildvermerke

169

VORSCHAU

GEOEPOCHE: »Nationalsozialismus«

GEOEPOCHE EDITION: »Pop Art«

170

Ein Verzeichnis mit den Themen aller GEOEPOCHE-Ausgaben ist im Internet unter www.geo-epoche.de zu finden.

GEOEPOCHE.de

SCHREIBWEISEN UND AUSSPRACHEREGLN

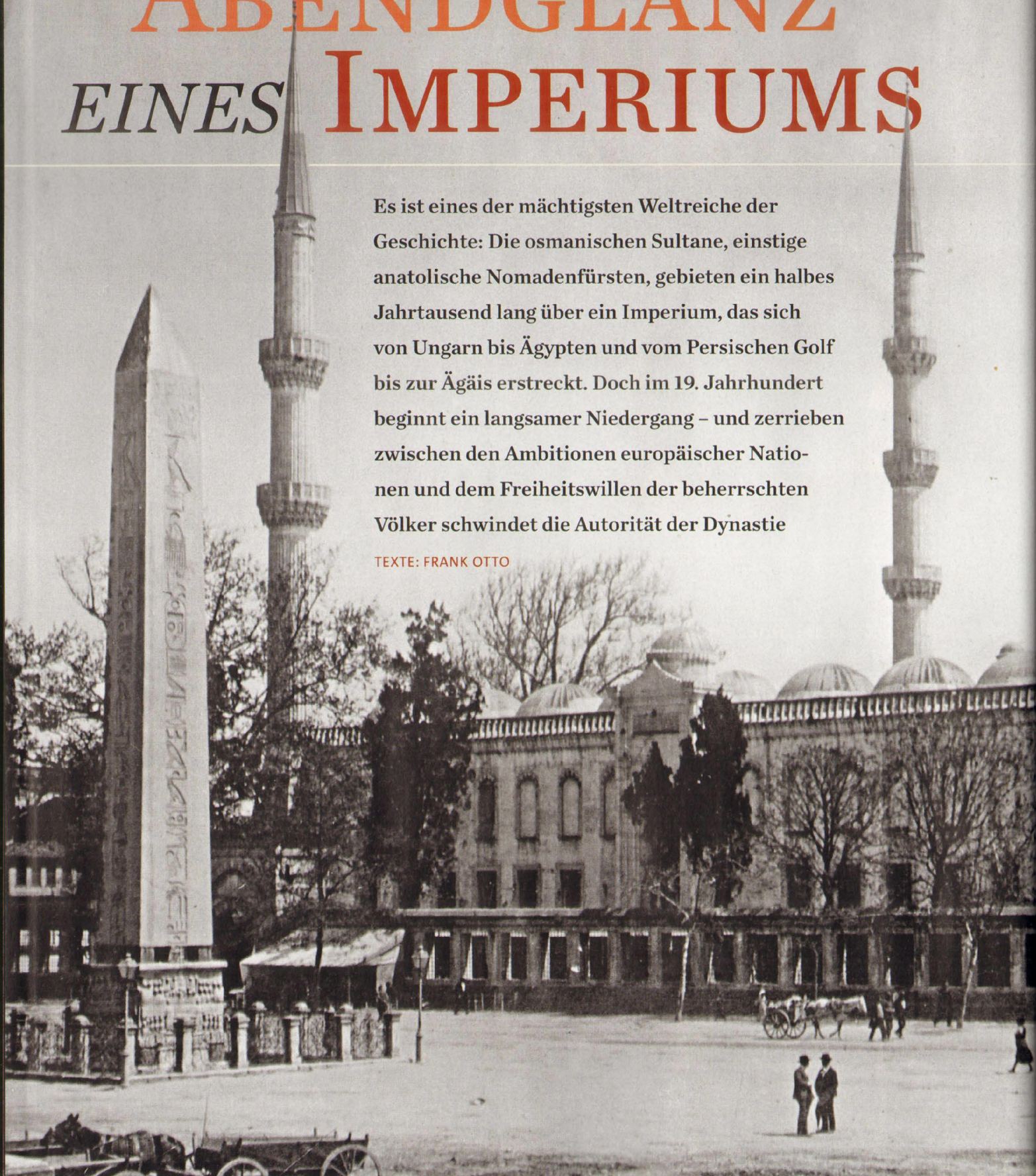
Das türkische Alphabet verfügt gegenüber dem deutschen über vier zusätzliche Buchstaben, die in dieser Ausgabe bei der Schreibweise von Namen und Begriffen verwendet werden: ç (gesprochen: tsch), ğ (einem Dehnungs-h vergleichbar), ı (wie das „e“ in „Masche“), ş (sch). Ausgenommen von der türkischen Schreibweise sind in diesem Heft Begriffe, die im Deutschen geläufig sind: etwa Topkapı-Palast (und nicht Topkapi), Pascha (nicht paşa). Das gilt auch für Eigennamen wie den des Religionsstifters Mohammed.

TITELBILD: Ahmed III., 1703 bis 1730 Sultan des Osmanischen Reiches, porträtiert von einem unbekannten Künstler. Alle **Fakten**, Daten und Karten in dieser Ausgabe sind vom GEOEPOCHE-Verifikationsteam auf ihre Richtigkeit überprüft worden. Kürzungen in Zitaten sind nicht kenntlich gemacht.

ABENDGLANZ *EINES* IMPERIUMS

Es ist eines der mächtigsten Weltreiche der Geschichte: Die osmanischen Sultane, einstige anatolische Nomadenfürsten, gebieten ein halbes Jahrtausend lang über ein Imperium, das sich von Ungarn bis Ägypten und vom Persischen Golf bis zur Ägäis erstreckt. Doch im 19. Jahrhundert beginnt ein langsamer Niedergang – und zerrieben zwischen den Ambitionen europäischer Nationen und dem Freiheitswillen der beherrschten Völker schwindet die Autorität der Dynastie

TEXTE: FRANK OTTO





Die Istanbuler Blaue Moschee (benannt nach den farbigen Fliesen auf Kuppel und Mauern) wird 1616 fertiggestellt. Sie entsteht im Auftrag Sultan Ahmets I. (um 1590–1617), eines jener osmanischen Herrscher, die mit dem Bau prachtvoller Gotteshäuser den eigenen Ruhm und den der Dynastie zu mehren versuchen

DAS **BÜNDNIS** *DER EINSTIGEN* **TODFEINDE**





Jahrhundertlang streiten Osmanen und Habsburger um die Herrschaft auf dem Balkan. Doch im Ersten Weltkrieg stehen die beiden Imperien Seite an Seite – hier besucht Kaiser Karl von Österreich (links) im Mai 1918 Sultan Mehmed V. (rechts) – und gehen schließlich gemeinsam unter

Ein Viertel in Istanbul, 1865. Im Jahr dieser Aufnahme zerstört ein Großfeuer fast 3000 Gebäude in der Metropole. Die Flammen fressen sich rasend schnell durch die hölzernen Häuserzeilen



IN DEN Gassen DES ORIENTS



Wohn- und Geschäftsviertel sind in osmanischen Städten in der Regel voneinander getrennt (Istanbuler Metallziselierer, um 1890)



Wahrscheinlich bringen Kaufleute die Wasserpfeife aus dem Iran ins Osmanische Reich, wo Männer sie meist in Gasthäusern gemeinsam rauchen

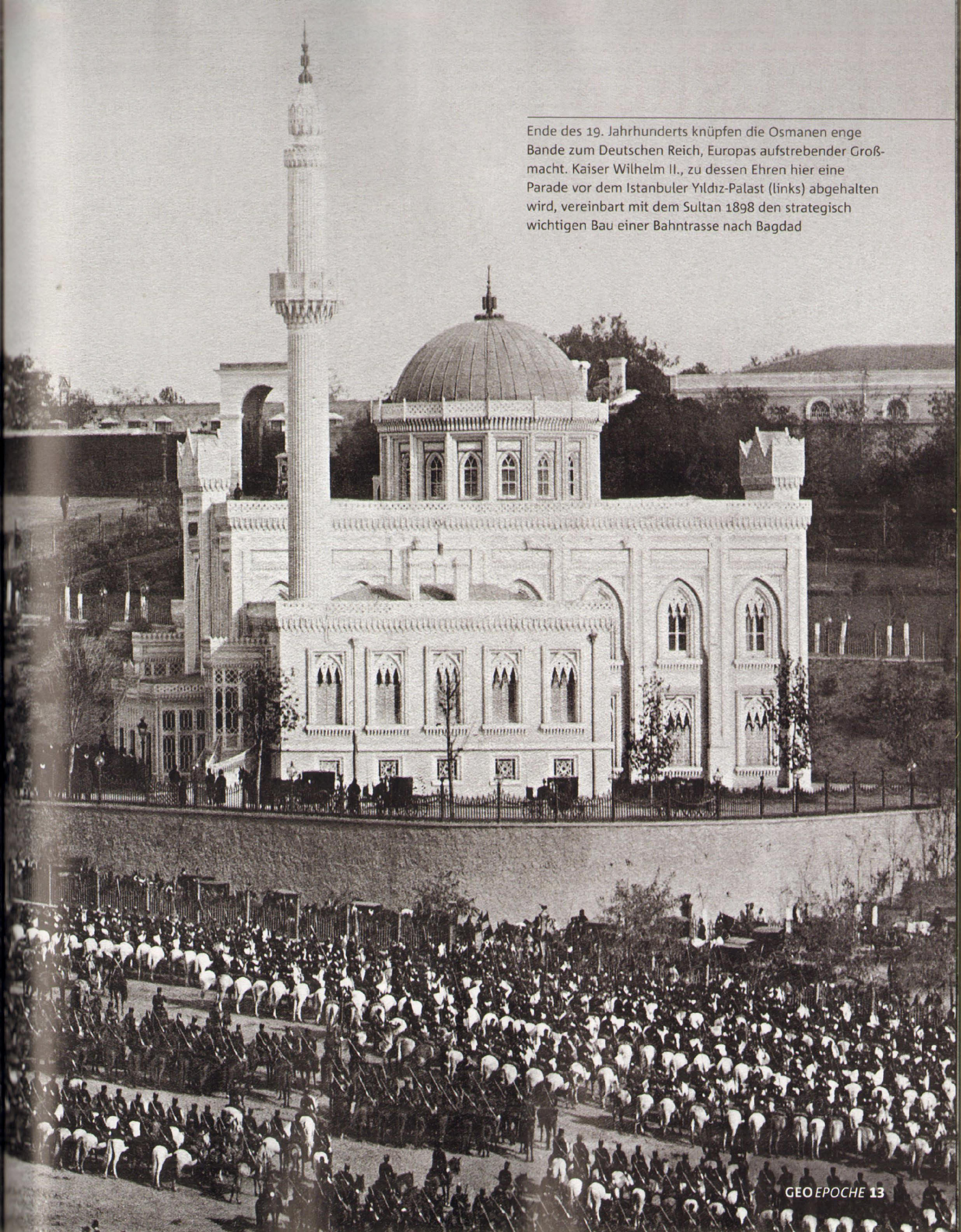


Um 1880 entsteht dieses Foto des Basars von Bursa in Anatolien – im 14. Jahrhundert die erste Hauptstadt des Osmanischen Reiches

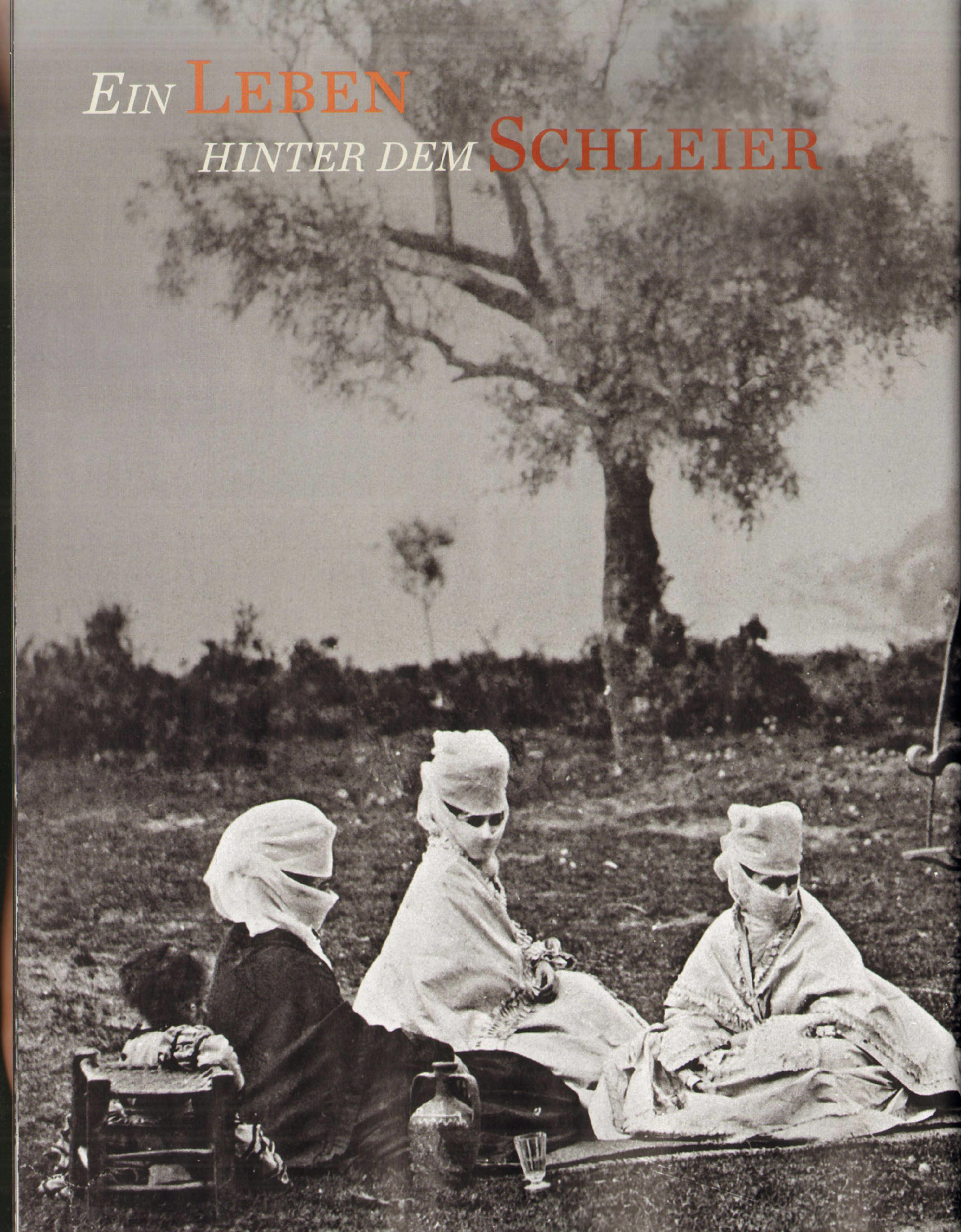
DER FREUND
AUS DEM FERNEN BERLIN



Ende des 19. Jahrhunderts knüpfen die Osmanen enge Bande zum Deutschen Reich, Europas aufstrebender Großmacht. Kaiser Wilhelm II., zu dessen Ehren hier eine Parade vor dem Istanbuler Yıldız-Palast (links) abgehalten wird, vereinbart mit dem Sultan 1898 den strategisch wichtigen Bau einer Bahntrasse nach Bagdad



EIN **LEBEN**
HINTER DEM **SCHLEIER**



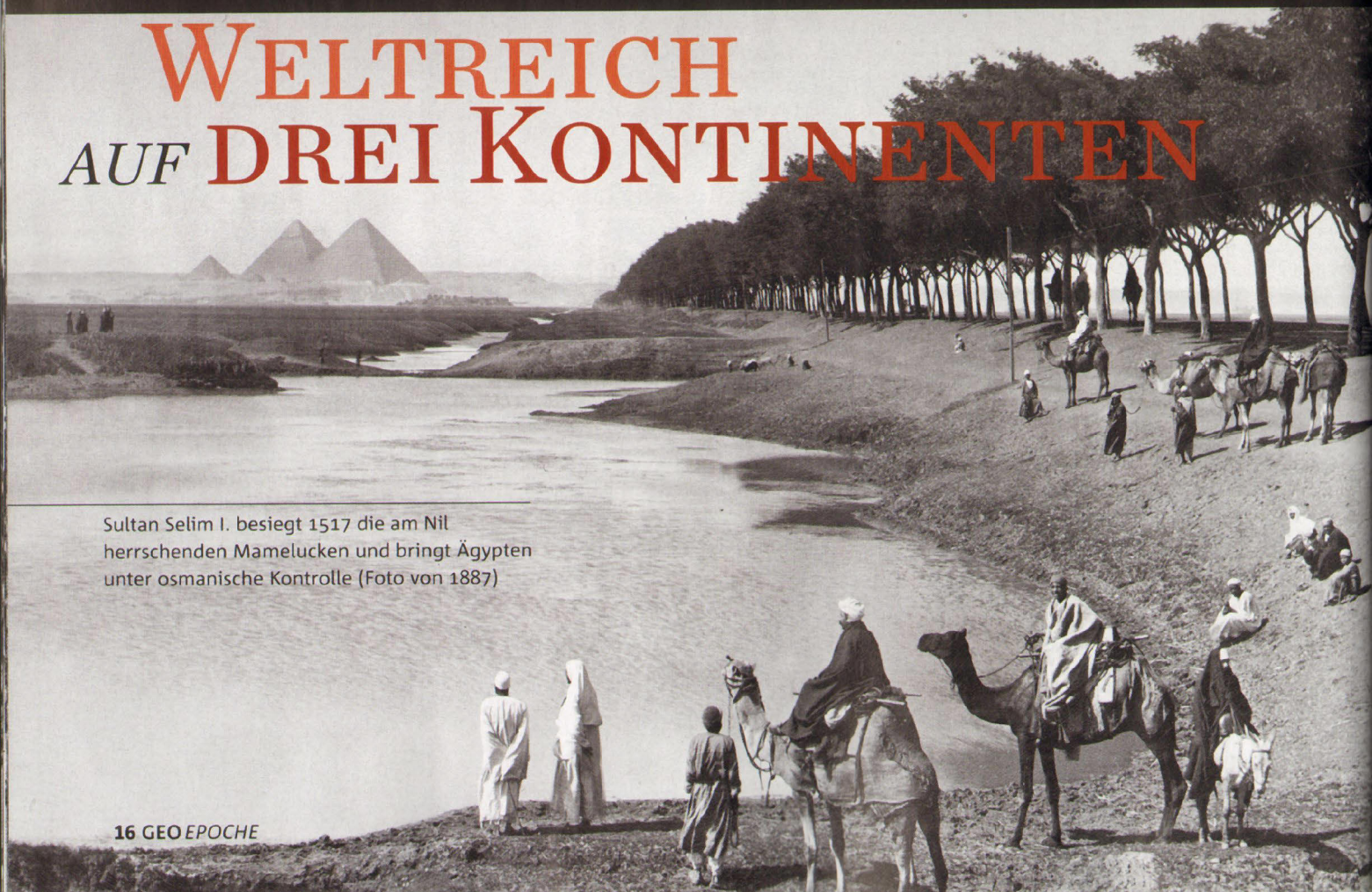
Das Gesellschaftsleben in den muslimischen Teilen des Osmanischen Reiches ist strikt nach Geschlechtern getrennt. Auch beim Picknick bleiben die Damen, das Gesicht fast vollständig von Tüchern verborgen, unter sich (Foto von 1891)



Aufnahme eines Dorfes in Bosnien:
Die Balkanprovinz gehört von 1463 bis
1908 zum Osmanischen Reich



WELTREICH AUF DREI KONTINENTEN



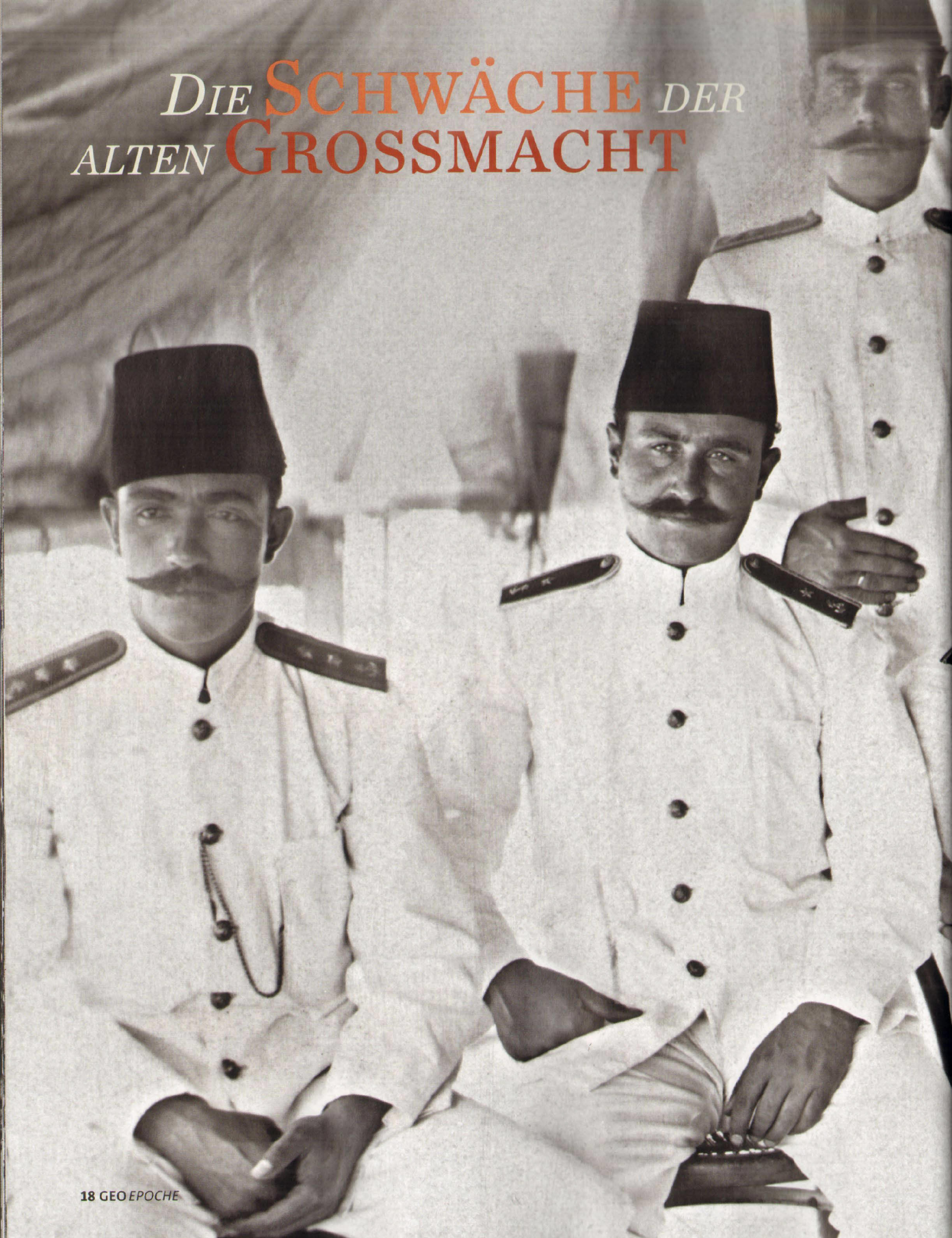
Sultan Selim I. besiegt 1517 die am Nil
herrschenden Mamelucken und bringt Ägypten
unter osmanische Kontrolle (Foto von 1887)

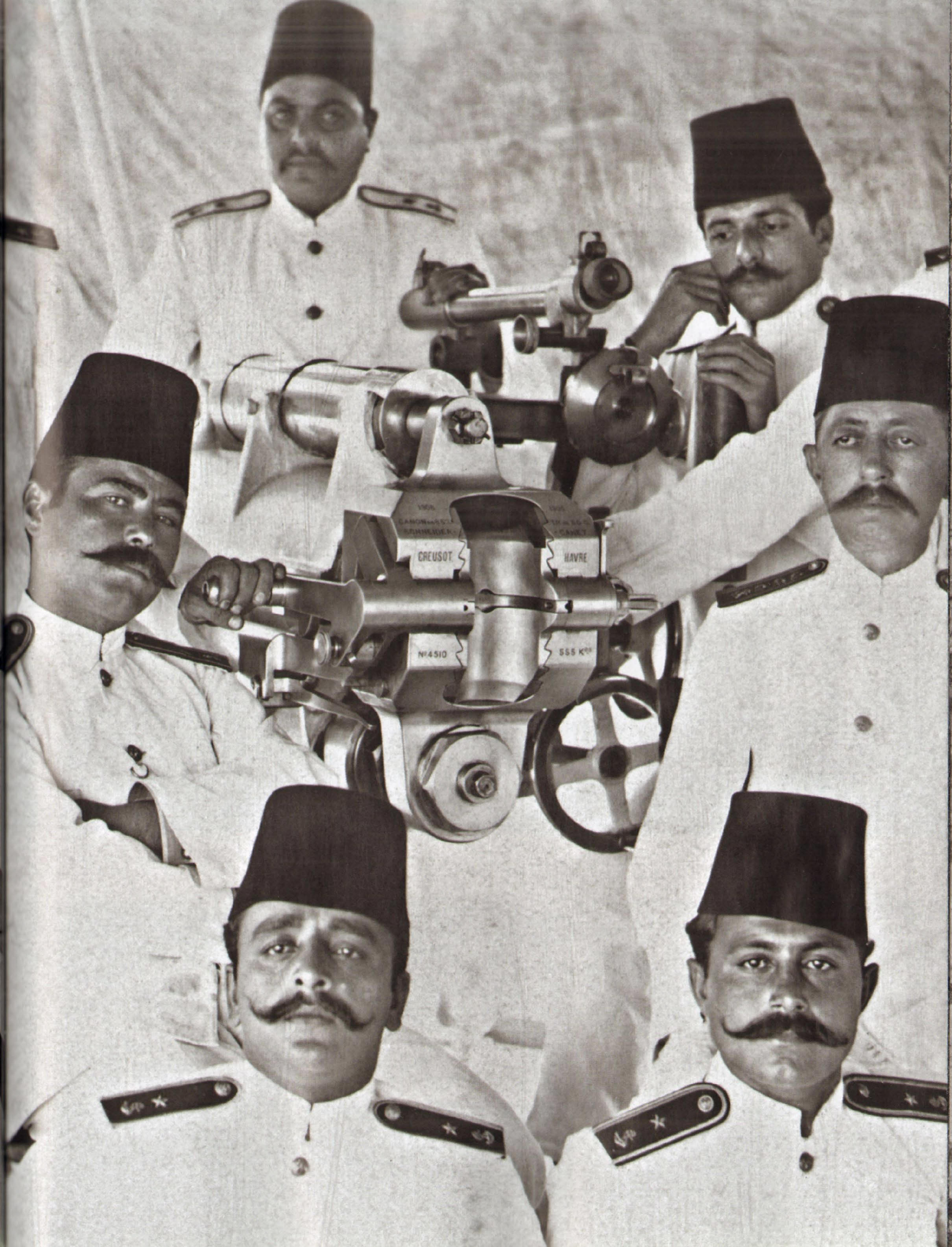
Pilger vor der Kaaba in Mekka, 1889: Von der Herrschaft über den heiligsten Ort des Islams leitet der Sultan seinen Anspruch ab, Schutzherr und geistlicher Führer aller Muslime zu sein



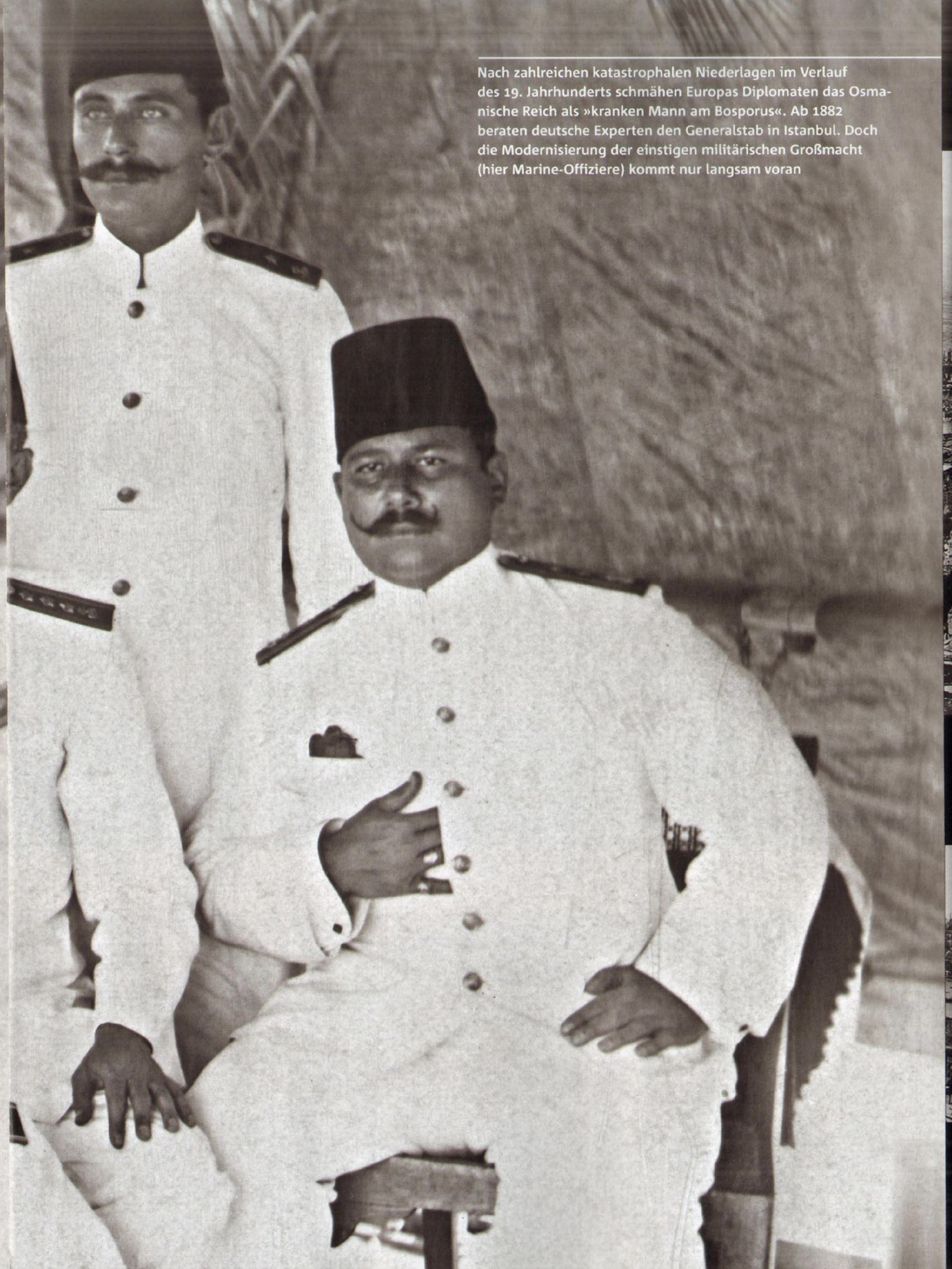
Jerusalem um 1900: Nur wenige Juden leben zu dieser Zeit im Heiligen Land. Doch in Europa rufen Zionisten bereits ihre Glaubensbrüder zur Einwanderung nach Palästina auf

DIE SCHWÄCHE *DER* *ALTEN* GROSSMACHT





Nach zahlreichen katastrophalen Niederlagen im Verlauf des 19. Jahrhunderts schmähen Europas Diplomaten das Osmanische Reich als »kranken Mann am Bosphorus«. Ab 1882 beraten deutsche Experten den Generalstab in Istanbul. Doch die Modernisierung der einstigen militärischen Großmacht (hier Marine-Offiziere) kommt nur langsam voran





BRUCH MIT DEN ÜBERKOMMENEN BRÄUCHEN



Derwische des Mevlevi-Ordens, hier 1870 in ihrem Kloster in Istanbul, tanzen sich in fromme Ekstase. Die Mönche, deren Bruderschaften am Hof des Sultans großen Einfluss haben, versetzen sich durch schnelle Drehbewegungen in eine Art Trance, in der sie sich Allah besonders nahe fühlen. 1925 aber verbietet Mustafa Kemal, der Begründer der türkischen Republik, dieses Ritual. Er will ein modernes Gemeinwesen schaffen, in dem Staat und Religion fortan streng voneinander getrennt sind □





PANORAMEN



EINER WELTSTADT



Istanbul, das einstige Byzanz (hier um 1860 von Südwesten aus fotografiert), drängt sich auf den Küstenstreifen beiderseits des Bosphorus, der Verbindung zwischen Mittelmeer und Schwarzem Meer. Im Vordergrund die Altstadt mit fünf großen Moscheen, darunter (links außen) das 1557 errichtete Gotteshaus Süleymans I., des wohl bedeutendsten Sultans in der Geschichte des Imperiums.



Istanbuls Szenerie, gesehen um 1890 vom Galata-Viertel am nördlichen Ufer des Goldenen Horns. Die Moschee Süleymans I. (hinten Mitte, zwischen den Brücken) beherrscht die Silhouette der Altstadt. Gut 900 000 Menschen leben zu dieser Zeit in der Metropole, darunter zahlreiche Angehörige von Minderheiten des osmanischen Vielvölkerstaats, etwa Armenier, Griechen,



Die Hagia Sophia (3. von rechts) war zur Zeit der christlichen Herrscher von Byzanz die größte Kirche der Welt und wurde nach der Eroberung durch die Osmanen in eine Moschee umgewandelt. Hinten links liegt das Viertel Galata, das vom Rest der Stadt durch das Goldene Horn getrennt ist, einen Meeresarm. Hinten rechts ist das asiatische Ufer des Bosphorus auszumachen



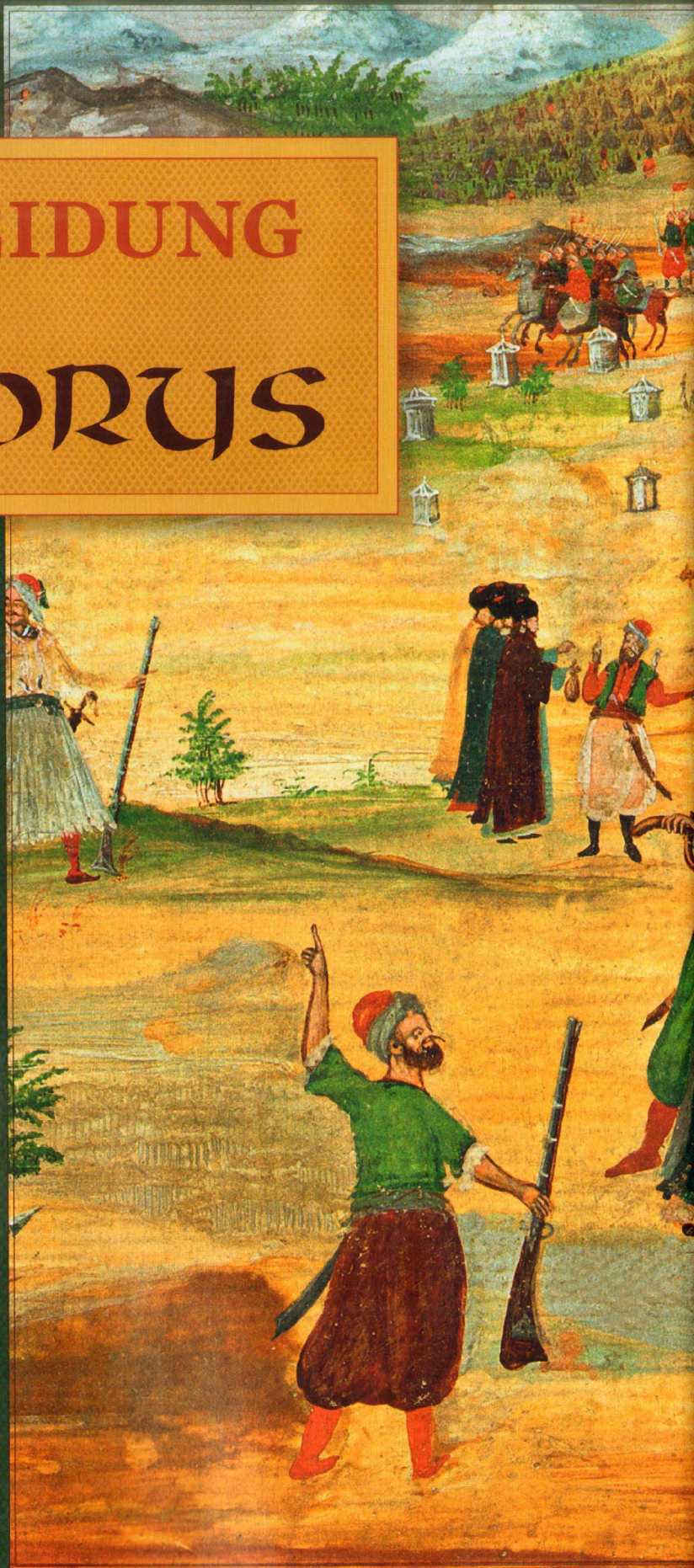
Juden, Araber, Makedonen, Serben sowie Bosniaken. Etliche dieser Minoritäten haben sich in den Jahrzehnten zuvor gegen die Zentralgewalt erhoben, andere werden ihnen bis 1912 folgen – was das Reich der Sultane derart schwächt, dass es im Ersten Weltkrieg schließlich auseinanderfällt. Aus den Trümmern des Imperiums wird ab 1923 die moderne Türkei entstehen

ENTSCHEIDUNG *am* BOSPORUS

Jahrhundertlang widersteht Konstantinopel, das Bollwerk des Christentums im Osten, allen muslimischen Eroberern. Doch 1453 strebt der Herrscher des um 1300 in Westanatolien entstandenen Osmanischen Reiches nach einem Platz in der Geschichte: Mehmed II. baut die mächtigste Kanone des Zeitalters, lässt eine Flotte übers Land schleppen und 100 000 Mann gegen die Mauern der Stadt anrennen

VON JOHANNES SCHNEIDER

Nach fast achtwöchiger Belagerung überwinden die Truppen Mehmeds II. (auf dem Thron) die Mauern Konstantinopels. Einige Stunden lang lässt der Herrscher seine Soldaten plündern und morden. Dann reitet er selbst im Triumph in die eroberte Stadt ein





W

er sich der mächtigsten Wehranlage Europas nähert, der stößt als Erstes auf einen Graben, gut 19 Meter breit und mehr als sechs Meter tief. Über sechseinhalb Kilometer zieht er sich durch die hügelige Landschaft am Bosphorus, verkleidet mit glatten Ziegeln und abgeschlossen durch eine gut mannshohe Brustwehr.

Dahinter erhebt sich ein Bollwerk, das eine legendäre Metropole vor ihren Feinden schützt: Konstantinopel

Die Kapitale des Byzantinischen Reiches, gelegen an der Grenze zwischen Europa und Asien, Knotenpunkt zahlreicher Handelswege, voller pompöser Kirchen und Paläste, weckt seit jeher die Begehrlichkeiten konkurrierender Herrscherhäuser. Um sich und ihre Reichtümer zu sichern, haben ihre Bewohner ein einzigartiges Verteidigungssystem errichtet. Eine monumentale Barriere für eine monumentale Stadt.

Wenige Meter hinter dem Graben glänzen die weißen Kalksteinquader der ersten von zwei gigantischen Mauern in der Sonne. Gut acht Meter hoch erhebt sich das bis zu zwei Meter dicke, massive Bauwerk, dessen Kalksteinummantelung gefüllt ist mit vulkanischem Bruchstein und Geröll. Horizontale Streifen roter Ziegel durchziehen das Gemäuer,

verleihen der Konstruktion so zusätzlich Stabilität. Mehr als 80 Türme, bis zu elf Meter hoch, ragen in regelmäßigen Abständen aus dem Wall heraus.

Ist schon diese erste Mauer kaum zu überwinden, so wird sie noch übertroffen vom zweiten Wall dahinter. Der ist gut neun Meter hoch, mit 96 Türmen von bis zu 18 Meter Höhe.

Die Mauern schützen Konstantinopel bereits seit 1000 Jahren. Sie sichern die bedrohte Landseite der Metropole, die zu zwei Dritteln am Wasser liegt.

Immer wieder sind die Gegner der Stadt in diesen 1000 Jahren mit mächtigen Armeen angerückt. Doch keinem der Angreifer ist es je gelungen, die insgesamt 60 Meter breite Dreifachverschanzung aus Graben und zwei Mauern zu überwinden.

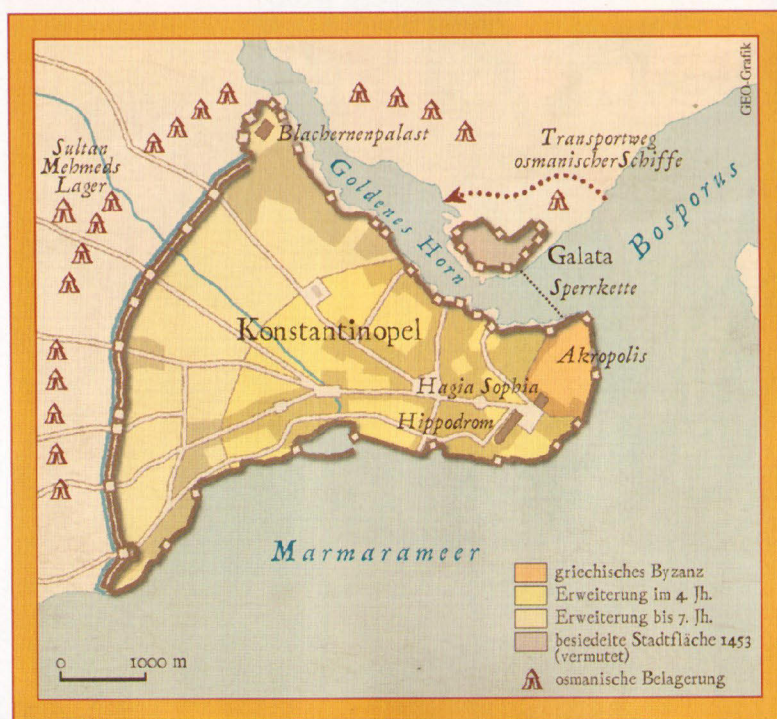
Den Hunnenkönig Attila entmutigte 447 allein der Anblick des Bollwerks, weshalb er seinen Truppen den Rückzug befahl. Knapp zwei Jahrhunderte später

versuchten die asiatischen Awaren und Perser, Konstantinopel mithilfe gewaltiger Katapulte zu nehmen, doch ihre Geschosse prallten an der Mauer ab, ohne größeren Schaden anzurichten. Bald darauf belagerten die Araber die Stadt gut vier Jahre lang, vergebens. 813 brach der bulgarische Herrscher Krum seine Eroberungspläne ab, 860 scheiterte ein Angriff der slawischen Rus.

Nur einmal wurde die Stadt erobert: 1204 waren es ausgerechnet christliche Kreuzritter, die Konstantinopel erstürmten. Ihre venezianischen Anführer wollten Rache nehmen für einen Übergriff der Byzantiner auf italienische Händler 20 Jahre zuvor. Zwar waren auch die Bewohner Konstantinopels Christen, doch die Kreuzfahrer wollten unbedingt Beute machen – und sie griffen von der Seeseite her an, wo nur eine einzige durchgehende Mauer die Stadt

schützte. Die erfahrenen europäischen Seeleute verfügten über genügend Schiffe und nautisches Geschick, um die Bucht des Goldenen Horns zu erobern und die Mauern dort zu attackieren. Erst nach 57 Jahren gelang es den Byzantinern, die Kreuzfahrer zu vertreiben.

Der erfolgreiche Angriff auf den Seewall blieb aber eine Ausnahme. Den slawischen und orientalischen Gegnern der Stadt fehlten entweder geeignete Schiffe sowie das seefahrerische Können, um das kühne Unternehmen der Kreuzritter zu wiederholen – oder sie scheiterten an widrigen Winden.



Die Landseite Konstantinopels wird von zwei gewaltigen Kalksteinmauern geschützt. Die Seeseite sichern die Verteidiger durch eine einfache Mauer und durch eine Sperrkette vor dem Goldenen Horn. Doch Mehmed II. lässt 1453 eine Flotte über Land in den Meeresarm schleppen



Mit 18 Jahren übernimmt Mehmed II. die Macht im Osmanischen Reich. Der junge Sultan träumt davon, wie Caesar und Alexander der Große als Eroberer in die Geschichte einzugehen

Und so kann sich Konstantinopel auch jetzt noch behaupten, zur Mitte des 15. Jahrhunderts, obwohl das einst so mächtige Oströmische Reich auf ein paar Vororte und Außenposten zusammengeschrunft ist. Denn inzwischen gebieten nicht mehr byzantinische Monarchen über das fruchtbare Hochland Anatoliens, das bergige Thrakien sowie weitere Teile der Balkanhalbinsel von der Donau bis zum Peloponnes, sondern die Herrscher eines neuen Imperiums: des Osmanischen Reiches.

Lange Zeit bleibt Konstantinopel auch für die osmanischen Sultane uneinnehmbar. Belagerungen in den Jahren 1394–1401 und 1422 scheitern.

Doch 1453 beginnt der junge Sultan Mehmed II. einen erneuten Angriff. Er will die Stadt endlich erobern und seinem Imperium einverleiben, das 150 Jahre zuvor als Kleinstaat eines lokalen türkischen Kriegsfürsten seinen Anfang genommen hat.

OSMAN I., DER BEGRÜNDER und Namensgeber des Osmanischen Reiches, ist einen großen Teil seines Lebens nicht mehr als ein untergeordneter Vasall. Im äußersten Nordwesten Anatoliens gebietet er Ende des 13. Jahrhunderts zwar über ein eigenes Territorium, doch nimmt er Befehle entgegen von Männern, die weit mächtiger sind als er.

Schon im 11. Jahrhundert haben die Seldschuken, aus Zentralasien stammende Kriegsherren, Anatolien den Byzantinern abgetrotzt. Ein Zweig der Familie, die Rum-Seldschuken, begründet dort sein eigenes Reich.

Doch Mitte des 13. Jahrhunderts beginnt deren Macht zu bröckeln. Im Osten erleiden sie vernichtende Niederlagen gegen die Mongolen.

Die Unterwerfung durch die Eroberer schwächt die Stellung der Rum-Seldschuken derart, dass sich Dutzende Kleinfürsten als lokale Machthaber etablieren können, darunter auch Osmans Vorfahren, Nomaden aus den kargen Ebenen Zentralasiens.

Zwar sind sie zunächst noch Vasallen der Rum-Seldschuken. Doch die werden immer schwächer – und so bricht für die Clanführer Anatoliens bald eine Zeit neuer Möglichkeiten an. Sie werden zu Souveränen in einem Land, das einträglich kaum sein könnte: Auf der anatolischen Halbinsel, zwischen dem Schwarzen und dem Mittelmeer gelegen, wachsen Getreide, Oliven- und Obstbäume; an der Mittelmeerküste sind die Winter mild, und selbst in den Hochebenen sprießt das Gras noch so reichlich, dass Schaf- und Rinderherden genügend Futter finden.

Die Eroberungszüge der Kleinfürsten stoßen kaum auf Widerstand. Denn zum einen hat der Untergang der Rum-Seldschuken ein Machtvakuum hinterlassen, zum anderen kann die zweite Großmacht der Region, das Byzantinische Reich, den aufstrebenden Stammesführern nicht viel entgegensetzen.

EINST HAT das Reich von Byzanz ganz Südosteuropa, Nordafrika und Anatolien umfasst. Denn nach der Spaltung des Römischen Reiches im Jahr 395 herrschten die oströmischen Kaiser von Konstantinopel aus über den gesamten östlichen Teil des Imperiums, zählten zu Beginn neben Griechen, Slawen und Armeniern auch Syrer und Ägypter zu ihren Untertanen. Doch vom 7. Jahrhundert an fielen Araber in die südlichen Territorien ein. Und mit dem Verlust Kleinasiens an die Seldschuken im 11. Jahrhundert begann der rapide Abstieg Ostroms.



Mehmed II. und seine Nachfolger erobern eine christliche Festung nach der anderen, denn sie kommandieren gewaltige Armeen höchst professioneller Berufssoldaten (Belagerung von Rhodos, um 1522)

Anatolien hatte Byzanz stets als Kornkammer sowie als Rekrutierungsgebiet für seine Streitkräfte gedient. Ohne die anatolischen Armeen musste sich das Reich fortan auf ausländische Verbündete und Söldnertruppen stützen. Die Kosten für deren Dienste belasteten die Staatskasse.

Um die von Venedig unterstützten Truppen, die Konstantinopel auf dem Kreuzzug 1204 erobert hatten, wieder aus der Stadt zu vertreiben, verbündeten sich die Byzantiner mit den Genuesen, den Konkurrenten der Venezianer. Doch für die Hilfe musste Konstantinopel den Genueser Kaufleuten zollfreien Handel in vielen Häfen zugestehen.

Von ihrer Niederlassung Galata auf der anderen Seite des Goldenen Horns aus kontrollierten die Italiener bald den Großteil des byzantinischen Warenaustausches. Das Reich verarmte, konnte sich keine schlagkräftigen Heere mehr leisten, verlor nach und nach Territorium an angrenzende Mächte. Auch erhöhte Steuern vermochten nicht zu verhindern, dass Byzanz seine eigene Flotte verkleinern und Truppen von der Grenze zu Kleinasien abziehen musste.

Daher können die anatolischen Fürsten ihre Machtkämpfe nun weitgehend ungestört ausfechten. Koalitionen werden geschmiedet und zerbrechen wieder, manche Stammesfürsten gewinnen an Einfluss, andere Clans gehen unter.

Osman, offenbar ein tapferer Krieger, kann sich in diesem Wettstreit behaupten. Er hat einen entscheidenden Vorteil: Sein Machtbereich im Nordwesten Anatoliens grenzt an byzantinisches Gebiet. Aufgrund der inneren Schwierigkeiten des Reiches sind dort viele Orte fast ungeschützt. So kann der Emir seinen Gefolgsleuten besonders lukrative Beutezüge bieten. Immer mehr Männer laufen zu ihm über.

Vermutlich strömen neben Kriegern auch Händler, Gelehrte und eine große



Wer über Konstantinopel herrscht, kontrolliert den Bosporus und damit die Verbindung zwischen Mittelmeer und Schwarzem Meer. Um die Stadt von der Versorgung von dort aus abzuschneiden, lässt Mehmed II. 1452 ein weiteres Fort am europäischen Ufer des Sunds errichten

Anzahl einfacher Bauern in sein Territorium. Osman erweist sich als geschickter Verwalter. Er gründet Märkte, prägt eigene Münzen und lässt Städte ausbauen. Er will sein Kernland schützen, den Untertanen Sicherheit und Wohlstand garantieren. Zudem verlangt er nur geringe Steuern; deshalb ziehen selbst viele Christen seine Herrschaft der des byzantinischen Kaisers vor. Und der Fürst heißt sie willkommen.

Zwar ist er Muslim. Dennoch haben Anhänger Jesu unter ihm nichts zu fürchten. Sie kämpfen in seiner Armee und gehören sogar zu seinen engsten Beratern. Osman ist kein Glaubenskrieger. Ihm geht es vor allem um reiche Beute und den Ausbau seiner Macht.

1326 erobert sein Reiterheer nach jahrelanger Belagerung die stark befestigte Stadt Brusa am Marmarameer (die sie bald Bursa nennen). Es ist die

erste byzantinische Großstadt, die die Osmanen in ihr Reich eingliedern können.

Doch diesen Triumph erlebt der Gründer der Dynastie nicht mehr – Osman stirbt 1324 im Alter von 66 Jahren. Keiner der anatolischen Fürsten hat seine Möglichkeiten so gut genutzt wie er. Innerhalb weniger Jahrzehnte ist es ihm gelungen, sein Grenzemirat zu einer Hauptmacht in Anatolien zu machen.

Nach dem Tod Osmans übernimmt dessen Sohn Orhan die Macht. Angeblich verzichtet sein Bruder Ala ed-Din freiwillig auf die Herrschaft. Damit beginnt eine Tradition, die fortan dafür sorgt, dass immer nur einem Herrschersohn das gesamte Erbe zusteht.

Es ist eine Praxis, die das Reich unteilbar machen soll, die aber zu Konflikten führt, da kein Gesetz existiert, das dem ältesten Sohn das Vorrecht einräumt. Besonders die byzantinischen Herrscher in Konstantinopel werden schon bald versuchen, die osmanischen Prinzen gegeneinander auszuspielen.

Denn unter Orhan entwickelt sich das kleine Reich seines Vaters zum gefährlichsten Gegner von Byzanz. Der junge Machthaber trägt wohl als Erster seiner Dynastie den Herrschertitel „Sultan“ und zeigt so ganz offen, dass er sich allen anderen anatolischen Fürsten überlegen fühlt. Er macht Bursa zur Hauptstadt des Reiches, ordnet weitere Eroberungsfeldzüge an, nimmt nach und nach alle byzantinischen Machtzentren in Anatolien ein. Dann, um 1354, setzen seine Truppen über die Dardanellen und fallen in Europa ein.

Byzanz wird unterdessen immer schwächer. Rebellierende Söldnertruppen haben bereits etliche Provinzen des Reiches verwüstet. Später führen Erbstreitigkeiten unter byzantinischen Prinzen zu Bürgerkriegen. Serben grei-

Der Säbel mit gekrümmter Klinge – die Hieb- und Stichwaffe der osmanischen Krieger – verursacht im Nahkampf tiefe Schnittverletzungen



fen die Grenzregionen auf dem Balkan an. Ab 1347 breitet sich zudem die Pest in Südosteuropa aus. Innerhalb weniger Jahre rafft der Schwarze Tod ein Drittel der byzantinischen Bevölkerung dahin.

Als Orhans Reiterscharen über die ausgebluteten Länder westlich des Marmarameers herfallen, hat das Reich nicht mehr die Kraft, den Eindringling aufzuhalten.

Konstantinopel können die Angreifer zwar nicht einnehmen, denn sie verfügen weder über geeignete Belagerungstürme noch über Kanonen, und aushungern können sie die Stadt nicht, da sie sich übers Meer versorgen kann. Doch alle Gebiete um die Kapitale fallen in den nächsten Jahrzehnten unter osmanische Hoheit. Viele der dortigen Bewohner begrüßen die neuen Herren, weil sie sich von ihnen geringere Steuern erhoffen.

Orhan lässt Moscheen errichten und zeigt so, dass sein Reich ein islamisches ist. Dennoch dürfen seine christlichen Untertanen ihren Glauben ungehindert ausüben. Auch in Anatolien expandieren die Osmanen. Viele Kleinfürsten und selbst christliche Herrscher schließen sich dem Sultan an. Als Vasallen wollen sie an seinen Erfolgen teilhaben.

Als Orhan stirbt, vermutlich 1362, hat er das Herrschaftsgebiet seines Vaters vervierfacht. Mehr noch: Er hat den Grundstein gelegt für die osmanische Eroberung des Balkans.

UM DIE FELDZÜGE in Europa fortzusetzen, reformieren die Osmanen ihre Armee. Aus versklavten christlichen

Jungen sucht sich Orhans Sohn Murad die kräftigsten aus und formt eine neue Eliteeinheit: die Janitscharen. Die Knaben müssen den Islam annehmen und Türkisch lernen. Sie werden auf den Sultan eingeschworen und trainieren jahrelang das Handwerk des Krieges – Schwertkampf, Bogenschießen, Speerwerfen –, bis sie perfekte Kämpfer sind.

Anders als andere osmanische Krieger, die ausschließlich für die Beute kämpfen, erhalten die Janitscharen einen festen Sold. Sie dienen dem Sultan ein Leben lang, als ständig verfügbare Streitmacht und als Leibwache. Eine solche Berufarmee hat es in Europa seit den römischen Legionen nicht mehr gegeben.

Auf Feldzügen bilden die Janitscharen, gut erkennbar an ihren weißen Filzhauben, das Zentrum des Heeres. Sie sind anfangs vermutlich nicht mehr als ein paar Tausend Mann, aber gemeinsam mit den Sipahis (berittenen Soldaten) und anderen Eliteregimentern ist ihre Kampfkraft furchterregend.

Denn während die meisten zeitgenössischen Söldnerheere nur für einen Feldzug zusammengestellt werden, kennen sich die Kämpfer der Janitscharen seit vielen Jahren; ihre Schlachtformationen sind genau einstudiert, bei ihnen herrscht ein rigoroser Korpsgeist, der sie von anderen Truppen abhebt.

Mithilfe dieser Armee erringt Murad auf der Balkanhalbinsel Sieg um Sieg. 1369 erobert er von den Bulgaren den Handelsknotenpunkt Adrianopel, den die Invasoren bald Edirne nennen, und macht ihn zur neuen Hauptstadt. Die Kapitale der Osmanen liegt nun auf europäischem Boden, das Reich ist endgültig etabliert auf dem Balkan; und in Edirne entwickelt sich eine Hofhaltung, die der Bedeutung des gewachsenen Imperiums entspricht.

Im neu erbauten Herrscherpalast sorgen Hunderte Diener für das Wohlergehen des Sultans, zumeist Sklaven. In eigens eingerichteten Schulen des Se-

rails haben sie die osmanische Sprache und Etikette erlernt. Schwarze Eunuchen betreuen den Harem des Sultans.

Auch das zentrale Regierungsorgan, der Diwan, der Thronrat, kommt im Palast zusammen. Das Gremium aus Militärexperten, Schatzmeistern und Rechtsgelehrten konferiert unter der Leitung des Großwesirs, des obersten Beraters des Sultans und zweitwichtigsten Mannes im Imperium. Für den Herrscher sind die Dekrete des Rates allerdings nicht mehr als unverbindliche Vorschläge. Er kann sie ignorieren. Oder aber er lässt sie unter seinem Namen veröffentlichen und macht sie so zum Gesetz.

Den Alltag der Muslime im Reich bestimmt das traditionelle islamische Recht. Die Scharia, die ihren

Ursprung im 8. Jahrhundert hat, legt die fünf täglichen Gebetszeiten fest, schreibt für jeden Freitag das gemeinschaftliche Gebet in der Moschee vor sowie das alljährliche Fasten im Monat Ramadan und die Gabe von Almosen. Sie gibt auch Regeln zur Heirat und Scheidung vor, zum Straf- und Erbrecht, zum Privatbesitz und zum Handel; so ist Muslimen etwa der Verkauf von Blut, Wein und Schweinefleisch verboten.

Die Osmanen erlauben ihren christlichen und jüdischen Untertanen zwar, ihr überkommenes Recht anzuwenden. Häufig wenden aber auch die sich an muslimische Gerichte, weil sie sich davon Vorteile versprechen; so berufen sich etwa jüdische Frauen häufig auf die islamischen Erbbestimmungen, die ihnen einen größeren Anteil zusprechen als die jüdischen. Kommt es zu Streitfällen zwischen Muslimen und Andersgläubigen, gilt ohnehin das islamische Recht.

Ende des 14. Jahrhunderts scheint das Reich konsolidiert. Es umfasst große Teile des Balkans und Kleasiens, in der gesamten Region gibt es keinen Gegner mehr, der es ernsthaft gefährden könnte. Doch da erwächst den Osmanen



Nach dem Tod seines Vaters besteigt Mehmed II. 1451 in der alten osmanischen Hauptstadt Edirne in Thrakien den Thron. Nach der Eroberung wird der Sultan Konstantinopel zu seiner neuen Kapitale machen

ein Widersacher, der die Dynastie an den Rand des Untergangs bringen wird.

Timur ist ein asiatischer Eroberer, eingeheiratet in die Blutlinie des Mongolenführers Dschingis Khan. Innerhalb weniger Jahrzehnte hat der ungemein dynamische Kriegsherr das Herrschaftsgebiet der Mongolen von Indien bis Anatolien ausgedehnt.

1400 fällt der 64-Jährige in Kleinasien ein. Er rückt vor bis nach Zentralanatolien, tötet auf seinem Feldzug große Teile der Bevölkerung. Unter den Opfern ist auch ein Sohn des zu jener Zeit herrschenden Sultans Bayezid.

Zwar wendet sich Timur zur Erleichterung der Osmanen anschließend wieder Richtung Osten, brandschatzt Damaskus und Bagdad. Aber als er kurz darauf erfährt, dass Bayezid in Europa Truppen für eine Belagerung Konstantinopels zusammengezogen hat, greift er das entblößte Anatolien erneut an.

Bayezid bricht die Belagerung ab und setzt mit seiner Armee nach Kleinasien über. 1402 kommt es bei Ankara zur Entscheidungsschlacht. Timurs gewaltige Streitmacht, verstärkt mit Kampfelefanten aus Indien, ist Bayezids Heer um ein Vielfaches überlegen. Der Sultan unterliegt, gerät in Gefangenschaft und stirbt bald darauf.

Timur zieht plündernd weiter nach Westen, verwüstet die alte osmanische Hauptstadt Bursa. Er könnte jetzt nach Europa übersetzen, das Reich der Osmanen endgültig vernichten.

Doch er entscheidet sich anders: Der greise Kriegsherr will einen letzten großen Feldzug führen und im Osten das Riesenreich China besiegen. 1403 zieht er sich aus Anatolien zurück. Zwei Jahre später, kurz vor Beginn des Feldzugs gegen China, stirbt er irgendwo in den Weiten Zentralasiens. Danach zerfällt sein Imperium.

Das Osmanische Reich ist nach dem Trauma des Mongolensturms tief zerrüttet. In Ostanatolien sagen sich viele Kleinfürsten von den Osmanen los, erklären sich wieder für selbstständig. Und auch im Inneren ist die Dynastie verfeindet: Im europäischen Teil des Reiches regiert Bayezids ältester Sohn Süleyman, in Zentralanatolien dessen jüngerer Bruder Mehmed. Zudem erheben auch Musa und noch andere Söhne des Sultans Anspruch auf den Thron.

Nachdem die osmanische Nachfolgeordnung über drei Generationen funktioniert hat, kommt es nun zum Bürgerkrieg. Erst 1413 gelingt es schließlich Mehmed, den Kampf der Brüder für sich zu entscheiden, als er Musas Armee bei Sofia besiegt und den Rivalen tötet (Musa hat zuvor seinen Konkurrenten Süleyman geschlagen, die anderen Söhne des Sultans waren ebenfalls bereits besiegt). Dann erobern die Osmanen die abgespaltenen Kleinfürstentümer in Ostanatolien zurück.

GUT 30 JAHRE SPÄTER macht sich Mehmeds Sohn Murad II., der als Kind den Krieg der Brüder gegen seinen Vater miterlebt hat, Gedanken um seinen Nachfolger. Als 1443 sein Lieblingssohn Ali stirbt, lässt er dessen jüngeren Bruder Mehmed, den er einige Jahre zuvor in die anatolische Provinz abgeschoben hat, zurück an den Hof nach Edirne bringen.

Murad ist entsetzt über den Jungen, der in seinen Augen starrköpfig und eigensinnig geworden ist. Der Elfjährige hat sich seinen Hauslehrern widersetzt, Strafen ignoriert und sich auch geweigert, den Koran auswendig zu lernen.

Um den einzig verbliebenen Thronfolger zu bändigen, bestellt Murad einen ebenso gebildeten wie brutalen Mullah zu dessen Hauslehrer. Die erste Amtshandlung des Gelehrten besteht darin, Mehmed zu verprügeln.

Unter dem Drill des Mullahs beginnt der Junge, Persisch und Arabisch zu lernen, dazu Griechisch und etwas Latein.



Im Diwan, dem Thronrat, kommen Militärs, Finanzbeamte und Rechtsgelehrte zusammen. Das Gremium berät den Sultan, doch für den Herrscher sind dessen Empfehlungen nur unverbindliche Vorschläge

Es stellt sich heraus, dass Mehmed außerordentlich scharfsinnig ist. Er liest Texte über Geographie und Geschichte, befasst sich intensiv mit Ingenieurwissenschaft und studiert wie besessen Schlachtverläufe und Waffentechniken.

Mehmed ist zwölf Jahre alt, als sein Vater überraschend abdankt. Murad hat einen Friedensvertrag mit dem ungarischen König Ladislaus geschlossen und glaubt nun wohl, sich endlich zurückziehen zu können; schon lange ist er des Regierens überdrüssig. Unter der Vormundschaft des Großwesirs Halil soll Mehmed seine Aufgaben übernehmen.

Doch in der Herrschaft des Jünglings sieht der Papst in Rom eine günstige Gelegenheit, die Osmanen anzugreifen. Er überzeugt Ladislaus, sein Friedensversprechen zu brechen und ein Kreuzfahrerheer gegen die Osmanen zu führen.

Als Murad vom Anmarsch der Christen erfährt, sammelt er eine große Armee. Am 10. November 1444 schlägt er die Kreuzfahrer bei Varna am Schwarzen Meer vernichtend.

Die Niederlage beendet endgültig die Ära der Kreuzzüge. Für Jahrhunderte werden die Christen nicht mehr versuchen, die Osmanen aus Europa zu vertreiben. Auf dem Balkan bleibt nach der Schlacht bei Varna einzig Konstantinopel als christliche Hochburg bestehen – eine Enklave mitten im osmanischen Gebiet.

Murad zieht sich wieder zurück, doch Machtkämpfe unter seinen Höflingen zwingen ihn erneut, die Führung zu übernehmen. Bis zu seinem Tod 1451 regiert er das Reich. Mehmed ist 18, als er endgültig an die Macht kommt. Spätere Porträts zeigen ihn mit scharf geschnittenem Profil, einer Adlernase, kräftigem Kinn und rötlichem Bartwuchs.

Der Kopf des jungen Sultans, so berichtet es einer der zahlreichen osmanischen Chronisten, ist voller Geschichten über Caesar und Alexander den Großen. Wie sie will er als Eroberer in die Geschichte eingehen. Und er will unbedingt derjenige sein, der Konstan-

tinopel endlich in das Reich seiner Dynastie eingliedert.

Umso überraschter sind byzantinische Gesandte, die 1451 zum Antrittsbesuch an den Hof des neuen Herrschers reisen, als Mehmed ihnen den Frieden verspricht. Er sagt Konstantinopel sogar eine jährliche Zahlung aus den Steuereinnahmen zu. Das Geld, so führt er aus, solle für den Unterhalt seines Verwandten Orhan verwendet werden, eines Thronrivalen, der sich in der Gewalt der Byzantiner befindet.

Mehmeds Freundlichkeit ist reines Kalkül; er will erst die Grenzen des Reiches absichern, um seine Kräfte dann gegen Konstantinopel zu konzentrieren. So schließt er unter anderem einen Friedensvertrag mit Venedig, verständigt sich mit dem serbischen Herrscher sowie den Fürsten der Walachei. Außerdem muss er Rücksicht nehmen auf eine von seinem Großwesir Halil angeführte Fraktion am Hof, die gegen eine kostspielige Belagerung der scheinbar uneinnehmbaren Stadt ist. Halil ist der Meinung, eine friedliche Nachbarschaft mit den Byzantinern sei die beste Lösung.

Doch dann liefert Konstantinopel selbst den Kriegsgrund. Wahrscheinlich sind es die katastrophalen Finanzen der Stadt, die die Byzantiner dazu verleiten, Mehmed zu erpressen. Sollte der Sultan seine Zuwendungen nicht verdoppeln, schreibt der byzantinische Kaiser Konstantin XI. nach Edirne, werde er Orhan freilassen.

Wahrscheinlich hofft er, der Sultan werde einlenken, um zu verhindern, dass sein Thronrivale einen Bürgerkrieg anzetteln könnte (obwohl Orhan in Wirklichkeit kaum Anhänger hat und die Stadt gar nicht verlassen möchte).

Doch Mehmed stellt die Zahlungen an Konstantinopel komplett ein. Und setzt eine gewaltige Militärmaschine in Gang, um die Stadt zu erobern.

Aus allen Provinzen des Reiches rekrutiert der Sultan Tausende Steinmetze, Zimmerer, Schmiede, Kalkbrenner. Mit Transportbarkassen lässt er Brennöfen und Steine aus Anatolien über den Bosphorus schaffen, dazu Holz aus den Wäldern am Schwarzen Meer.

Im April 1452 beginnen die Handwerker, zehn Kilometer nördlich von Konstantinopel, an der engsten Stelle des Bosphorus, eine Festung zu errichten.

Die Arbeiter schufteten im Akkord. Nach nur viereinhalb Monaten haben sie ein Fort geschaffen, dessen Mauern 15 Meter hoch und deren Türme mit Bleiplatten gedeckt sind. Mehmed lässt Kanonen in die Festung bringen und verkündet öffentlich, dass fortan jedes Schiff, das den Bosphorus durchfährt, an der Festung kontrolliert wird.

Zudem beauftragt er Zimmerleute mit der Ausbesserung seiner bislang vernachlässigten Schiffe und dem Bau Dutzender neuer Kriegsgaleeren – für eine schlagkräftigere osmanische Flotte. Mehmed weiß: Konstantinopel hat bei



Die Klingen dieses osmanischen Doppelbeils sind aus Damaszener-Stahl gefertigt – einem besonders harten und bruchfesten Werkstoff

Neben den Säbeln mit gekrümmter Klinge sind auch Dolche wie dieser Standardwaffen der osmanischen Soldaten



den bisherigen Belagerungen stets davon profitiert, dass seine europäischen Verbündeten es über das Meer mit Lebensmitteln unterstützen konnten.

Gelänge es dem Sultan jedoch, den Bosphorus zu blockieren und mit seiner Flotte zudem das Marmarameer zu kontrollieren, wäre Konstantinopel vollständig isoliert.

Schnell haben die Osmanen einen Namen für ihre neue Festung gefunden: „Messer an der Kehle“.

Der byzantinische Herrscher reagiert mit einer Mischung aus Resignation und Trotz: „Es ist klar, dass du den Krieg dem Frieden vorziehst“, schreibt Kaiser Konstantin dem Sultan. „Ich schließe die Tore meiner Hauptstadt und werde mein Volk bis zum letzten Tropfen meines Blutes verteidigen.“

Konstantin XI., 48 Jahre alt, ein großer, hagerer Mann mit regelmäßigen Gesichtszügen, ist ein erfahrener Feldherr, mutig und selbstlos. Doch seine Hauptstadt, der traurige Rest des einst so mächtigen Byzantinischen Reiches, ist nur noch ein Schatten seiner früheren Größe.

Lebten im 12. Jahrhundert noch mehr als eine halbe Million Menschen hinter ihren Mauern, sind es jetzt weniger als 100 000. Weite Teile der zwölf Quadratkilometer großen Fläche sind verwaist und verödet. Im Grunde ist Konstantinopel längst keine zusammenhängende Stadt mehr, sondern eine

Ansammlung kleiner Ortschaften, voneinander getrennt durch Felder, Obstgärten und Wälder.

Das Hippodrom, einst Schauplatz spektakulärer Pferde- und Wagenrennen, zerbröckelt unaufhaltsam. Einzig die Sophienkirche, eine der größten Kathedralen des Mittelalters und Krönungsort der byzantinischen Kaiser, steht noch in voller Pracht im Osten der Kapitale; ihre Instandhaltung ist trotz der leeren Staatskasse nie vernachlässigt worden.

Den meisten Bewohnern hat der Niedergang ihrer Heimat jede Zuversicht geraubt. Prediger, die das Ende der Welt beschwören, haben großen Zulauf. Mehmed II. er-

scheint ihnen als der Antichrist, dessen Ankunft sie schon so lange befürchtet haben.

Hilfsgesuche, die Konstantin nach Europa sendet, bleiben ungehört. Die Niederlage des letzten Kreuzzuges haben Europas Herrscher noch in bitterer Erinnerung. Zudem sind viele Fürsten untereinander in Kleinkriege verwickelt, andere treiben mit den Osmanen Handel und wollen den nicht gefährden.

Darüber hinaus gibt es im katholischen Europa Vorbehalte gegen die orthodoxen Glaubensbrüder im Osten. Der jahrhundertealte Kirchenstreit entzündet sich immer wieder an liturgischen Fragen, etwa daran, ob das Brot beim Abendmahl gesäuert oder ungesäuert sein soll.

So sind es lediglich privat finanzierte Hilfstruppen, die Konstantinopel erreichen. Im Januar 1453 läuft der Genuese Giovanni Giustiniani Longo die Stadt mit zwei großen Schiffen und 700 Soldaten an (noch ist Mehmeds Marmarameer-Flotte nicht bereit). Giustiniani ist ein Experte für die Verteidigung belagerter Städte. Die Schiffe und Söldner hat der tiefgläubige Christ aus eigener Tasche bezahlt. Konstantin ernennt ihn zum Oberbefehlshaber für die gesamte

Landmauer, verspricht ihm die griechische Insel Lemnos, falls die Stadt die Belagerung überstehen sollte.

Einen anderen Experten des Kriegshandwerks verkennt der Kaiser dagegen vollkommen – mit fatalen Folgen. Der ungarische Kanonengießer Urban erhält in Konstantinopel kaum Gehalt. Völlig verarmt reist er nach Edirne und bittet um eine Audienz am Hof des Sultans.

Als er Mehmed erklärt, er könne eine Kanone bauen, die selbst die Mauern Konstantinopels zerschmettern würde, bietet der Sultan ihm das Vierfache des geforderten Gehalts.

Zwar verfügen die Osmanen vermutlich seit 1400 über eigene Geschütze (Kanonen sind in Europa wohl ab der Mitte des 14. Jahrhunderts bekannt). Doch ihre Durchschlagskraft ist gering; angeblich richteten bei einer früheren Belagerung Konstantinopels 70 Schuss kaum Schaden an der Landmauer an.

Mehmed stellt Urban Kupfer und Zinn zur Verfügung, Salpeter, Schwefel und Holzkohle. Der Ungar macht sich daran, die größte bis dahin gebaute Kanone zu gießen.

Aus Ton, zerschnittenem Hanf und Leinen fertigt er für das Kanonenrohr eine Gussform von acht Meter Länge und mehr als 75 Zentimeter Durchmesser. Arbeiter stellen sie senkrecht in eine große Erdkuhle, füllen die Grube anschließend wieder mit Erde, Steinen und Sand, sodass die Gussform vollständig im Boden verschwindet.

Von der vergrabenen Form führt eine Rinne aus Ton zu zwei Schmelzöfen aus Ziegelsteinen. Heizer füllen die Öfen mit Kupfer, Zinn und Bronzeschrott. Drei Tage und Nächte lang heizen sie die brennende Holzkohle der Öfen mit Blasebälgen auf, öffnen dann mit Eisenhaken das Abstichloch.

Wie rot glühende Lava fließt das Metall langsam durch die Rinne und füllt die Gussform. Als es abgekühlt ist, legen Helfer das fertige Kanonenrohr frei, und ein Ochsen gespannt zieht es aus der Kühle.

کسی را که باشد دوفرزینا
میشد بود از یکی بی نیاز
کنون شاه را در سر بر سال
چنین است تا فرزند فال
که سازد بس خطه از دیا
روایتی که صاحب وفا
کنیم او فرزند یک
بهر نوازش پی بندیک



کاهای سپین و قباهای ال
فراوانتر از کپه نیرنه ال
زنگلو تیر لا طها دوست
چکل تبه برسم اندوست
که کرد و کرد و لایت تمام
ستاد نر خایک غلام
چولا کلا یی هند برش
چونچه قبا یی کند برش

Elitesoldaten und hohe Beamte des Sultans werden (wie auf dieser Miniatur von 1558) bereits als Knaben zwangsweise rekrutiert – sie sind Sklaven, die man ihren christlichen Eltern fortgenommen hat

Urbans Riesenkanone, deren Lauf groß genug ist, dass ein Mann hineinkriechen kann, verschießt Kugeln aus Granit mit einem Umfang von zweieinhalb Metern und einem Gewicht von etwa einer halben Tonne.

Bei einem Probeschuss in der Nähe des Herrscherpalasts fliegt die mächtige Kanonenkugel anderthalb Kilometer durch die Luft, ehe sie sich zwei Meter tief in die Erde gräbt. Mehmed ist begeistert.

Urban stellt noch weitere Kanonen her, kleiner als sein Meisterstück, aber mit bis zu vier Meter Länge ebenfalls gewaltige Geschütze.

Die neuen Waffen für die Belagerung lässt Mehmed mit Ochsespannen und Hunderten Arbeitern im Frühjahr 1453 nach Konstantinopel bringen.

DER 21-JÄHRIGE SULTAN hat ein mächtiges Heer aufgestellt: Janitscharen, Sipahi, gewöhnliche anatolische Regimenter, dazu zahlreiche christliche Hilfstruppen, viele von ihnen zwangsrekrutiert, Kanoniere, Waffenschmiede und Militärpolizisten – insgesamt sind wohl 100 000 Mann unter Waffen.

Anfang April 1453 müssen die Bewohner Konstantinopels mit ansehen, wie etwa 400 Meter vor ihren Mauern eine riesige Zeltstadt errichtet wird. Das osmanische Heereslager ist hervorragend organisiert, Flaggen und Wimpel markieren die Stellungen der verschiedenen Truppenverbände, Muezzine rufen zum Gebet.

Am 6. April weist Mehmed den Truppen ihre Stellungen zu. Seine Armee ist bereit. Die Belagerung Konstantinopels hat begonnen.

Konstantin XI. stehen nur rund 8000 Mann zur Verfügung, neben Griechen vor allem Genuesen und Venezianer. Um einer Panik vorzubeugen, lässt er die Zahl geheim halten. Er und Giustiniani entscheiden, nur die äußere Landmauer komplett zu bemannen. Das Goldene Horn, die Bucht an der Nordseite der Stadt, versperren sie durch eine mäch-

tige Kette und eine Reihe von zehn großen italienischen Handelsschiffen sowie kleineren Galeeren. Im Osten und Süden verlassen sie sich auf die Untiefen und Strömungen des Marmarameeres, stationieren an den dortigen Seewällen nur vereinzelt Männer.

Die Verteidiger wissen, dass sich das Schicksal der Stadt an der Landmauer entscheiden wird.

Am 12. April 1453 befiehlt Mehmed den ersten massiven Artilleriebeschuss der Menschheitsgeschichte. Mit einem furchteinflößenden Donnern, das noch kilometerweit zu hören ist, zünden die Kanonen. Unter der Wucht der Granitkugeln zerspringen die weißen Kalksteine der Außenmauer, bröckelt an vielen Stellen bald auch das vulkanische Füllgestein.

Die Kanonen schießen ihre Kugeln über die Mauer bis in die Stadt, wo die Geschosse Gebäude zerstören und Zivilisten niedermähen. Auf den Straßen Konstantinopels rennen die Bewohner panisch umher, Frauen brechen ohnmächtig zusammen, Hunderte suchen Zuflucht in den zahlreichen Kirchen und beten.

Aber es gibt auch Probleme, vor allem mit Urbans Riesenkanone. Durch die Hitze und den Druck der Explosionen entstehen Haarrisse im Lauf. Zwar gießen die Kanoniere nach jedem Schuss warmes Öl über das Rohr, damit sich die Risse nicht vergrößern. Doch ausgerechnet das größte Geschütz ist wohl eines der ersten, deren Lauf zerspringt und mit Eisenringen notdürftig repariert werden muss.

Zudem gelingt es den Verteidigern, die Schäden an der Mauer immer wieder auszubessern. Unter der Leitung von Giustiniani rammen sie große Holzpflocke in die entstandenen Breschen, schütten dahinter Steine, Holz, Reisig, Büsche und tonnenweise Erde auf. Auf den Kamm des Walls stellen sie als Zinnen mit Erde gefüllte Fässer. Die



Nach dem Triumph in Konstantinopel zieht Mehmed II. Richtung Westen. Doch vor Belgrad (oben) unterliegt der Sultan und muss 1456 zurückweichen. Die Festung fällt erst 65 Jahre später an die Osmanen

provisorische Lösung erweist sich als erstaunlich stabil: In die weiche Erde dringen die Kanonenkugeln zwar ein, aber sie zerstören damit nicht gleich die ganze Konstruktion.

Chronisten zufolge attackieren die Osmanen Konstantinopel zur gleichen Zeit am anderen Ende der Stadt mit ihrer neuen Flotte, rudern mit gut 100 Kriegsgaleeren und kleineren Schiffen zum Goldenen Horn. Sie sollen die Seesperre an der Bucht durchbrechen und die Verteidiger so zwingen, Männer von der Landmauer abzuziehen.

Die osmanischen Marinesoldaten beschießen die Handelsschiffe, die vor der mächtigen Sperrkette ankern, mit Stein-kugeln, Armbrustbolzen und Brandpfeilen, fahren dann an sie heran, um sie im Nahkampf zu entern.

Doch gegen die weitaus größeren Segler sind die Angreifer im Nachteil. Mithilfe von Seilwinden, die sie an den Masten befestigt haben, lassen die erfahrenen italienischen Seemänner schwere Steinbrocken auf die zerbrechlichen Rumpfe der Galeeren hinabfallen. Umgekehrt schaffen es die kleinen Kanonen auf den leicht gebauten osmanischen Schiffen nicht, die dicken Bordwände der Handelsschiffe ernsthaft zu beschädigen. Schließlich befiehlt der osmanische Kommandant den Rückzug.

Am 18. April ordnet Mehmed abends den ersten Sturmangriff auf ein zerstörtes Teilstück der Landmauer an.

Doch dank der erfolgreichen Ausbesserungsarbeiten ist die Schneise nicht groß genug, um die zahlenmäßige Überlegenheit seiner Truppen auszuspielen. Und im Kampf Mann gegen Mann sind die Angreifer den Verteidigern nicht gewachsen, die stabilere Rüstungen tragen und selbst auf der stark beschädigten Mauer immer noch die bessere Position haben, da sie von oben auf den heranstürmenden Feind einschlagen können.

Mehmed muss den Angriff abbrechen. Am nächsten Morgen, so heißt es in einer Chronik, ist das Schlachtfeld

„mit völlig zerfetzten Leichen übersät“. Zurückgelassene Rammbocke liegen umher, vereinzelt schwelen noch Feuer. Angeblich ist nicht einer der Verteidiger gefallen. In der Stadt macht sich nach dem erneuten Sieg wieder Hoffnung breit.

Und nur zwei Tage später wird diese Zuversicht abermals gestärkt.

Am Morgen des 20. April erspähen die Wächter der Seemauer vier große Segler im Marmarameer. Drei davon sind genuesisische Schiffe, die der Papst samt Besatzung und Waffen entsendet hat – zumindest das katholische Oberhaupt hat sich doch noch Konstantinopels erbarmt. Auf ihrer Reise hat sich ihnen ein byzantinisches Lastschiff angeschlossen, das bei Beginn der Belagerung gerade zum Getreidekauf vor Sizilien ankerte.

Mehmed, wegen der jüngsten Niederlagen äußerst gereizt, befiehlt seinem Flottenkommandanten, „entweder die Schiffe zu erobern oder auch selbst nicht unversehrt zurückzukommen“.

Am frühen Nachmittag, die Segler haben mittlerweile die Südostspitze der Stadt erreicht, greifen die Osmanen an. Mit etwa 100 Galeeren schließen sie die vier gegnerischen Schiffe ein, doch die Osmanen können die größeren Segelschiffe nicht aufhalten. Fast schon haben die Segler das schützende Goldene Horn erreicht, als plötzlich der zuvor kräftige Südwind abflaut.

Vor den Augen der Verteidiger Konstantinopels, die dicht gedrängt auf der Seemauer stehen, beginnt nun ein stundenlanges Gefecht, bei dem die kleineren osmanischen Galeeren die Segler umzingeln. Mit Äxten schlagen die Verteidiger den an den Bordwänden emporkletternden Osmanen die Köpfe oder Hände ab, löschen mit Wasser aus



Das Streitbeil – wenn auch selten in so reich verzierter Form – gehört zur üblichen Ausrüstung der osmanischen Kavallerie

bereitgestellten Fässern die unzähligen Brandpfeile und gießen ihrerseits „Griechisches Feuer“, eine brennbare Flüssigkeit, auf die Galeeren.

Während des Gefechts behindern sich die Osmanen gegenseitig, da sie ihre Schiffe zu nah aneinander heranfahren, sodass sich deren Ruder verkanten. Vom Ufer schreit der Sultan seinen Männern abwechselnd Anweisungen, Drohungen und Ermutigungen zu. In seiner Aufregung treibt er sein Pferd so weit ins Meer hinein, bis es Wasser schluckt.

Doch plötzlich kommt der Südwind wieder auf, die Segelschiffe nehmen an Fahrt auf, durchbrechen den Riegel der Galeeren. Als sie in das Goldene Horn einlaufen (die Sperrkette wird kurz geöffnet), läuten in der Stadt die Kirchenglocken und auf den Mauern jubeln die Belagerten.

Mehmed enthebt den Admiral seines Kommandos, bestraft ihn mit 100 Peitschenhieben und verteilt dessen Besitz an die Janitscharen; seine Berater können ihn nur mit Mühe davon abhalten, den Offizier auf der Stelle hinzurichten.

Dann ordnet der Sultan eines der denkwürdigsten Manöver der Militärgeschichte an.

WEIL SEINE FLOTTE von See aus nicht in das Goldene Horn eindringen kann, lässt Mehmed rund 70 Schiffe mithilfe von Tausenden Arbeitern und Dutzenden Ochsen gespannen drei Kilometer

Im Gegensatz zu westlichen Schwertern sind osmanische Säbel Schneidewaffen – und lassen sich mit viel geringerem Kraftaufwand führen

über Land in die Meerenge schleppen – ein Befehl, der den Verteidigern erneut die scheinbar unerschöpflichen Ressourcen ihres Gegners vor Augen führt.

Für die Belagerten verschlechtert sich die Lage dadurch dramatisch: Die osmanische Flotte liegt jetzt nur noch anderthalb Kilometer von der Stadt entfernt; das Goldene Horn, zuvor die am besten gesicherte Seite der Stadt, ist nun zu einer ständigen Bedrohung geworden. Und in der ein paar Hundert Meter schmalen Bucht kann Mehmet seine Galeeren vom Nordufer aus mit großen Kanonen schützen, sodass die byzantinischen Schiffe sie nicht angreifen können.

Nun müssen die Verteidiger auch im Norden der Stadt Tag und Nacht auf eine Attacke der Osmanen gefasst sein. Konstantin ist gezwungen, Männer von der Landmauer abzuziehen und an das Goldene Horn zu verlegen.

Dabei hat sich die Lage Ende April auch an Land zugespitzt. Der Beschuss der vergangenen zwei Wochen hat die äußere Mauer stark mitgenommen. Ständig müssen die Verteidiger ihre Erdwälle erneuern und in den Feuerpausen den Graben, der voller Schutt ist, freiräumen. Zudem lässt Mehmed immer wieder kleine Überraschungsangriffe starten, um die Soldaten auf der Mauer zu zermürben und um zu testen, ob sie überhaupt noch kämpfen können.



Tatsächlich sind Konstantins Männer mit ihren Kräften am Ende. Zur Erschöpfung kommt der Hunger. Die Vorräte in der Stadt gehen Anfang Mai langsam zur Neige. Viele Soldaten müssen in den Kampfpausen ihre Posten verlassen, um irgendwo in der Stadt Lebensmittel für ihre Familien aufzutreiben.

Und dennoch: Noch immer halten die Belagerten der osmanischen Übermacht irgendwie stand.

Am 7. Mai schlagen sie in einem mehr als dreistündigen Gemetzel einen Großangriff auf den stark beschädigten mittleren Mauerabschnitt zurück. Sie zerstören auch die Tunnel, die serbische Bergleute für Mehmed in den felsigen Boden vor Konstantinopel geschlagen haben, um unterirdisch in die Stadt einzudringen.

Fortan stellen die Verteidiger entlang der Mauer in regelmäßigen Abschnitten Eimer und Schalen mit Wasser auf: Sobald sich die Oberfläche des Wassers kräuselt, wissen sie, dass darunter gegraben wird.

Die fast täglichen Kämpfe um die Stollen sind grausam. Enttarnte Bergleute sterben durch Griechisches Feuer; sie ersticken, wenn die Verteidiger Rauch in die Tunnel leiten, ertrinken, wenn sie geflutet werden.

Geraten Stollengräber in Gefangenschaft, foltern die Belagerten sie so lange, bis sie ihnen die Standorte weiterer unterirdischer Gänge verraten haben; dann schlagen sie ihnen die Köpfe ab. Mehmed lässt vermutlich 14 Tunnel bis zum 25. Mai graben, aber die Verteidiger zerstören sie allesamt.

Auch der Versuch, die Stadt mit eilig gezimmerten Belagerungstürmen zu attackieren, geht fehl. Die hölzernen Türme sind zwar furchteinflößend groß, aber den Christen gelingt es, sie in Brand zu stecken und zum Einsturz zu bringen.

Die Belagerung droht zu scheitern. Regelmäßig müssen die Osmanen ihre

Toten zu Haufen aufschichten und verbrennen, um Krankheiten vorzubeugen. Ihre Zeltstadt ist derart groß, dass jeden Tag tonnenweise Fäkalien anfallen. Selbst bei einer perfekten Organisation steigt das Risiko von Seuchen, zumal bei den mittlerweile fröhsommerlichen Temperaturen.

Am 26. Mai ruft Mehmed seine Berater zum Kriegsrat. Großwesir Halil ergreift das Wort: Er warnt vor der Unzufriedenheit im Heer, empfiehlt dem Sultan, den Byzantinern hohe Tributzahlungen aufzuerlegen und abzuziehen. „Du kannst deine Macht mehr durch den Frieden als durch den Krieg vergrößern“, appelliert er (so der griechische Chronist Leonard von Chios).

Doch die Generäle argumentieren für einen letzten Großangriff: Die Verteidiger seien völlig erschöpft, die Übermacht der eigenen Truppen werde den Sieg bringen. Schließlich weist Mehmed seinen ersten Kommandanten an: „Mache das Heer bereit zum Kampf.“

Der Plan der Osmanen ist einfach: Ihre Truppen sollen in Wellen attackieren, den Gegner durch ihre schiere Zahl überwältigen. Doch klar ist auch: Missrät dieser Sturmangriff, ist die Belagerung endgültig fehlgeschlagen.

AM ABEND DES 28. MAI, einen Tag vor der Schlacht, spricht Mehmed zu seinen Männern: „Ihr Kinder Mohammeds, seid frohen Mutes, denn morgen werden wir so viele Christen in unseren Händen haben, die wir verkaufen können, und wir werden so viele Reichtümer erlangen, dass wir ganz aus Gold sein werden.“ So jedenfalls notiert es der venezianische Marinearzt Nicolò Barbaro, dessen Schiff im Hafen Konstantinopels liegt, in seinem Tagebuch.

Den Jubel und die lauten Gebete, die Mehmeds Worte auslösen, hören auch die Verteidiger auf den Mauern. 53 Tage haben sie den Osmanen mittlerweile getrotzt. Sie haben das schwerste Bombardement des Zeitalters ertragen – geschätzte 5000 Schüsse aus den bis dahin größten je abgefeuerten Kanonen.



Minarette flankieren die ehemalige orthodoxe Krönungskirche Hagia Sophia (unten rechts), die nach der Eroberung zur Moschee umgewandelt wurde – Konstantinopel ist zur islamischen Stadt geworden (um 1537)

Sie haben Sturmangriffe abgewehrt, Tunnel und Belagerungstürme zerstört, Tausende Osmanen getötet. Sie sind übermüdet und ausgehungert; von den einst 8000 Mann ist nur noch jeder Zweite kampffähig.

Nun nehmen sie ihre Positionen auf der Außenmauer ein. 18 Meter hinter ihnen schließen sich die Tore des zweiten Walls. Entweder die Verteidiger halten ihre Stellung. Oder sie sterben alle.

Es ist kurz nach Mitternacht, der 29. Mai 1453 hat gerade begonnen, als die Osmanen mit Hörnern, Trommeln und Zimbeln das Signal zum Angriff geben. Zuerst stürmen zwangsrekrutierte christliche Soldaten und angeheuere Abenteurer gegen die Mauer. Sie sind schlecht organisiert und unzureichend ausgerüstet. Aber Mehmed will sie nutzen, um die Verteidiger zu zermürben.

Hinter ihnen hat er Militärpolizisten aufgestellt, die sie mit Knüppeln und Peitschen antreiben. Dahinter wiederum sind Janitscharen postiert, die mit ihren Krummsäbeln jeden niedermachen, der zu fliehen versucht. Zwei Stunden lang sterben die Kämpfer an der Mauer; dann erlaubt Mehmed den Überlebenden, sich zurückzuziehen.

Als Nächstes schickt er seine anatolischen Regimenter in die Schlacht: gut bewaffnete Fußsoldaten, glühende Muslime. Voller Ehrgeiz, die christliche Stadt zu erobern, stürzen sie sich in den Kampf, verbrennen durch siedendes Öl, das die Verteidiger von den Mauern schütten, werden zermalmt von den Felsbrocken, die auf sie herniederprasseln. „Oh, man musste sie bestaunen, diese Bestien!“, schreibt ein christlicher

Schon im 14. Jahrhundert werden die Osmanen zum größten Rivalen des byzantinischen Imperiums. Ab etwa 1300 bezwingt der Dynastiegründer Osman mehrere benachbarte Fürsten; sein Sohn Orhan vervierfacht das Reichsgebiet

Chronist. „Ihr Heer wurde vernichtet, aber sie versuchten mit unerschütterlicher Tapferkeit vorzustößen.“

Die Anatolier klettern über ihre gefallenen Kameraden hinweg, um immer wieder neue Angriffe zu starten. Erst am frühen Morgen ziehen sie sich zurück. Die Verteidiger haben mittlerweile fünf Stunden fast ohne Pause gekämpft.

Die ersten beiden Angriffswellen der Osmanen sind ohne große Wirkung geblieben. Mehmed, bestürzt von der ungebrochenen Kampfkraft des Gegners, bleibt nun nur noch seine Eliteeinheit: Eine Stunde vor Sonnenaufgang führt er persönlich die etwa 5000 Janitscharen an den Graben.

Doch selbst seinen besten Soldaten gelingt zunächst kein Durchbruch. Schon lässt der Druck ihres Angriffs etwas nach – als plötzlich Giovanni Giustiniani Longo, der militärische Kopf der Verteidiger, schwer verwundet wird.

Leibwächter tragen ihn durch eine geöffnete Ausfallpforte der Innenmauer bis zum Hafen, wo er auf seinem Schiff verbunden wird. Der Anblick ihres verletzten Anführers lässt die übrigen Genuesen glauben, die Schlacht sei verlo-

ren: Auch sie verlassen nun ihre Posten, strömen durch die Pforte in die Stadt. Die verzweifelten Bitten Konstantins können sie nicht aufhalten.

Als Mehmed bemerkt, dass viele der Verteidiger weichen, treibt er seine Truppen zu einem erneuten Angriff: „Wir haben die Stadt, meine Freunde, wir haben sie schon!“

Und tatsächlich: Gegen die ausgedünnten Reihen der Belagerten gelingt es den Janitscharen, die Außenmauer an einigen Stellen zu erklimmen und in den Korridor zwischen den Wällen einzudringen. Zunächst sind es nur einige Dutzend, doch dann werden die Lücken der Verteidigung immer größer, und innerhalb einer Viertelstunde drängen Tausende Osmanen über die Mauer.

Panisch versuchen die Verteidiger, durch die geöffnete Pforte der Innenmauer (jene, durch die Giustiniani gebracht wurde) in die Stadt zu gelangen. Manche werden von ihren Kameraden zu Tode getrampelt; andere fallen den Janitscharen zum Opfer, die sie jetzt von allen Seiten angreifen. Auch Konstantin verschwindet im Gedränge. Seine Leiche wird nie gefunden.

Als die Sonne aufgeht, laufen die osmanischen Soldaten zwischen Tausenden gefallener Christen umher, schlagen Toten wie Verwundeten die Köpfe ab. Sie öffnen die Tore der zweiten Mauer, hissen ihre Banner auf den Türmen.

Konstantinopel ist genommen.

EINIGE STUNDEN LANG überlässt Mehmed die Stadt seinen Soldaten, erlaubt ihnen, Sklaven zu erbeuten, Frauen zu schänden, Kirchen und Klöster zu plündern, ihre über Wochen angestaute Wut durch brutales Blutvergießen zu entla-



DIE LEGENDE VOM AMSELFELD

Im Juni 1389 kämpfen die Osmanen im Kosovo gegen Serben. Das Gefecht wird zum Mythos

Für die Osmanen ist die Schlacht auf dem Amselfeld eines von vielen Gefechten. Die Serben aber sehen in dem Kampf vom 28. Juni 1389 das wichtigste Ereignis ihrer Geschichte: den Gründungsmythos ihrer Nation.

35 Jahre zuvor sind die Osmanen erstmals nach Europa eingefallen und haben große Teile der Balkanhalbinsel unterworfen. Die Eroberer machten Adrianopel (das in Edirne umbenannt wurde) zur neuen Hauptstadt ihres Reiches und beherrschten den gesamten östlichen Balkan von Nordgriechenland bis zum Schwarzen Meer. 1389 wird Serbien, ein Gebiet voller Silberminen, zu ihrem nächsten Ziel.

Das christlich dominierte Serbien besteht aus vielen Fürstentümern. Der mächtigste Herrscher ist Lazar Hrebeljanović. Er gebietet unter anderem über weite Teile der wohlhabenden Region Kosovo Polje (deutsch: Amselfeld).

Als Sultan Murad I. im Frühsommer 1389 mit 30000 Soldaten in den Kosovo einfällt, sammelt Lazar ein Heer, insgesamt wohl 20000 Mann, um ihn zu vertreiben. Am 28. Juni stehen sich die beiden Armeen gegenüber.

Die Schlacht ist äußerst brutal, sowohl Murad als auch Lazar kommen um. Am Ende des Gefechts haben die Osmanen ihre Stellungen halten können. Die Serben verlassen das Feld. Einen klaren Sieger gibt es nicht.

Doch schon bald nach der Schlacht beginnen slawische Chronisten, das Ereignis zum serbischen Triumph zu verklären. Sie betonen, dass der Sultan im Kampf gefallen sei. Und dass sich sein Sohn Bayezid mit den verbliebenen Truppen wieder nach Anatolien zurückgezogen habe.

Tatsächlich setzt Bayezid aber nur deshalb nach Kleinasien über, um dort seinen Herrschaftsanspruch als Nachfolger seines Vaters zu sichern. Und während die Serben ihre gesamte Streitmacht für die Schlacht auf dem Amselfeld aufgeboten haben, verfügen die Osmanen über reichliche Reserven. Sie kommen bald wieder – und unterwerfen Serbien bis Mitte des 15. Jahrhunderts vollständig.

Gut 100 Jahre später gebietet Istanbul über den gesamten Balkan. Es kontrolliert das Gebiet vom Schwarzen Meer bis zur Adria, herrscht vom Peloponnes bis kurz vor Wien. Zwar verlieren die Osmanen in den Jahren nach der gescheiterten Belagerung Wiens 1683 die Walachei, Nordserbien und Podolien (heute Ukraine und Moldawien) an Europas Mächte. Doch den Rest ihrer Besitztümer auf dem Balkan können sie bis ins 19. Jahrhundert halten.

Mehr als 400 Jahre lang leben die Menschen in Serbien unter der Fremdherrschaft. Zu Beginn profitieren viele Slawen von den geringeren Frondiensten und der Rechtssicherheit, die ihnen die muslimischen Herren garantieren. Doch als das Osmanische Reich vom späten 16. Jahrhundert an in eine Krise gerät, müssen die christlichen Untertanen des Sultans immer höhere Abgaben leisten. Mehrfach erheben sich die Serben nun gegen die Besatzer – so 1804, als osmanische Elitesoldaten ein Massaker an Dorfbewohnern verüben.

Doch erst im späten 19. Jahrhundert erlangt Serbien seine Unabhängigkeit wieder: Auf dem Berliner Kongress von 1878 erkennen die europäischen Großmächte die Souveränität des Landes an. Auch andere ehemals osmanische Territorien wie Rumänien und Montenegro werden nun unabhängig.

Es ist eine Zeit, in der Europa geprägt wird von der Verherrlichung der eigenen Nation. Gerade die jungen Staaten auf dem Balkan suchen nach historischen Wurzeln, die den Anspruch ihrer Bevölkerung rechtfertigen sollen, in einem eigenen Staat zu leben.

Und so sind es serbische Patrioten, die fünf Jahrhunderte nach dem Gefecht von 1389 den modernen Mythos von der Schlacht auf dem Amselfeld begründen. Anders als jene früheren Geschichtsschreiber jedoch, die von einem

Sieg fantasierten, glorifizieren sie nun eine Niederlage: In ihren Gedichten und Volksliedern stellen sie Lazar als Helden dar, der den Tod bewusst gewählt habe, um im Himmel ein Königreich zu errichten. Durch sein Abkommen mit Gott seien die Serben dem Himmel näher als andere Völker.

Die Gründung des serbischen Nationalstaats aber interpretieren die Autoren als Rache an den Invasoren: als späten Triumph in dem Jahrhunderte währenden Kampf gegen die Osmanen, der 1389 auf dem Amselfeld seinen Anfang nahm.

1989 wird der Mythos eine entscheidende Rolle spielen – im zerbrechenden Jugoslawien. Damals hebt der serbische KP-Führer Slobodan Milošević die Eigenständigkeit des mehrheitlich von Albanern bewohnten Kosovo in der Teilrepublik Serbien auf. Wenige Monate später, anlässlich des Schlachtenjubiläums, fordert er vor einer Million Zuhörern auf dem Amselfeld als Lehre aus der Niederlage gegen die Osmanen Einigkeit, Tapferkeit und Opferbereitschaft.

Miloševićs Rede gilt als Indiz für einen neuen serbischen Nationalismus, als Vorbote eines Bürgerkrieges – der bald darauf auch tatsächlich ausbricht.

Johannes Schneider



In der Nähe von Pristina
treffen die Armeen von Osmanen
und Serben aufeinander

den. Dann, am frühen Nachmittag, zieht er selbst in die zerstörte Kapitale ein. Die Kommandeure der Janitscharen und Mitglieder des Thronrats begleiten ihn, als er durch eines der Stadttore reitet.

Mit dem Sieg über Konstantinopel hat der 21-Jährige das Ende des Byzantinischen Reiches besiegelt: Nach 1123 Jahren ist das einst so mächtige oströmische Imperium endgültig erloschen.

Die Nachricht vom Fall der Stadt gelangt über die Häfen des Mittelmeeres nach Westeuropa. Viele Christen wollen anfangs nicht glauben, dass sich die scheinbar uneinnehmbare Metropole nun tatsächlich in osmanischer Hand befindet – die wenigsten hatten gewusst, wie schwach Konstantinopel schon bei Beginn der Belagerung war.

In Venedig brechen viele zusammen, als sie die Botschaft vernehmen. Dem deutschen Kaiser Friedrich III. kommen bei der Nachricht die Tränen. In Dänemark vergleicht König Christian I. Mehmed mit einem Tier der Apokalypse, das aus dem Meer emporgestiegen sei.

Bald kursieren grauenhafte (und falsche) Gerüchte: Alle Bewohner der Stadt seien niedergemetzelt worden, die Ungläubigen hätten nur kleine Kinder verschont; Mehmed stelle nun eine gewaltige Streitmacht zusammen, um in Italien einzufallen. In Rom verfasst der Papst eine Bulle, in der er alle westlichen Fürsten zum Kreuzzug gegen die

Literaturempfehlungen: Roger Crowley, „Konstantinopel 1453: Die letzte Schlacht“, Theiss: gut lesbare Darstellung des Falls Konstantinopels. Franz Babinger, „Mehmed der Eroberer und seine Zeit“, Bruckmann: die maßgebliche Mehmed-Biografie.



In einer zweiten Expansionswelle erobern die Osmanen ab 1354 auch Territorien in Europa. Bis 1451, dem Jahr des Herrschaftsantritts Sultan Mehmeds II., annektieren sie zudem weite Teile Anatoliens

Ungläubigen aufruft. Doch es geschieht nichts. Für die meisten europäischen Herrscher sind die Osmanen weit weg; einen Feldzug würden sie nur wagen, wenn die Muslime sie unmittelbar bedrohten.

Mehmed schickt derweil Siegeschreiben an die anderen Herrscher der muslimischen Welt, unter anderem nach Kairo, Samarkand, Granada: Er sei von nun an der Führer des Heiligen Krieges. Auch trage er einen neuen Titel: „Vater der Eroberung“.

Mit der Einnahme Konstantinopels verbindet er offenbar den Anspruch, nun auch als oberster Schutzherr der Griechen zu gelten: eine Rolle, die zuvor der byzantinische Kaiser innehatte.

Er lässt Konstantinopel wieder aufbauen – jene Stadt, die im Volksmund schon lange „Istanbul“ genannt wird (möglicherweise fand der Name seinen Ursprung schon, als Konstantinopel noch der Mittelpunkt der griechischen Welt war: Die Griechen bezeichneten die Metropole meist einfach als Polis, „die Stadt“; wollte jemand dorthin, sagte er wohl häufig *is tin polin*, „in die Stadt“; für Türken mag dies so ähnlich

geklungen haben wie Istanbul).

Die Stadt wird zur neuen Kapitale der Osmanen. Die Sophienkirche bauen die Eroberer um zur Moschee Aya Sofia, ersetzen Kreuze durch Halbmonde, errichten ein hölzernes Minarett neben dem Gotteshaus. Doch auch Christen und Juden dürfen in Istanbul arbeiten und ihren

Glauben ausüben – bald wächst die kulturell vielfältige Stadt wieder zur wichtigsten Handelsmetropole des Balkans und Kleinasien heran. Auch die genuesische Stadt Galata auf der anderen Seite des Goldenen Horns, die während der Belagerung neutral geblieben ist, unterwirft sich dem Sultan kurz nach dessen Sieg und wird Teil der Metropole.

Mehmed nutzt Istanbul als Startpunkt für weitere Eroberungsfeldzüge. 1461 zieht er in die letzte unabhängige griechische Großstadt Trapezunt ein, gewinnt zudem die Kontrolle über den Handel im Schwarzen Meer. Er fällt in die Walachei ein, dringt nach Albanien und ins Fürstentum Moldau vor. 1481 setzt sein Heer gar nach Süditalien über.

Doch ehe der Marsch auf Rom beginnen kann, stirbt Mehmed, der Feldzug wird abgebrochen. Die Todesumstände des 49-jährigen Sultans bleiben rätselhaft – möglicherweise hat ihn sein strenggläubiger Sohn Bayezid vergiften lassen, weil er die religiöse Toleranz seines Vaters nicht ertragen konnte.

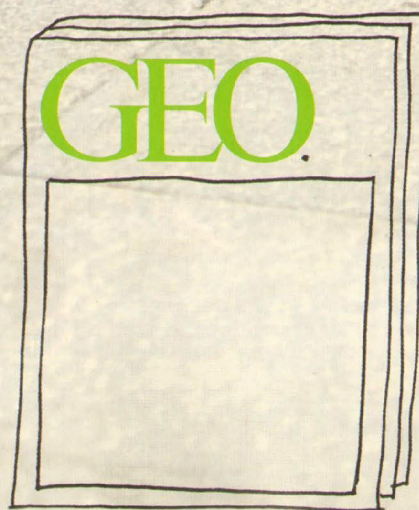
Seine letzte Ruhe findet Mehmed in einer Moschee in Istanbul. In jener Stadt, von der aus seine Nachfolger fortan über ein Weltreich gebieten werden. □

Johannes Schneider, 31, Journalist in Quito, Ecuador, erlitt bei der Arbeit an diesem Text zuweilen dabei, wie er mit den so hoffnungslos unterlegenen Verteidigern mitfieberte.



ICH BIN

GEO.



Nicht nur hinsehen,
sondern auch was
erkennen.

Der Sultan –
hier das Porträt
des gut 60-jährigen
vom Hofmaler
Nigari – lässt seine
zahllosen Dokumente
mit der *tuğra*
(rechts), seinem
imperialen Signum,
besiegeln



ALLAHS *Schatten*

Der mächtigste Sultan des Osmanischen Reiches

Kaum ein türkischer Herrscher ist so klug und energisch – und lebt so lange. Fast ein halbes Jahrhundert regiert Süleyman. Er erweitert das Imperium bis nach Belgrad und Bagdad, kodifiziert Gesetze, beglaubigt mit seiner Prunkunterschrift zahllose Dokumente, häuft immense Reichtümer an, fördert Künstler. Doch seine Regentschaft endet im Sohnesmord – und trägt den Keim des Niedergangs in sich

VON CAY RADEMACHER



Ich, der Sultan der Sultane, Herr der Herren, Spender der Kronen an die Monarchen auf dem ganzen Erdenrund, Allahs Schatten auf Erden...

Aus einem Brief Süleymans
an den König von Frankreich

Allahs Schatten auf Erden ist hager und blickt mit dunklen, müden Augen auf die Welt. Schmal ist der Kopf, fast zu fragil für die Last des gewaltigen Turbans, der das Haupt überwölkt. Blau schimmernder Satin umhüllt den gebeugten Leib. Nigari, ein ehemaliger Galeerenkapitän, der zum Hofmaler aufgestiegen ist, porträtiert um 1560 seinen Herrn, den Sultan Süleyman, dem die ungläubigen Chronisten im Abendland den Beinamen „der Prächtige“ verliehen haben.

Vier Jahrzehnte dominiert er da schon das größte Reich des Zeitalters. Mit der prachtvollsten Hauptstadt, der gewaltigsten Armee, der fürchterlichsten Flotte, den größten Moscheen. Gebietet er über einen Harem und ein Heer stummer Mörder und Kadis, Gouverneure und Steuereintreiber, die sein Wort von Belgrad bis Bagdad durchsetzen und von der Donau bis zum Nil. Unvorstellbar sind die Berge an Gold, Silber und Geschmeide in seinem Schatzhaus, neben dem Reliquiar im Palast, wo er Haare vom Barte des Propheten aufbewahrt.

Und doch: Fast scheint es, als hätte Nigari, der womöglich bei seinen Reisen auf dem Meer gelernt hat, genauer hinzusehen als andere Höflinge und Chronisten, mehr festgehalten als das prachtvolle Äußere seines Sultans. Als hätte er in dessen nachdenkliche Augen, in den schmalen Mund, in die scharfen Wangen Sorgen und Schmerz hineingelegt.

Denn Allahs Schatten auf Erden hat für seine Macht einen fürchterlichen Preis bezahlt.

Und vielleicht steht dieses Schicksal schon geschrieben im Koran: Denn als der Junge vermutlich am 6. November 1494 in Trabzon (dem ehemaligen Trapezunt) an der Schwarzmeerküste

geboren wird, schlägt sein Vater, einem Brauch zufolge, die Heilige Schrift der Muslime an einer willkürlich ausgewählten Stelle auf, um den Namen des Knaben zu ermitteln: Im Text ist von König Salomo die Rede, dem weisen königlichen Gesetzesschöpfer. Süleyman ist dessen türkische Schreibweise.

Vielleicht steckt ihm das Schicksal auch im Blut. Denn seine Mutter ist Krimtatarin und vermutlich Nachfahrin des legendären Feldherrn Dschingis Khan. Und sein Vater ist der Sultanssohn Selim, ein Enkel von Mehmed II., dem Eroberer Konstantinopels. Kein Wunder also, dass aus dem Knaben später ein Gesetzesschöpfer und ein Eroberer wird.

Süleyman lernt lesen, schreiben, rechnen, er kennt die Geschichten aus „Tausendundeiner Nacht“. Fromm ist er – in Istanbul werden acht Ausgaben des Korans die Jahrhunderte überdauern, die er mit eigener Hand abgeschrieben hat. Fanatisch aber ist er nicht, Juden und Christen gegenüber wird er stets jene Duldsamkeit zeigen, die sich aus kompletter Gleichgültigkeit nährt.

Er kann musizieren, reiten, er schießt den Bogen und spricht Osmanisch, Arabisch und Persisch. Wie es Tradition ist im Hause der Osmanen, lernt er auch ein Handwerk: das des Goldschmiedes. Zeit seines Lebens wird er Geschmeide, Perlen und Edelmetalle lieben.

Ein musterhafter Jüngling edlen Geblüts. Doch als er 17 Jahre alt ist, wird Süleyman in einem Sturm aus Blut und Mord ins Herz des Imperiums getragen.

Denn in der osmanischen Herrscherfamilie gilt das Gesetz des Brudermordes: Jeder Sohn hat gleichen Anspruch auf das Erbe des Vaters – da es für den Thron aber nur einen Erben geben kann, entbrennt beim Ende des alten Monarchen stets ein Kampf auf Leben und Tod.

Mehmed II. hat den Brauch in einem Dekret festgeschrieben: „Es ist gerechtfertigt, dass, wer auch immer von meinen ehrenwerten Söhnen oder Enkeln die höchste Macht erringt, seine Brüder opfern kann, um den Frieden der Welt zu erhalten. Er soll die entsprechenden Maßnahmen ergreifen.“

Sein Enkel Selim – ein Mann brutalster Effizienz – wartet nicht einmal auf den Tod des Vaters. Er geht, als der Sultan altert, mit Truppen gegen seine beiden Brüder vor. Er gewinnt die

entscheidenden Schlachten in diesem innerosmanischen Krieg, meuchelt seine Brüder, ermordet auch all deren Kinder. Und er beseitigt, selbst wenn das nicht gänzlich sicher bewiesen werden kann, wohl alle eigenen Söhne – bis auf Süleyman, seinen Favoriten.

Der einzige männliche Überlebende dieser erbarmungslosen Auslese wird anschließend als Gouverneur einer Provinz installiert, auf dass er dort Regierungserfahrung sammle.

Süleymans Glück ist es wohl, dass er so den Augen des Vaters entkommt. „Den Gestrengen“ werden die Zeitgenossen Selim nennen, den Herrscher, der jähzornig und misstrauisch ist, der auf bloßen Verdacht hin Hunderte Untertanen als vermeintliche Rebellen exekutieren lässt.

Selim überzieht Syrien und Ägypten mit Krieg, bringt mit den eroberten Ländern immensen Wohlstand ins Osmanische Reich. Als erster Sultan erklärt er sich zum „Hüter der heiligen Stätten“, denn auch Mekka und Medina fallen an ihn. So ist er als Mensch zwar gefürchtet, der Würde des Sultans verleiht er jedoch ein ungeheures, geistliche wie weltliche Macht umschließendes Prestige.

Es ist pure Spekulation, sich auszumalen, was so ein gewissenloser Vater, was die Massaker an Brüdern, Onkeln und Cousins in der Seele des jungen Süleyman an Verwüstungen hinterlassen. Detaillierte Berichte über sein Wesen zu jener Zeit haben, sofern sie je existierten, nicht überdauert.

Sicher indes ist, dass er sich einen Mann zum einzigen brüderlichen Vertrauten wählt, der in allem ganz anders ist als die Abkömmlinge seiner Familie: einen griechischen Sklaven.

Ibrahim nennt man ihn, wahrscheinlich ist er der Spross eines christlichen Fischers vom Ionischen Meer, wenige Monate älter als Süleyman. Muslimische Piraten raubten den Jungen, auf dunklen Wegen gelangte er an den Hof des Herrschersohns: hochgewachsen, schlank, gutaussehend, sprachbegabt, ein Musiker. Süleyman und Ibrahim werden Freunde, der Sklave erringt Einfluss als Berater seines Herrn.



Hofmaler haben das »Süleyman-name«, die offizielle Biografie des Sultans, mit Miniaturen illustriert. Hier erobert der Sultan (auf dem Rappen) 1522 Rhodos – auch dank seiner Mineure, die sich unter Festungsmauern hindurchgraben



Wenn es ihm nötig erscheint, regiert der Sultan schon im ersten Regierungsjahr 1521 brutal. Im Feldlager vermutlich an der Donau lässt er einen Gefangenen von einem Elefanten zu Tode trampeln. Fünf weitere Unglückliche erwartet ein ähnliches Schicksal (rechts unten)

Eines Herrn, dem die Macht über das Riesenreich in die Hände fällt, als er 25 Jahre alt ist.

Am 30. September 1520, wenige Tage nach dem überraschenden Tod seines Vaters, erreicht Süleyman den Palast zu Istanbul. „Er ist groß und dünn, von feinem Körperbau“, beschreibt der Botschafter Venedigs den neuen Sultan. „Seine Nase ist etwas zu lang, seine Züge sind fein. Er hat den Schatten eines Oberlippenbartes und einen kurzen Bart. Sein Äußeres ist angenehm, obwohl er etwas blass ist.“ Die Venezianer werden später Albrecht Dürer so viele Details liefern, dass der Meister ein Porträt des Herrschers anfertigt, ohne ihn je gesehen zu haben.

Süleyman erbt das Ansehen des Amtes. Er erbt ein Riesenreich mit gefüllten Kassen und einer disziplinierten Armee. Aber er erbt auch Angst und Unsicherheit, die die acht Jahre Terrorregime seines Vaters hinterlassen haben.

Der Sultan ändert das in wenigen Wochen. Fast scheint es, als habe Süleyman, der doch nicht mit dem raschen Ableben seines etwa 50 Jahre alten Vaters rechnen konnte, einen minutiös durchdachten Plan mit in den Palast gebracht: Er entlässt Hunderte Gefangene seines Vaters, entschädigt Kaufleute, deren Waren willkürlich konfisziert worden sind, erlaubt Handel mit fremden Mächten, den Selim verboten hatte.

Einen Admiral, einen besonders grausamen Handlanger des Vaters, der den Beinamen „der Blutdürstige“ führt, lässt er hinrichten. Seinem Vertrauten Ibrahim überträgt er hohe Posten – 1523 wird er den dann 30-jährigen griechischen Fischersohn zum Großwesir erheben, zum höchsten politischen Würdenträger des Reiches nach dem Sultan, vergleichbar dem Amt des Premierministers in abendländischen Staaten.

Alle Maßnahmen, so lobt ein Chronist, „sind wie der himmlische Tau auf einer sommerlichen Ebene“. Ein glücklicher Beginn. Aber ein unheilswan-gerer für die Nachbarn.

Für das Abendland ist es, als habe

sich die Zeit selbst verdichtet, als geschähe dort in wenigen Monaten mehr als zuvor in Jahrhunderten.

Denn 1520, zu Beginn der Regierung Süleymans, haben gerade Christoph Kolumbus und Vasco da Gama Tore zu neuen Welten aufgestoßen, durch die nun Entdecker, Missionare, Konquistadoren strömen. Gold, Silber und Gewürze fluten zurück. In Spanien ist die Reconquista vollendet, die Rückeroberung der Iberischen Halbinsel von den Arabern.

Die portugiesischen Nachbarn haben die Küsten Afrikas erkundet und sich mit Forts und Handelsniederlassungen in Indien festgekrallt. In Deutschland, bald in halb Europa erschüttern Luthers 95 Thesen das morsche Gebälk einer korrupten katholischen Kirche.

In Italien erfinden Meister wie Michelangelo die Kunst neu, Denker wie Machiavelli die Politik, Geldherren wie die Medici das Bankenwesen.

Kein Monarch profitiert so viel von diesen ungeheuren Energien und wird zugleich von ihnen bedroht wie Kaiser Karl V. Der Habsburger ist das gekrönte Haupt Spaniens und Deutschlands, er bekriegt Frankreich, zieht mit Heeren nach Italien, gebietet über weite Regionen Osteuropas – und ist damit ein höchst unberechenbarer Nachbar Süleymans im Westen.

Im Osten behauptet der Schah von Persien seine Macht. Eine Macht, die politisch und militärisch, aber auch religiös gefährlich ist: Der Schah ist Schiit, propagiert den Islam nach der Lehrmeinung dieser Glaubensrichtung, schürt Aufstände bis nach Anatolien hinein. Eine Unverschämtheit in den Augen des Sultans, der Sunnit ist.*

Und so entlädt sich die Energie Süleymans, kaum hat er seine Macht konsolidiert, nach außen, gegen die Nachbarn.

Der Sultan sieht sich, wie seine Vorgänger, als oberster *gazi*, als islamischer Kämpfer gegen die Ungläubigen. Deshalb ist es seine religiöse und moralische Pflicht, die christlichen wie die schiitischen (also in seinen Augen häretischen) Reiche zu überfallen: 1521 erobert er von den Ungarn Belgrad und damit den Zugang zum Donauraum. Fünf Jahre darauf verheert er Ungarn, besetzt Buda, ein Schock für das Abendland.

1529 erreichen 120 000 Osmanen und ihre Verbündeten Wien, müssen aber nach wenigen Tagen wieder abziehen, weil sie im schlechten Wetter bis zum Herbst gebraucht haben, um von ihren Lagern bis zur Kapitale der Habsburger vorzudringen: Regen und Kälte gefährden die Leben der Krieger wohl mehr, als es die 20 000 zusammengekratzten Verteidiger Wiens je gekonnt hätten.

Trotz der Schlappe unterwirft Süleyman nach und nach Ungarn, das er schließlich 1541 zur Provinz erklärt. Sechs Jahre später muss der erschöpfte Karl V. einen Friedensvertrag akzeptieren, der jährliche Geldzahlungen der Habsburger vorsieht. Ein „Tribut“ sei das, gezahlt vom Kaiser an den Sultan, loben osmanische Chronisten.

In den Jahren, da er nicht Ungarn und die Habsburger mit Feldzügen heimsucht, zermürbt Süleyman andere Gegner: 1522 überfällt er mit Hunderten Schiffen und Zehntausenden Kriegern die Insel Rhodos und vertreibt den Jo-

* Die schiitische Glaubensrichtung geht auf eine Fraktion innerhalb der frühislamischen Gemeinde zurück, die sich bereits wenige Jahre nach dem Tod Mohammeds abgespalte. Ihre Anhänger sehen Ali, den Neffen des Propheten, als einzig rechtmäßigen Nachfolger an und glauben, dass die Nachfahren Alis von Allah dazu bestimmt sind, die Gemeinschaft der Muslime zu führen. Alis Sohn Husain, der in der Schlacht von Kerbela gegen die Truppen des Kalifen kämpfte und dabei umkam, verehren sie als Märtyrer. Für die Sunniten sind viele Vorstellungen der Schiiten Irrglaube. Schah Ismail, der 1501 den Iran eroberte und die Dynastie der Safawiden begründete, machte dort den schiitischen Glauben zur Staatsreligion.

Die Ära SÜLEYMANS beginnt mit Krieg

hanniterorden, der dort seit dem Mittelalter herrscht. 1533 attackiert er Persien und ringt dem Schah das bis dahin von den Persern kontrollierte, legendäre Bagdad ab. Der *chalifa rasul allah*, der „Nachfolger des Gesandten Gottes“, ist das geistige Oberhaupt der Muslime. Seit Selims Eroberungen beansprucht der Sultan diesen Titel, doch erst Süleyman gelingt es, Bagdad zu erobern, jene Stadt, in der die Kalifen jahrhundertlang residierten. Auch der Rest Mesopotamiens fällt an ihn.

Der Sultan erhebt Piraten zu Admiralen, die von Algier aus die Christen plündern. Er raubt den Venezianern die von ihnen gehaltenen Ägäischen Inseln. Das ganze östliche Mittelmeer wird zum osmanischen Binnensee, und selbst im Westen bedrohen seine Galeeren Italiens und sogar Spaniens Küsten.

Um 1550 herrscht er von Ungarn im Norden bis zu den Nilkatarakten im Süden. Von Algier im Westen bis nach Mesopotamien folgen die Menschen dem Befehl des Sultans. Fast alle Küsten des Schwarzen Meeres hält er in seinen Händen, mehr als die Hälfte des Mittelmeeres, das Rote Meer dazu. Donau, Nil, Euphrat und Tigris sind osmanische Flüsse, Istanbul und Athen, Buda und Belgrad, Sarajevo und Sofia, Kairo und Alexandria, Bagdad und Aden, Mekka und Medina sind osmanische Städte.

Eine Reise quer durch das Imperium, von Belgrad bis zur persischen Grenze, dauert etwa ein Vierteljahr. Mehr als 30 Millionen Menschen leben dort – etwa siebenmal so viele wie in England, fünfmal so viele wie in Spanien und immer noch doppelt so viele wie in Frankreich, dem bevölkerungsreichsten Staat des Abendlandes.

Süleymans Imperium ist aber nicht nur viel größer als die Nationen der Ungläubigen – es wird auch viel raffinierter zusammengehalten.

Der Sultan ist höchster Militär. Der mächtigste islamische Kämpfer gegen die Ungläubigen. Er gebietet über die 12000 Elitekrieger der Janitscharen und bis zu 200000 disziplinierte Reitersoldaten. Seine christlichen Gegner stützen sich dagegen hauptsächlich auf

Landsknechte, auf unzuverlässige Söldnerhaufen, die ihre Schwerter an den Meistbietenden verhökern und Schlachten gegen die Osmanen oft durch ihre Disziplinlosigkeit verlieren.

Die „Hohe Pforte“ – *bab-ı ali*, ein alter Ausdruck für den Palast, der vielleicht darauf zurückgeht, das einst Untertanen Bittschriften auf die Pforte der Residenz legten – ist viel mehr als des Herrschers militärisches Hauptquartier. Mindestens viermal in der Woche tritt hier in Istanbul der Diwan zusammen, das wichtigste Beratergremium des Sultans und zugleich der Staatsgerichtshof.

Den Diwan leitet der Großwesir, Süleymans Stellvertreter. Ihm stehen drei Wesire, zwei Schatzmeister, ein Kanzleichef, zwei oberste Militär Richter, Flotten- und Armeeoberbefehlshaber sowie, bei Bedarf, weitere Würdenträger (wie etwa der Anführer der Janitscharen) zur Seite. Unzählige Schreiber, Archivare, Kontrolleure und Agenten arbeiten ihnen zu.

Fällt in einer entfernten Provinz beispielsweise ein Würdenträger in Ungnade, so kann der Diwan dessen Tod beschließen. Ein Brief mit dem Urteil wird verfasst und an die Untergebenen weitergereicht. Einige Wochen später kommt die Antwort zurück. Nicht etwa ebenfalls ein Schreiben. Sondern der abgeschlagene Kopf des Betroffenen.

Fast alle Männer, die im Diwan dessen Macht verkörpern, sind einst als Christen geboren.

Devşirme heißt diese vielleicht raffinierteste aller Methoden der Machterhaltung, die schon die frühen Sultane einführten: Abgesandte der Hohen Pforte reisen regelmäßig durch die Provinzen und erklären ausgewählte Christen-jungen ab acht Jahren zu Sklaven des Herrschers.

Die Knaben werden in große Städte, nach Istanbul, Bursa oder Edirne, geschickt und dort zu Muslimen geformt: In jahrelanger Ausbildung lernen sie Osmanisch, sie stählen ihre Körper, üben sich im Schreiben und in den Wissenschaften, studieren den Koran.

Dann werden sie in die Verwaltung geschickt, die besten Kämpfer kommen zu den Janitscharen – und die hellsten Köpfe werden bis in höchste Ämter befördert. So schafft sich der Sultan

Kohorten von Neukonvertiten: fanatisch loyal und bestens qualifiziert.

Sie werden mächtig und reich – aber alles verdanken sie Süleyman. Sie kennen keine Loyalität mehr zu ihren alten Familien oder zu irgendeiner Provinz. Sie sind die Augen und die Schwerter Süleymans, sein Gedächtnis und seine Ohren. Obwohl sie formal Sklaven bleiben, erringen die ehemaligen Christen Ehren, die sonst fast niemandem zustehen: Ibrahim etwa wird nicht nur Großwesir und Oberbefehlshaber der in Europa stationierten Truppen, er heiratet auch Hatice Hanim, eine Schwester Süleymans.

Der Sultan ist auch Oberster Richter. In Fragen der Gesetze überzieht ein zweites, von der Verwaltung unabhängiges Netz sein Imperium: das der *kadi*, der Rechtsgelehrten. Sie sind Muslime, die eine oft 15-jährige Ausbildung an einer Rechtsschule durchlaufen haben, ehe sie als Richter in die Provinzen entsandt werden. Die Kadi lösen Streitfälle, interpretieren das Recht – und kontrollieren die anderen Würdenträger. Ob Gouverneure, Kommandeure oder Steuereintreiber: Verstößt jemand von ihnen gegen Gesetze, meldet ein Kadi das direkt dem Sultan.

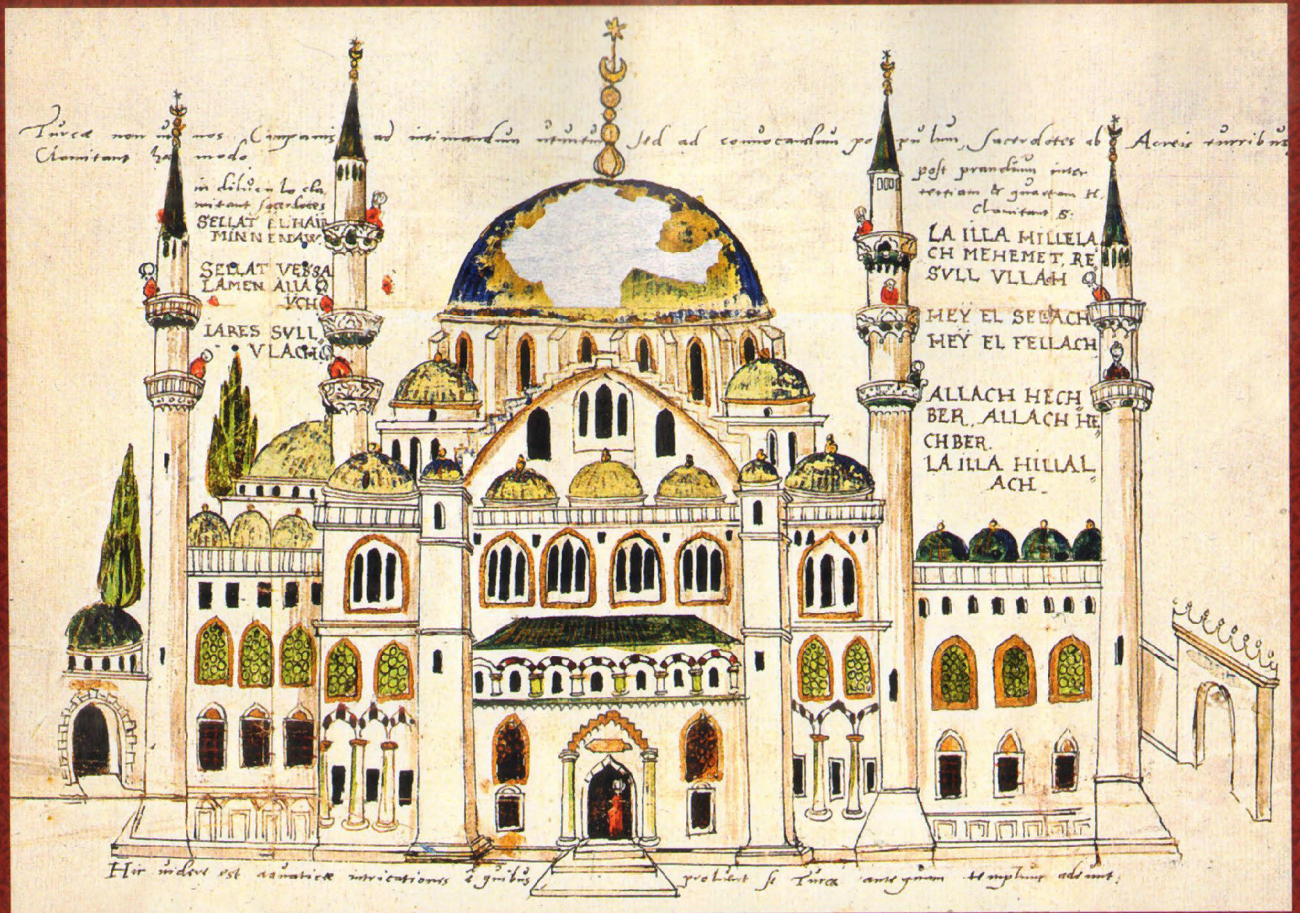
Das ist eine „Gewaltenteilung“, zwei Jahrhunderte bevor im Abendland dieser Begriff auch nur erfunden worden ist – allerdings in orientalischer Form. Nicht unabhängige Instanzen halten sich hier die Waage, sondern zwei getrennte Hierarchien, die sich gegenseitig kontrollieren, die aber im selben Haupt zusammenfließen: dem Sultan.

Der Herrscher bestimmt in seinem Reich prinzipiell über alles – aber wohl kein anderer Mann ist so wie Süleyman gewillt, das Prinzip auch in die Tat umzusetzen. Nichts verdeutlicht dies so sehr wie die Gesetze, die er schafft und kodifiziert. Nicht „den Prächtigen“, wie im Abendland, werden ihn islamische Chronisten bis heute nennen, sondern *kanuni* – „den Gesetzesgeber“.

Zwar ist das Fundament seines Reiches die Scharia, das seit dem 8. Jahrhundert theoretisch nicht mehr veränderbare islamische Recht. Praktisch



Musiker und Tänzer unterhalten den Sultan in einem seiner Paläste, während Diener mit Speisen und Getränken herbeieilen. Zum Hofstaat zählen etwa 800 Menschen, vom Großwesir über Schreiber, Haremsdamen bis hin zu Wächtern und Sklaven



Der Architekt Sinan entwirft für seinen Herrn die prachtvollsten Moscheen des Osmanischen Reiches. Beim Bau der Süleymaniye in Istanbul mit ihren bis zu 81 Meter hohen Minaretten arbeiten auch griechische und armenische Christen (Aquarell eines europäischen Besuchers, um 1588)

jedoch darf es ergänzt werden, durch Dekrete des Sultans. Und so lässt Süleyman zwei Juristen den *kanun-ı osmani* schaffen, das „Gesetzeswerk der Osmanen“: eine umfangreiche, in seinen langen Regierungsjahren ständig erweiterte Sammlung aller Dekrete, Vorschriften und Gesetze. Für viele Provinzen gelten zudem regionale Regeln, etwa zur Art der Steuererhebung, zur Landverteilung, zur Rekrutierung von Soldaten.

Süleyman überzieht das Reich mit einer Diktatur des guten Willens, festgehalten in 1001 Vorschriften: Wenn ein Wohlhabender jemandem im Streit einen Zahn ausschlägt, so soll er 200

Asper-Silbermünzen zahlen, ein Armer kommt mit 30 davon. Wer einen Esel stiehlt, muss 200 Asper zahlen, ist er dazu nicht in der Lage, wird ihm die Hand abgehackt. Geldfälscher und Zeugen, die falsche Aussagen vor Gericht tun, verlieren stets die Hand. Wer einem Muslim den Turban vom Kopf stößt, der zahlt einen Asper. Und wer eine Frau gegen deren Willen küsst, der büßt das mit einem Asper für jeden erzwungenen Kuss.

Süleyman entsendet Aufseher und Spitzel bis in die Hinterhöfe seiner ärmsten Untertanen. Er regelt die Menge der Butter in den Kuchen der Bäcker, legt den Preis von Süßigkeiten fest, abhängig vom Anteil an Honig und Mandeln. Die Höhe des Profits beim Verkauf von Trockenfrüchten unterliegt dem

Regulierungswahn ebenso wie die Dicke des Zinnbelags auf bronzenen Küchenutensilien in öffentlichen Restaurants.

Für alle Dinge des Lebens gibt es eine Vorschrift, für alle Vorschriften eine Verwaltung, für alle nur ein Oberhaupt: Süleyman.

Ein Albtraum? Keineswegs. Europäische Besucher, die aus ihrer Heimat desinteressierte Könige, korrupte Richter, zähe Gerichtsverfahren kennen, die oft gar der Willkür, den Fehden, dem blanken Faustrecht lokaler Adelsclans ausgeliefert sind, loben gerade die Rechtsprechung im Osmanischen Reich als schnell, unbestechlich und gerecht.

Verglichen mit Deutschland, das sich langsam auf ein Jahrhundert von Religionskriegen und Hexenwahn zuwälzt, oder Spanien, wo Inquisitoren Körper und Seelen brechen, ist Süleymans Imperium ein Hort der Sicherheit und Freiheit.

Ein Hort des Reichtums ist es ohnehin.

Im Haushaltsjahr 1527/28 etwa strömen genau 537 929 006 Asper Steuern in die Schatzhäuser des Sultans. Ein gutes Drittel dieser gewaltigen Summe frisst das Militär, der Rest geht an den Hof, an das Riesenheer der Verwaltung oder wird für Bauten und andere Projekte ausgegeben. Ein Asper wiegt 0,723 Gramm Silber. Es gelangen also etwa 389 Tonnen Silber in Süleymans Kasse, Jahr für Jahr.

Istanbul wird zu einem Schatzhaus, allerdings im Gewand einer Armenhütte. 500 000 Einwohner zählt die Stadt um 1550. Täglich strömen neue hinzu: aus Spanien vertriebene Juden, Griechen, Araber, Sudanesen, sogar abenteuersüchtige Abendländer. Vier von zehn Einwohnern sind keine Muslime.

Doch die Metropole am Bosphorus hat kein Gesicht. Sie ist ein amorpher Riesenteppich aus eilig errichteten, meist eingeschossigen, hölzernen Häusern und überwuchert die sieben Anhöhen der Stadt. Wirre Gassen und Stiegen sind oft die einzigen Arterien in diesem hypertrophen Gewächs, in dem immer wieder schreckliche Feuer wüten.

Die byzantinischen Paläste von einst, die Prachtstraßen der oströmischen Kaiser: zu Ruinen verfallen, verschwunden unter den Behausungen der Sieger.

Umso märchenhafter glänzen die wenigen steinernen Meisterwerke, die sich aus diesem Chaos erheben: Karawansereien, Brunnen, kuppelgekrönte Badehäuser, Mausoleen, Moscheen (300 sollen es sein) und die Paläste der Mächtigen. Vor allem der Topkapi, die Residenz Süleymans.

Der Topkapi heißt eigentlich *saray-ı cedide-i amire*, „Neuer Herrschaftlicher Palast“; Topkapi (Kanonentor) kommt als Bezeichnung erst im 19. Jahrhundert auf. Es ist eine 700 000 Quadratmeter große, mauerumgürtete Stadt in der Stadt auf der Halbinsel zwischen Marmarameer und Goldenem Horn. Blickt der Sultan nach Westen, sieht er die letzten Ausläufer des Balkangebirges. Schaut er nach Osten, erkennt er den Anstieg zum gewaltigen asiatischen Plateau.

Der Topkapi ist ein Ort, wie geschaffen für den Herrscher der Welt – und doch nicht mehr als ein in Stein gehauenes Nomadenzelt, eine etwas verfeinerte Fortentwicklung jener Behausungen, in denen Süleymans Ahnen in Innerasien über Generationen lebten.

Denn dem Topkapi fehlt das, was abendländische Residenzen auszeichnet: die Fassade. Keine Türme und Freitreppen, keine imposanten Fensterfronten, keine Gesimse, keine endlos langen Fluchten. In Istanbul verstecken sich hinter den Mauern kleine, oft kuppelüberwölbte Gebäude, die um drei Höfe gruppiert sind. Dazwischen Säulengänge, Brunnen, Bäume, exotische Gewächse. Und ehrfürchtige Stille.

Wer das *bab-ı hümayun*, das Herrscher-Tor im Schatten der zur Moschee umgeweihten Hagia Sophia, durchmisst (was jedem Untertanen erlaubt ist), der schweigt ehrfürchtig – und schauernd wohl auch.

Denn hinter dem Tor, im ersten Hof, wandert er nicht nur an des Sultans Waffenkammer vorbei und an den Werkstätten seiner Juweliere, an der Orangerie und einer Moschee – sondern auch an zwei Steinen, auf denen die abgeschlagenen Häupter verurteilter Mächtiger verwesen, wohl sogar der eines

Großwesirs: Kara Ahmed Pascha. Süleymans Henker (der in wunderlicher Ämterhäufung zugleich sein Palastgärtner ist) wäscht nach getaner Arbeit Hand und Schwert in einem filigranen Brunnen daneben.

Das *bab es-selam*, das Tor der Begrüßung, öffnet sich dann nur noch für Würdenträger und Gesandte, es gibt den Zugang zum zweiten Hof frei, dem Nervenzentrum des Reiches. Hier versammelt der Großwesir Ibrahim unter einer prachtvollen Kuppel den Diwan, während draußen im Hof Gazellen äsen und Strauße stolzieren und außer dem Murmeln des Brunnenwassers kein Laut zu vernehmen ist.

Über Krieg und Frieden wird hier in fast ländlicher Stille beraten – und in ewiger Ungewissheit. Denn hoch im Raum ist ein vergittertes Fenster eingelassen. Dahinter kann Süleyman, wenn es ihm beliebt, den Diskussionen des Diwans folgen, ohne selbst gesehen zu werden. Und so wissen die Mächtigen nie, ob ihnen ihr oberster Herr über die Schulter sieht oder nicht.

Das *bab-ı sa'adet*, das Tor der Glückseligkeit, öffnet sich nur noch den engsten der etwa 800 Gefolgsleute, die Süleyman um sich versammelt. Diener, die hier durchschreiten, küssen ehrfürchtig die Schwelle. Dahinter gewährt Süleyman, inmitten von Geschmeide und kostbaren Teppichen, Audienzen im Empfangssaal.

Im *seramlık*, dem ebenfalls im dritten Hof gelegenen Männerhaus, lebt der Sultan, umgeben von Eunuchen und stummen Leibwächtern. Ein Säulengang führt ihn zum Harem, wo seine Gefährtinnen leben (siehe Seite 64) – zu jener Zeit noch eine bescheidene Anlage, die erst in späteren Jahrhunderten zu einem wuchernden Komplex wird, unter dem Süleymans Bauwerke nahezu spurlos verschwinden werden.

Im dritten Hof bewahrt der Sultan zudem seinen wirkmächtigsten spirituellen wie politischen Schutz.

Ein Raum umschließt den Mantel Moham-meds, das Schwert

Des Sultans MONUMENTE zieren Istanbul

und Haare vom Barte des Propheten – Reliquien von magischer Präsenz. Nur ein paar Meter weiter erhebt sich die Pagenschule. Hier werden die versklavten Christenjungen zu ergebenen menschlichen Werkzeugen herangebildet.

Wenn der Sultan Muße hat, wird im stillen Innersten der Macht aus Allahs Schatten auf Erden für ein paar Stunden *muhibbi* – als „der Liebende“ bezeichnet sich der feinsinnige Herrscher in selbst verfassten Gedichten: O Muhibbi, keiner fühlet/Schweren Kummer meinesgleichen,/Aber nimmer kommt zur Hand/Freund voll Unheil deinesgleichen.

Und so wird die Ära Süleymans auch ein goldenes Zeitalter osmanischer Poesie und Kunst. Der Sultan erkennt etwa das außerordentliche Talent des Sattlergehilfen Baki, der dem Herrscher nach einem Feldzug ein Preisgedicht sendet. Süleyman befiehlt den Mann aus dem Nichts zu sich, befördert ihn auf höchste Posten in Lehre und Verwaltung, ja sendet dem „Sultan der Poesie“, wie er ihn lobt, seine eigenen Werke zum Urteil zu.

Den Kapitän Nigari, der ihn im Alter malen wird, holt er von der Galeere an den Topkapi.

Und er entdeckt Sinan, den größten Architekten der Osmanen. Auch der ist wohl – die Quellen sind nicht eindeutig – ein griechischer Christenjunge, der durch die Pagenschule gegangen ist. Als Ingenieur glänzt er in der Armee, entwirft Brücken, Waffen, Belagerungsgerät. Bei einem seiner vielen Feldzüge wird der Sultan auf den Begabten aufmerksam – und nimmt ihn, da ist Sinan schon etwa 50 Jahre alt, als Architekten zu sich. Fortan wird Sinan manisch bauen (noch einmal etwa 50 Jahre lang), Moscheen vor allem, mit gewaltigen Kuppeln und grashalm-schlanken Minaretten.

So schichtet er 1550 bis 1557 in Istanbul das steinerne Gebirge der Süleymaniye-Moschee auf, benannt nach seinem Herrn, mit einer 48 Meter hohen und 26,5 Meter durchmessenden Kuppel. Ein Wunder der Proportion, denn trotz des riesigen Innenraumes wirkt das von

Säulen und Fenstern gegliederte Innere harmonisch und vollkommen. Sein „Gessellenstück“ sei dieses Gotteshaus, wird Sinan selbst später behaupten. (Sein „Meisterstück“ sei die Selimiye in Edirne, im europäischen Teil der Türkei, mit einer noch größeren Kuppel und vier 71 Meter hohen Minaretten, ein Werk, das er als etwa 80-Jähriger vollendet.)

Sieger an allen Fronten, weiser Gesetzesgeber, mächtiger Verwaltungsherr, großer Baumeister, gefeierter Mäzen und Künstler: Nie ist Allahs Schatten auf Erden größer gewesen als zur Zeit des Sultans Süleyman des Prächtigen.

Und doch malt ihn Nigari schicksalsgezeichnet und mit sorgenvollem Blick.

Des Sultans Schicksal sei „non bella ma grassia“, wie der venezianische Gesandte schreibt: „nicht schön, aber feist“: seine zweite Hauptfrau Hürrem Sultan, im Abendland als Roxelane bekannt, was „die Russin“ bedeutet. Eine kleine, temperamentvolle Frau, angeblich die von Tataren geraubte Tochter eines orthodoxen Priesters vom Dnjestr.

Sie erobert um 1530 Süleymans Herz. Der schickt seine bisherige Hauptfrau fort in einen entfernten Palast.

Roxelane zieht mit Dienerinnen und Eunuchen in den Topkapi. Drei Söhne, die das Erwachsenenalter erreichen, gebiert sie ihrem Herrn, dazu eine Tochter. Umsichtig wie nur ein Diplomat, platziert sie ihre Söhne in wichtige Positionen, fördert den Mann ihrer Tochter, den verschlagenen, klugen, immens gierigen Rüstem Pascha. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis Roxelanes Ambitionen die eines anderen Mächtigen kreuzen werden: des Großwesirs Ibrahim.

Der ehemalige Fischerjunge hat seit 1523 klug und, wenn nötig, brutal regiert. So schlug er etwa in Syrien und Ägypten Rebellionen nieder, ohne dass sein Herr in die Provinzen kommen musste. Doch über die Jahre steigt ihm wohl der Erfolg zu Kopf.

Ibrahim wagt es, seine Hauptfrau Hatice – immerhin die Schwester des Sultans – dadurch zu brüskieren, dass er eine zweite Hauptfrau erwählt. Und ausgerechnet vor erstaunten Gesandten der feindlichen Habsburger, die einen Frieden aushandeln wollen, brüstet er sich: „Ich kann einen Sultan aus einem Stalljungen machen. Ich kann Länderei-

en an jeden geben, dem es mir beliebt, ohne dass mein Herr ein Wort dazu sagt. Und wenn er mir Befehle gibt, die mir nicht gefallen, wird nichts ausgeführt.“

Man kann nur ahnen, was sich hinter den hohen Mauern des Topkapi abspielt, Augenzeugenberichte gibt es dafür nicht: Ibrahim, der viermal in der Woche dem Diwan vorsitzt und dort Entscheidungen trifft über Kriege und Privilegien, über Geld und Macht, selbstbewusst, erfahren, im Gefühl der Unangreifbarkeit. Doch hinter jenem vergitterten Fenster mag der Sultan manchmal lauschen – und dabei womöglich auch Worte hören ähnlich denen, die die Habsburger Gesandten vernommen haben.

Und Roxelane im Harem, nur ein paar Dutzend Meter entfernt und doch in einer abgeschlossenen Welt innerhalb der abgeschlossenen Welt des Palastes: ebenso unsichtbar für die Großen des Diwans wie Süleyman hinter dem Fenster. Vom Seramlik führt ein Geheimgang direkt in Roxelanes Gemächer. Der Sultan kann also im Harem oft auch ihren Worten lauschen.

Wie auch immer: Am Morgen des 15. März 1536 entdecken Diener Ibrahim in dessen Schlafgemach – erwürgt, die Kleider nach heftigem Kampf zerrissen, Blut an den Wänden.

Kein Wort vom Sultan dazu, überhaupt keine Regung. Gerade das aber ist das von jedem Höfling verstandene Zeichen, dass Süleymans stumme Mörder ihre Arbeit getan haben. Der Körper jenes Mannes, der noch Stunden zuvor der Zweitmächtigste des Reiches gewesen ist, wird still in einem namenlosen Grab verscharrt.

Süleyman wird sich niemals zu dem Tod Ibrahims äußern. Es ist, als habe sein bester Freund nie existiert. Nie wird ein Chronist Einzelheiten jener Mordnacht überliefern und der Intrigen, die ihr vorausgingen. Nie wieder wird er einen so engen Vertrauten haben. Nie wird man wissen, warum Süleyman seinen Großwesir zur Hölle schickte.

Doch Roxelanes Schwiegersohn, dem verschlagenen Rüstem Pascha, wird acht Jahre später die Würde des Großwesirs übertragen.



Schnelle Piratengaleeren überfallen für den Sultan die reichen Handelsstädte des Mittelmeers. Auf dieser osmanischen Buchillustration aus dem 17. Jahrhundert kreuzt eine Flotte Süleymans unbehelligt vor Genua, in dessen Hafen europäische Galeonen ankern

Fast 17 Jahre vergehen, bis die Gattin ihren nächsten tödlichen Zug unternimmt, im Winter 1552, da ist Süleyman schon 58 Jahre alt.

Vier Söhne hat der Sultan: Mustafa, von seiner ersten Hauptfrau, wohl 37 Jahre alt, brillant, erfahren, strahlend – die Gesandten des Abendlandes fürchten ihn, fürchten vor allem, dass er in der Kriegskunst seinen Vater noch übertreffen könnte. Die Janitscharen verehren ihn aus genau dem gleichen Grund.

Dann die drei Söhne der Roxelane: Selim, den man bei Hofe und im Volk wegen seiner Laster bloß „den Trinker“ nennt. Bayezid, eine gänzlich unbedeutende Gestalt. Und der kluge Cihangir, der Liebling seines Vaters – doch durch einen Buckel verunstaltet.

Roxelane weiß, dass Mustafa der perfekte Erbe wäre. Aber sie weiß auch, welches Schicksal dann ihren Söhnen droht: die Schlinge eines stummen Mörders.

Und so erscheint im Winter 1552, während der alternde Sultan wieder einmal einen Feldzug gegen Persien führt, ein Bote des Großwesirs Rüstem Pascha

mit einer Geheimbotschaft im Zelt Süleymans: Mustafa wolle sich während dessen Abwesenheit von Istanbul an die Spitze der Armee setzen und gegen seinen Vater putschen.

Ob davon auch nur ein Wort wahr ist, kann niemand mehr überprüfen. Süleyman jedenfalls ist außer sich vor Zorn. Sein eigener Vater, immerhin, hat ja einst genau so den Nachfolgekampf um den Thron eröffnet. Mustafa solle sich, nachdem im Frühjahr die Wege wieder



Im Jahr 1566 rüstet Süleyman ein weiteres Mal gegen Ungarn. Doch in einem Lager nahe der Donau stirbt der gichtkranke 70-Jährige. Um Unruhen zu vermeiden, verheimlicht der Großwesir den Tod des Herrschers. Wochenlang wird dessen Leichnam in einem geschlossenen Wagen auf dem Feldzug mitgeführt

passierbar sind, bei ihm im Feldlager eindringen und sich rechtfertigen! Tatsächlich erscheint Mustafa im Sommer 1553 dort.

Doch Süleyman denkt gar nicht daran, seinem Sohn auch nur einen Satz zuzugestehen. Sein Zelt ist, so überliefern Chronisten, längst innen mit schweren Teppichen verhängt, damit kein Laut nach außen dringt.

Mörder stürzen sich vor des Sultans Augen auf den Sohn. Der wehrt sich verzweifelt, wird schließlich doch niedergemacht – während der Vater dem Totenkampf zusieht. Mustafas Leiche wird vor das Zelt geschleudert, den Janitscharen

zur Warnung: Die sahen den Prinzen hineingehen, sehen Augenblicke später, wie dessen toter Körper wieder herausgezerrt wird. Nun wissen sie, dass der alte Sultan immer noch zu fürchten ist.

Als wäre mit dieser Tat eine Mauer eingerissen, so zwingt sich der Tod nun wieder in Süleymans Familie: Seinem Enkel, Mustafas einzigem Sohn, schickt er auf Roxelanes Drängen einen Mörder. Cihangir, der Bucklige, stirbt kurz darauf – angeblich, so geht zumindest das Gerücht, aus Gram über den Tod des Bruders.

Roxelane selbst lebt nicht mehr lange genug, um die finale Entscheidung im Bruderkampf zu sehen: 1558 stirbt sie, wohl aus natürlichen Gründen. Direkt danach gehen Selim und Bayezid aufeinander los.

Bayezid ruft gar ein Heer von 20 000 Kriegern zusammen und begeht damit den entscheidenden Fehler, nicht nur gegen den Bruder, sondern auch gegen den Vater das Schwert zu erheben.

Bayezid verliert eine Schlacht, flieht zum Erzfeind, dem Schah von Persien. Doch der liefert, um einen günstigen Friedensvertrag und Geldzahlungen auszuhandeln, den Sultanssohn schließlich an Selim aus.

Und so erdrosselt „der Trinker“ den letzten noch lebenden Bruder, erdrosselt auch dessen Söhne, vier an der Zahl. Der fünfte, drei Jahre alt, wird von einem stummen Mörder in Bursa getötet.

1562, nach dem Tod von drei Söhnen und sechs Enkeln, hat Süleyman, der Sultan mit den traurigen Augen, nur noch einen Erben. „Ich danke Allah, dass ich lange genug gelebt habe um mit anzusehen, dass die Muslime befreit sind vom Krieg zwischen meinen Söhnen“, gesteht der Sultan dem Botschafter von Venedig. „Ich werde nun den Rest meines Lebens in Frieden verbringen.“

Fünf Jahre Leben werden es noch sein, fünf Jahre in der Friedhofsruhe eines Mannes, der seinen einzigen Freund, seine geliebte Frau und fast alle Söhne und Enkel an den Tod verloren hat – einen Tod, den er den meisten selbst gebracht hat.

Fünf Jahre für einen Herrscher, der für seine Macht den höchsten Preis bezahlt hat.

Fünf Jahre auch, in denen neben dem familiären auch das politische Glück zerrinnt. In Spanien regiert nun der energische, katholische Philipp II., der die Flotte seines Landes verdoppelt und Festungen in Nordafrika erobert. Süleyman will im Gegenzug, um seine Stellung im Mittelmeer zu festigen, Malta erobern, wo ebenjene Ordensritter sich verschanzt haben, die er schon aus Rhodos vertrieben hat. 200 Schiffe, 30 000 Soldaten, wochenlangender Kampf – und am Ende muss, welche Schande, die osmanische Armee geschlagen abziehen.

Schlimmer noch: Nach Europa fließt mehr und mehr Gold und, vor allem, das Silber aus Amerika. Immer größere Edelmetallmengen strömen ins Abendland – und von dort, als Bezahlung oder Tribut, ins Osmanische Reich. Edelmetall indes gewinnt seinen Wert aus seiner Knappheit. Und je mehr Silber ins Land dringt, desto wertloser wird es und damit desto wertloser der Asper, die osmanische Münze. Dem Sultan droht eine Inflation, gegen deren Ursachen er nichts unternehmen kann.

1566 rafft sich der Herrscher noch einmal zum Krieg auf, wieder einmal gegen die Habsburger. Ein gichti-

ger gut 70-Jähriger verlässt da Istanbul, hager, der Bart nun weiß, der Körper so schwach, dass er nicht mehr reiten kann, sondern in einer Kutsche transportiert werden muss. Regen, aufgeweichte Wege, fortgerissene Brücken, nasse Zelte, es ist eine Qual. Bis zur Festung Szigetvár zwingt Süleyman seinen ermatteten Körper.

Dort, in einem Zelt nahe der Donau, stirbt Süleyman in der Nacht auf den 6. September 1566. Allein und unbeachtet, denn bloß seine Ärzte und der Großwesir, Mehmed Pascha, ein Nachfolger des verstorbenen Rüstem Pascha, sind bei ihm. Der Großwesir jedoch lässt die Mediziner beseitigen – und verheimlicht, aus Furcht vor einer Meuterei, den Tod seines Herrn. Ein verschwiegener Eilbote geht zu Selim ab, ins Herz des Reiches.

Mehr als anderthalb Monate lang steht das verschlossene Zelt des Sultans im Lager, wird eine verschlossene Kutsche im Lindwurm des Heeres mitgezogen. Der Herr sei krank, verkündet der Großwesir und darf als Einziger in das Gefährt oder ins Zelt gehen, wo doch nur eine Leiche auf ihn wartet.

Wenige Mitverschwörer zieht er hinzu, darunter einen Soldaten, der das imperiale Signum des Sultans täuschend echt fälschen kann. Denn um Dokumenten Gültigkeit zu verleihen, dient der kunstvoll gemalte Name des Herrschers. Und so unterzeichnet ein Gespenst nun Edikte und Befehle. Die Kämpfer glauben deshalb die Mär.

Erst bei Belgrad holt Selim die Truppen ein – und da erst lässt er Geistliche aus dem Koran lesen, und so wird der Tod jenes Sultans verkündet, der einmal „der Prachtige“ war.

Fast auf den Tag genau 46 Jahre lang hat Süleyman sein Reich regiert. Und

doch markiert seine Ära nicht den Zenit, sondern den brillanten Sonnenuntergang osmanischer Macht. Warum können seine Erben, denen er das scheinbar so geordnete Imperium hinterließ, darauf nicht aufbauen, so wie er selbst auf dem Werk seines Vaters aufgebaut hatte? Warum so wenige weitere Eroberungen? Warum nicht von Ungarn aus auch Österreich nehmen oder von Belgrad aus Italien? Oder von Ägypten aus die ganze nordafrikanische Küste? Oder nach Osten hin ganz Arabien, Persien, gar Indien?

Warum wird das Wirtschafts- und Geistesleben erstarren? Warum wird kein neuer Sinan Moscheen bauen? Warum wird die Währung binnen weniger Jahrzehnte kollabieren?

Manche fatalen Kräfte, die das Osmanische Reich über Jahrhunderte in zähem Ringen niederzwingen werden, hat Süleyman selbst entfesselt. An anderen trägt er keine Schuld außer der, dass ihm nichts eingefallen ist, um ihr Wirken zu stoppen, ihm vielleicht auch gar nichts einfallen konnte.

Kein Sultan vor ihm hat dem Harem mit ehrgeizigen Gattinnen und intriganten Eunuchen so viel Einfluss zugestanden wie Süleyman. Als Roxelane in den Topkapi zieht, schafft sie eine Schattenregierung, die mächtiger wird als der Großwesir, der Diwan und das ausgeklügelte System von Verwaltung und Gerichtsbarkeit.

Schon Selim, der erste Sprössling dieses heimlichen Systems, ist ein unfähiger Herrscher. Doch wäre die Geschichte wirklich anders verlaufen, wenn der gefürchtete Halbbruder Mustafa die Armee der Hohen Pforte kommandiert hätte?

Denn schon Süleyman hat ja zu Lebzeiten selbst die Grenzen seiner Macht erfahren müssen, im wörtlichen Sinn: So weit hat er sein Reich ausgedehnt, dass er schließlich keinen erfolgreichen Feldzug mehr führen kann.

Denn stets muss er sein Riesenheer erst im Zentrum sammeln. Marschiert er dann los, nach Westen zur Donau, nach Osten Richtung

Das Reich
STÜRZT *in eine*
lange Krise



Anderthalb Monate nach Süleymans Tod stößt der Kronprinz zu den Truppen. Erst jetzt beten die Getreuen für den Verstorbenen, der bald zur Legende wird

Persien, so erreicht er den Feind erst im Herbst. Mit Schwierigkeiten gelingt ihm manchmal die Überwinterung im Mittleren Osten, niemals jedoch in Europa. Kälte und Seuchen vernichten sein Heer effizienter, als es die abendländischen Verteidiger vermögen.

Im Mittelmeer kommt er ebenfalls nicht weiter, weil die spanische Flotte erstarkt. Aus dem Roten Meer wagen sich seine Schiffe nicht mehr heraus,

Literaturempfehlungen: André Clot, „Suleiman the Magnificent“, Saqi: gutes Porträt des Herrschers und seines Reiches. Henk Boom, „Der große Türke“, Parthas: moderne Biografie als Reise auf den Spuren des Sultans.

weil die seetüchtigeren portugiesischen Galeonen inzwischen im Indischen Ozean kreuzen. Kurz: Süleyman selbst hat sein Reich überdehnt, hat es an natürliche und militärische Barrieren geführt, die unüberwindlich sind.

Etwas später beginnt der Niedergang der Armee. Deren Herz ist die Kavallerie, die aus den Abgaben auf Ländereien finanziert wird. Hofintriganten jedoch sichern sich immer größere Domänen, immer weniger Geld bleibt für die Truppe übrig: 1630 wird die Kavallerie auf 7000 Reiter zusammengeschmolzen sein, ein Dreißigstel einstiger Größe.

Zwar vervierfacht sich dafür die Zahl der Janitscharen auf 40 000. Doch damit entsteht bloß eine immer schwerer zu kontrollierende Prätorianergarde am

Hof, die in die Politik seiner Nachfolger eingreift und Sultane schließlich nach Gutdünken erheben und stürzen wird.

Der Unterhalt dieser stetig schwächer werdenden Armee wird zugleich durch neue Waffen wie Musketen immer teurer, was die Steuern auf dem Land hochtreibt.

Um die stetig steigenden Ausgaben aufbringen zu können, prägt die Verwaltung des Sultans immer mehr Münzen mit immer geringerem Silbergehalt: Zwei Jahrzehnte nach Süleymans Tod beträgt er nur noch die Hälfte von früher. Der Asper wird eine leichtgewichtige Münze, wertlos wie trockenes Laub.

Schwer einzuschätzen schließlich ist ein Erbe, das Süleyman schon von seinem Vater übernommen hat: Als „Hüter der heiligen Stätten“ ist jeder Sultan fortan auch höchster religiöser Würdenträger. Ein Amt, das die Herren der Hohen Pforte zunehmend konservativer macht. Süleyman selbst wird zwar nie zum Glaubensfanatiker, doch seine Nachfolger gleiten zur Orthodoxie hin.

Starr bewahren sie die Religion, mit starrem Blick betrachten sie vom Topkapi aus schließlich die ganze Welt. Und reagieren deshalb nicht mehr auf die neuen Kolonialreiche der Europäer, auf neue Unternehmen und Banken, auf neue Techniken und Waffen.

Das Osmanische Reich, bis zu Süleymans Ägide das fortschrittlichste seiner Zeit, wird innerhalb einiger Jahrzehnte zum rückständigen Koloss.

Dass es nach Süleyman bergab gehen wird, ahnen wohl schon die Zeitgenossen. Bereits 20 Jahre später sprechen sie vom Goldenen Zeitalter unter Süleyman. Und nachdem der Herrscher in einem Mausoleum neben der Moschee, die seinen Namen trägt, bestattet worden ist, dichtet der Poet Baki:

„Unsere Augen wandern über die Straße: Kein Zeichen kommt vom Thron, dem Heiligtum des Ruhmes! Die Farbe seiner Wangen ist vergangen, er liegt mit ausgetrockneten Lippen, wie eine gepresste Rose ohne Saft.“ □

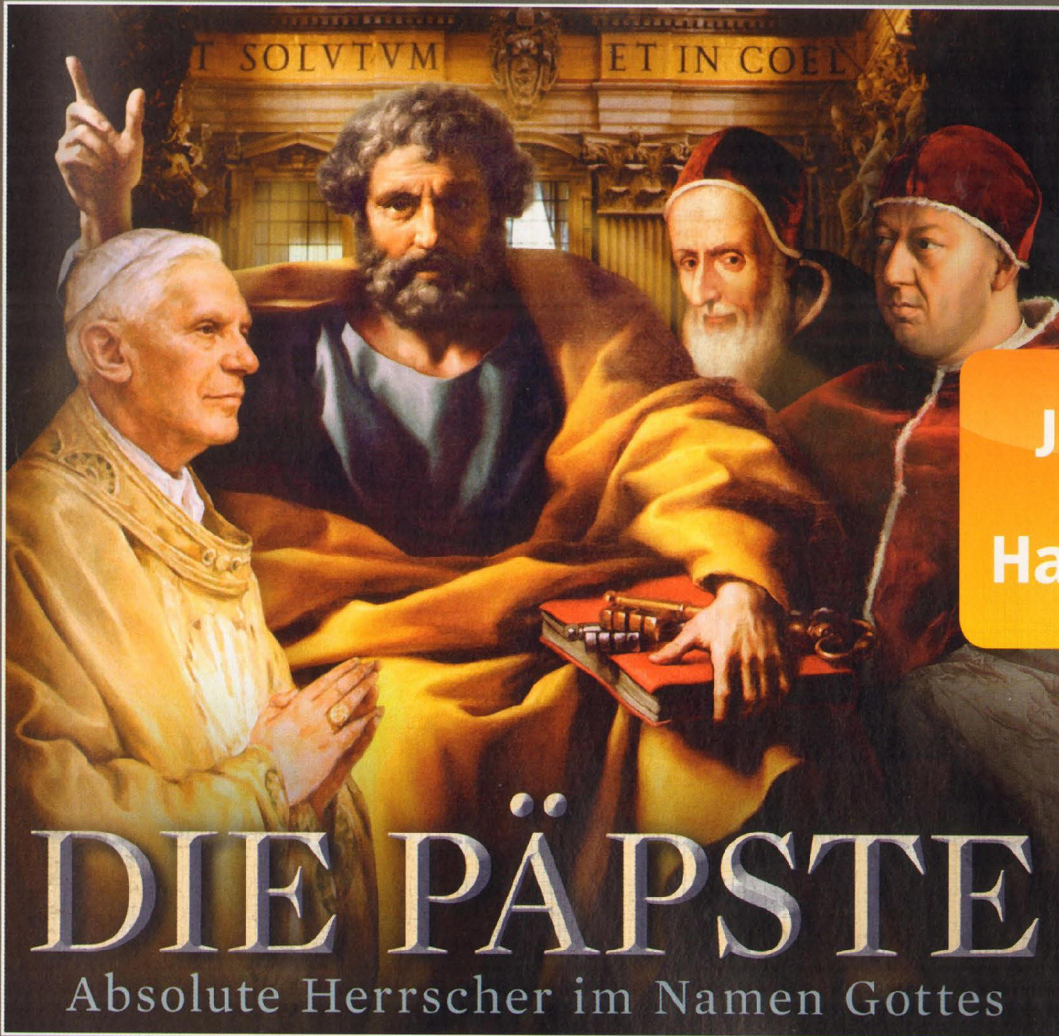
Cay Rademacher, 47, den Geschäftsführenden Redakteur von GEOEPOCHÉ, schauderte es bei der Recherche vor der Politik des Kindesmordes.

DER SPIEGEL

Deutschland
€ 7,80

NR. 4 | 2012

GESCHICHTE



**Jetzt
im
Handel.**

ROMS BISCHÖFE
Vom Stadtreghment
zur Großmacht

DOGMA
Der Fehler der
Unfehlbarkeit

SCHWEIZERGARDE
Stillgestanden
für den Oberhirten

PRINTED IN GERMANY

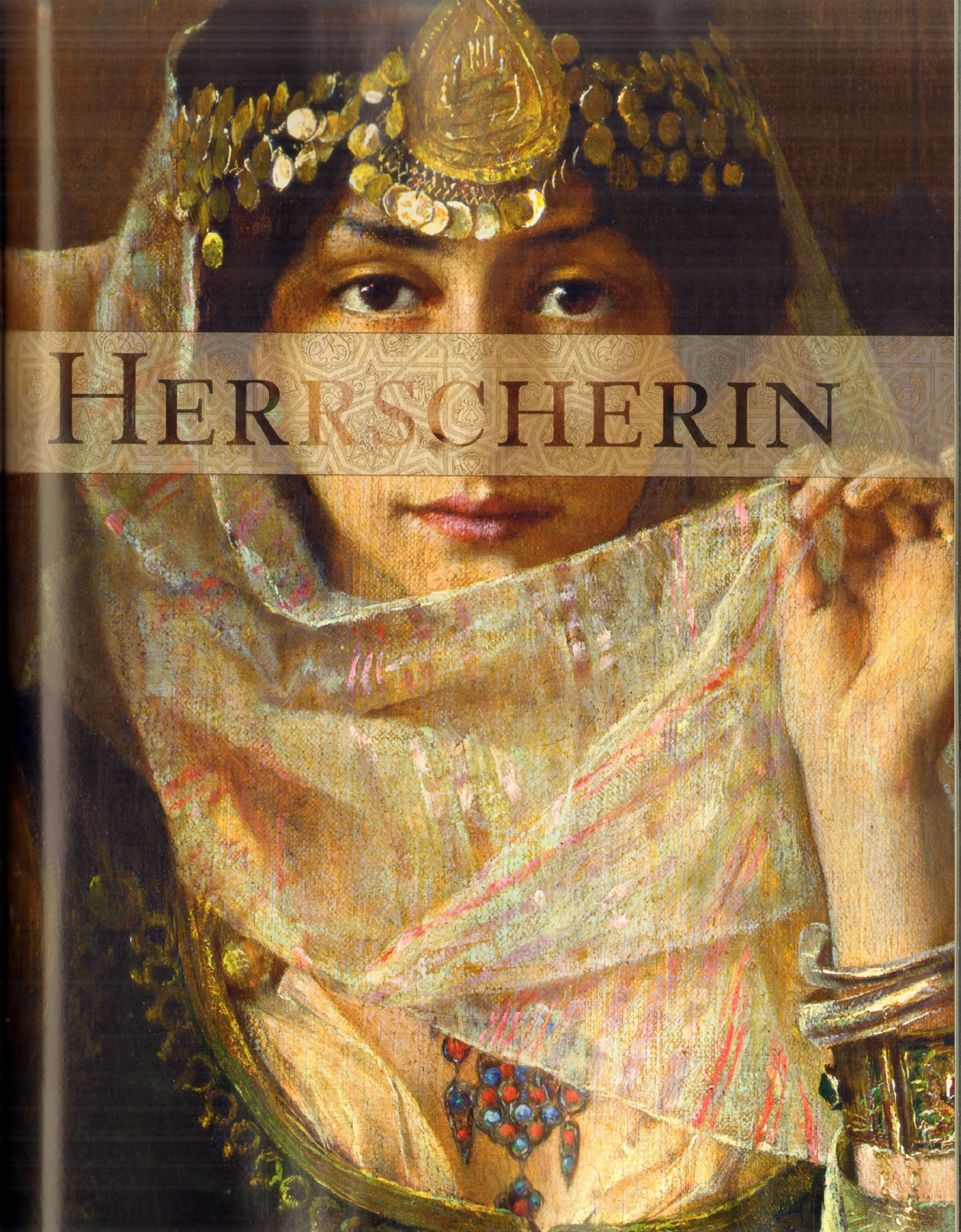
REFORMATION Zum Umdenken gezwungen
PETERSDOM Der lange Streit der Architekten
KLEIDERORDNUNG Was trägt der Papst?

Schön und scharfsinnig sollen sie sein, betörende Sängerinnen und feurige Geliebte. Doch niemals zeigen sich die Konkubinen des Sultans unverschleiert. Und so stellt dieses Porträt eines deutschen Orientalmalers eine unbekannte »Königin des Harems« dar

DIE heimliche

Es ist der geheimnisvollste Ort Istanbuls, unerreichbar für die Untertanen. Im Harem Ahmeds I. leben die schönsten Sklavinnen des Osmanischen Reiches. Ihre wichtigste Aufgabe: dem Sultan Söhne zu gebären. Doch die Gemächer im Innersten des Palastes sind auch Bühne für Intrigen und Machtkämpfe. Kösem Mahpeyker, die geschickteste der Konkubinen, steigt 1623 de facto zur Herrscherin des Imperiums auf – und hält sich 28 Jahre an der Macht

VON CHRISTOPH KUCKLICK



HERRSCHERIN



vor diesem Chef zittern sie alle, zittert der gesamte Beamtenstaat. Umso mehr, da der Chef im Hauptberuf Mutter ist. Und einstige Sklavin: Kösem Mahpeyker, die mächtigste Frau des Osmanischen Reiches. Wie soll man sich einer solchen willensstarken Person erwehren – außer sie: umzubringen?

Einige Beamte könnten so gedacht haben, als Kösem sie wieder einmal runterputzt: „Habe ich euch zu Wesiren gemacht, damit ihr eure Zeit im Garten und im Weinberg verbringt? Kümmert euch um den Staat, und verschont mich mit euren Sonderlichkeiten.“

Ist es eine Überraschung, dass die Männer sich schließlich, im Herbst von Kösems Leben, nicht anders zu helfen wissen als mit äußerster Brutalität?

Aber bis dahin ist es ein langer Weg, der erstaunlichste Weg vielleicht in der Geschichte des Osmanischen Reiches. Denn Kösem Mahpeyker ist die mächtigste einer Reihe mächtiger Frauen, die das Imperium fast anderthalb Jahrhunderte lang prägen, vom frühen 16. bis zum später 17. Jahrhundert.

Sechs Haremsdamen nacheinander etablieren, was spätere Historiker nicht ohne Herablassung als „Weiberherrschaft“ bezeichnen – obwohl die Frauen doch das Reich zusammenhalten, als es unter der Last unfähiger Sultane zu zerbrechen droht.

Kösem herrscht von 1623 bis 1651 mit härtester Hand. Retterin des Reiches, „erhabene Majestät“, erfolgreichste Karrierefrau des Harems. Und wohl ein Bündel Angst, als sie 1604 im Alter von etwa 15 Jahren in den Haushalt des Sultans verkauft wird.

Sklavenjäger haben sie aus ihrer Heimat geraubt, der von Venedig beherrschten Ägäis-Insel Tinos, und auf dem großen Sklavenmarkt von Istanbul feilgeboten. Ihr Taufname, den der Vater, ein griechisch-orthodoxer Priester, ihr



Kein Mann außer dem Sultan kommt den Haremsdamen so nah wie die schwarzen Eunuchen – kastrierte Sklaven, meist aus Nubien. Die Geschicktesten nutzen diese Stellung, um die Politik des Reiches zu beeinflussen

verliehen hatte, wird fortan keine Rolle mehr spielen: Anastasia.

Der Islam untersagt Muslimen, andere Muslime zu versklaven, daher finden sich unter den Sklaven vor allem Christen oder Juden – die beim Eintritt in ihre neuen Häuser zum Islam konvertieren müssen. Deshalb werden Anastasias erste Worte, nachdem sie die Schwelle zum innersten Bereich des Topkapi-Palastes überschritten hat, vermutlich aus dem muslimischen Glaubensbekenntnis bestehen: „La ilaha illa Allah“, es gibt keinen Gott außer Allah.

Dann wird Anastasia zu Kösem – was, in Anspielung auf ihre zarte Haut, „haarlos“ bedeuten, aber auch „Anführerin“ heißen kann. Sie wird, wie alle für den Sultan gekauften Mädchen, einem der wenig komfortablen Schlafsäle im Harem zugeteilt, in denen bis zu 100 Frauen leben, eng gedrängt, auf harten, wollenen Lagern, vielleicht je zehn Sklavinnen unter der Aufsicht einer älteren. Die meisten Räume haben keine Fenster.

Zeit, sich an die neuen Umstände zu gewöhnen, erhält Kösem nicht. Noch am Tage ihrer Einlieferung beginnt ihre Verwandlung zur Konkubine: Sie muss die osmanische Sprache lernen, Nähen, Tanzen, Singen. Sie muss Instrumente spielen können, die Etikette verinnerlichen, Eleganz verkörpern, die Haremspolitik verstehen.

Denn der Harem hat drei anspruchsvolle Aufgaben: die Familie des Sultans zu umsorgen, die weibliche Elite des Reiches auszubilden – und die Nachfolge des Sultans zu sichern.

Es ist eine bunte Schar junger Frauen aus allen Teilen des Reiches und darüber hinaus, die hier zum Kollektiv gezwungen werden: Mädchen aus Nordafrika, Jüdinnen aus Spanien, Blondinen aus Polen, Albanerinnen, Deutsche, Perserinnen. Keine ist freiwillig hier, alle teilen eine Hoffnung: den Aufstieg an die Spitze des Reiches.

Die schwierigste Lektion aber könnte das strikte Schweigegebot sein. Es wird nur das Nötigste gesprochen in den

Gemächern, meist liegt eine schwere, zuweilen quälende Stille über dem Serail. Selbst wenn die Damen im Garten die Wächter in die Wasserbecken schubsen, verlässt kein Laut ihre Kehlen.

Zeitgenossen vergleichen den Harem mit Nonnenklöstern. Eine Stätte der Lust ist er nur ganz selten, häufiger ein Palast der Tränen. Die Strafen sind streng und die Bewacher unerbittlich. Kleine Vergehen werden mit Schlägen belegt, bei Verdacht auf Hexerei schnürt man die Damen in grobe Säcke und wirft sie ins Meer.

Nur Afrikaner dürfen die Frauen kontrollieren, die schwarzen Eunuchen. Meist sind es Nubier vom Mittellauf des



Nil, die in Kairo auf dem Sklavenmarkt kastriert und weiterverkauft werden. Im Frauenharem der Osmanen können sie Karrieren machen, die obersten Eunuchen gehören zu den mächtigsten Männern im Reich. Sie verwalten unter anderem den Etat des Harems und der imperialen Moscheen und beeinflussen, soweit sie sich auf Intrigen verstehen, sogar den Herrscher.

Es gibt auch weiße Eunuchen; die arbeiten nebenan an der Palastschule. Hier wird die Verwaltungselite des Reiches ausgebildet: Hunderte Jungen und Knaben, die als Beamte die höchsten Positionen des Reiches besetzen sollen.

Eunuchen erlangen machtvolle Ämter im Reich, manche steigen sogar zu Großwesiren auf, was erwünscht ist:

Denn die Kastrierten gründen keine Familien, die sie von den Amtsgeschäften ablenken könnten oder die sie zu eigenen Machtzentren ausbauen.

Der Begriff „Harem“ wird unter den Osmanen für alle verbotenen oder sakrosankten Orte verwendet, etwa die Heiligen Städte Mekka und Medina, aber auch die Räume einer Familienresidenz und des Topkapi-Palastes. Um den Frauenharem des Sultans von allen anderen zu unterscheiden, lassen sich die Osmanen eine poetische Formel einfallen: „Haus der Glückseligkeit“.

Aber dies ist es nur selten. Militärisch hart ist die Rangfolge. Ganz unten: die Köchinnen, Mägde, Wäscherinnen. Und Novizinnen wie Kösem. Darüber die Dienerinnen der Herrscherfamilie. Sie tragen Titel, die „Trägerin des Waserkännchens“, die „Hüterin des Bades“, die „Pflegerin der Garderobe“, die „Große Stumme Fri-seurin“. Darüber: die Mutter des Sultans, die Prinzessinnen und die jeweilige Favoritin oder die Ehefrau des Sultans.

Rund 300 Frauen leben bei Kösems Ankunft im Topkapi-Palast, weitere 300 zumeist betagte Damen im Alten Palast, der früheren Residenz. Der Harem wächst deutlich in jener Zeit, auch ein Zeichen seiner steigenden Bedeutung.

Nur die intelligenteren und schöneren Frauen dürfen den Sultan und seine Angehörigen bedienen, andere Sklavinnen arbeiten nach der Ausbildung in der Haremsverwaltung, werden später mit Offizieren oder Beamten verheiratet.

Der Weg nach ganz oben aber führt stets durch das Bett des Sultans. Und den Zugang dazu kontrolliert zumeist dessen Mutter, von der erwartet wird, dass sie ihrem Sohn die Schönsten und Klügsten zuführt, obwohl die Herrscher diesem Niveau nur selten entsprechen.

SCHON KURZ NACH ihrem Eintritt in den Harem gehört Kösem in den erlauchten Kreis. Sie ist hübsch und scharfsinnig, heißt es, und sie kann betörend singen. Als der Sultan eines Mor-



Ein Eunuch schleicht sich in diesem Gemälde aus dem 19. Jahrhundert als
Anführer eines Mordkomplots an das Bett einer Haremsdame. Berichte von Verschwö-
rungen haben immer wieder Maler des Abendlandes inspiriert. Doch tatsächlich
ist der Harem des Sultans einer der sichersten Orte der Welt



gens seine Absichten bedeutet, beginnt die junge Sklavin, sich bis zur letzten Wimper für die kommende Nacht her- auszuputzen, und hüllt sich schließlich in feine Roben.

Und vermutlich erhält sie in diesen Stunden auch allerletzte Hinweise auf die Vorlieben des Herrschers – dann ist sie allein in jenem gesonderten Raum, der nur einem Zweck dient.

Sultan Ahmed I. ist mehr als beglückt von Kösems Anmut. Er ist ein kleiner, dicklicher Mann mit pockennarbigem Gesicht, den Mut und Wut in gleichen Teilen antreiben: Bei einem Brand in Istanbul stürmt der Sultan als Erster gegen die Flammen, aber sogar auf Familienangehörige geht er zuweilen mit dem Messer los. Ahmed steht in einer Reihe labiler Sultane, die das Reich im 16. und 17. Jahrhundert zu verkraften hat.

Diese Schwäche der Männer wird zur Stärke der Frauen. Denn Kösem weiß den Sultan zu lenken. Er hat zunächst andere Konkubinen neben ihr, aber bald ist er Kösem vollkommen ergeben. Sie gebiert ihm nicht nur in schneller Folge drei Töchter, sondern auch vier Söhne.

Eine Sklavin, die eine Tochter zur Welt bringt, steigt in der Hierarchie kaum weiter auf. Erst mit einem Sohn wechselt sie endgültig in die imperiale Familie über. Sie erhält großzügigere Gemächer und eigene Dienerinnen und kann sogar zur *haseki sultan* avancieren, zur Favoritin des Herrschers. Dann aber muss sie ihre Position gegen die Intrigen anderer Konkubinen verteidigen.

In diesem Spiel gewinnt nur die Scharfsinnigste und Charmanteste: diejenige, die den Herrscher vollkommen in ihren Bann ziehen kann. Kösem ist darin eine Meisterin. „Sie wird vom Sultan über alle Maßen geliebt, der sie allzeit um sich haben möchte“, notiert der venezianische Botschafter in Istanbul, „und in großer Weisheit hält sie sich bei allen ernsten Fragen und in Angelegenheiten des Reiches zurück.“ Noch.

Niemand in der Herrscherfamilie ist frei. Vor allem nicht bei Partnerwahl und Sexualität. Kösems Töchter werden bereits als Kinder verheiratet, 1612 vergibt Sultan Ahmed I. die älteste, Ayşe, an

seinen Großwesir. Sie ist sieben Jahre alt, ihr Gatte ein gestandener Mann – solche Ehen sollen die Loyalität der Verwaltungselite sichern.

Doch schon zwei Jahre später lässt der Sultan den Ehemann umbringen und macht seine eigene Tochter mit neun Jahren zur Witwe. Sie wird noch fünf weitere Ehen eingehen müssen und mit 39 Jahren schließlich zum sechsten – und letzten – Mal Witwe werden.

Auch die Söhne des Sultans werden zumeist eingesperrt. In den „Käfig“, ein Gemach im Topkapi, in dem bis auf den Erstgeborenen die Söhne kurz nach ihrer Geburt verschwinden. Das ist ein neues Verfahren der Thronnachfolge.

Denn die wichtigste Frage jeder Dynastie lautet: Wie lässt sich die Kontinuität der Herrschaft bewahren? Die Osmanen haben diese Frage im Laufe ihrer insgesamt gut 600-jährigen Geschichte stets neu beantwortet.

Die ersten Sultane im 14. Jahrhundert zeugen den Nachwuchs zumeist mit Prinzessinnen benachbarter Stämme, später dann mit Konkubinen – das soll wahrscheinlich ihre Unabhängigkeit sichern. Denn eine Mätresse, der eigenen Familie entrissen, hat keine andere Bindung als die zum Sultan.

In dieser Phase darf jede Konkubine nur einen Sohn gebären. Nach einigen Jahren begleitet die Mutter den Prinzen in eine der Provinzen des Reiches, damit er sich dort auf seine mögliche Regentschaft in der Verwaltung vorbereitet. Nach dem Tod des Vaters fechten die Söhne die Nachfolge untereinander aus – manchmal in jahrelangen Kriegen. Der Wettstreit um den Thron soll sicherstellen, dass die fähigsten (und skrupellosesten) Männer Sultan werden.

Der Preis ist hoch: Ab etwa 1450 hat jeder neue Sultan die Pflicht, alle Brüder umzubringen, um Thronstreitigkeiten zu unterbinden. Und seien die anderen Prinzen auch Neugeborene.

Nicht jeder befolgt das Gesetz. Doch noch Mehmed III., Kösems Schwiegervater, lässt 1595 als frisch inthronisierter Sultan seine 19 halbwüchsigen Brüder antreten, ihm die Hand zu küssen, dann werden sie beschnitten – und

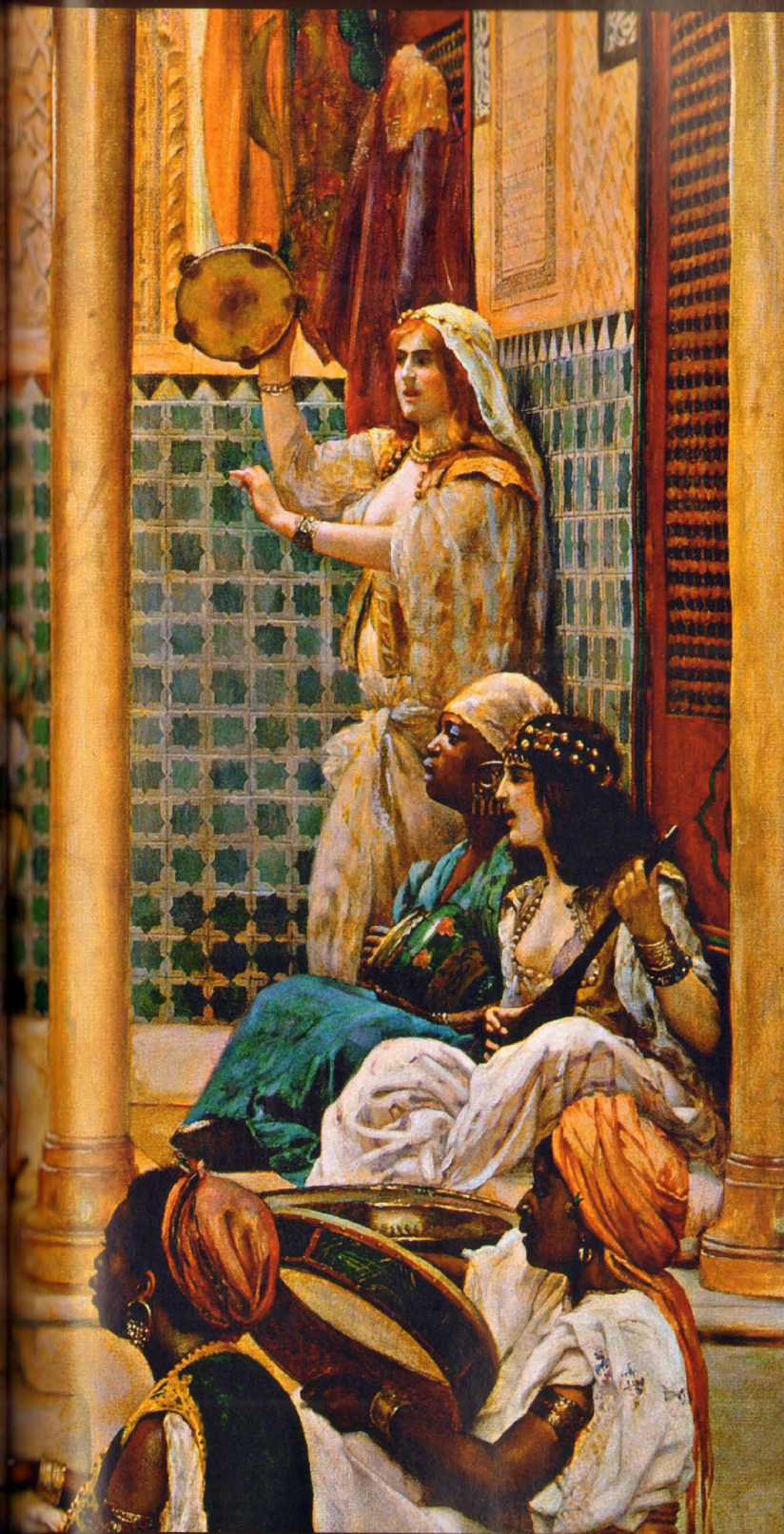




So prächtig der Garten des Harems ist: Das Leben der meisten Konkubinen ist wenig glanzvoll. Dicht gedrängt in großen Sälen schlafen sie auf harten Lagern. Selbst kleine Vergehen bestrafen ihre Bewacher mit Schlägen



Der Fantasie europäischer Künstler zum Trotz (hier ein französisches Gemälde von 1893) ist der Harem nur selten ein Ort der Lust. Er soll vor allem die Familie des Sultans umsorgen und die Dynastie erhalten. Denn der Herrscher kann mit mehreren Konkubinen Söhne zeugen



anschließend mit Seidentüchern stranguliert. Einer der Prinzen bittet stoisch: „Lass mich noch meine Kastanien essen und erwürge mich danach.“ Zwei weitere Brüder, die noch in ihren Müttern heranwachsen, lässt der Sultan nach der Geburt ertränken.

Doch schon um diese Zeit schwindet die Macht des Monarchen. Während Beamte immer größeren Einfluss auf die Politik gewinnen, büßt das Militär, bislang die Stütze des Reiches, Autorität ein. Immer wieder lähmen Kämpfe zwischen Bürokraten und Offizieren den Staat. Zugleich werden überkommene Bräuche mehr und mehr missachtet: Herrscher zeugen mehrere Söhne mit derselben Haseki, Sultansfrauen bringen ab Mitte des 16. Jahrhunderts ihre Söhne nicht mehr zur Ausbildung in die Provinzen. Nun ständig im Palast lebend, kann eine kluge Favoritin leicht die Politik des Regenten beeinflussen.

Statt des Wettbewerbs entscheidet nun die Geburtsfolge: Der Erstgeborene wird Sultan – und der Brudermord geächtet. Als Kösem aufsteigt, ist dieses neue Verfahren bereits etabliert. Aber es hat gravierende Nachteile. Denn was machen die Prinzen, bis sie an der Reihe sind? Warten. Quälend lange warten. Manchmal ein Leben lang.

Oft werden sie weggeschlossen in den „Käfig“, den sie nicht verlassen dürfen. Nur stumme Diener leisten ihnen Gesellschaft und zuweilen unfruchtbare Frauen, denn vor allem ist ihnen verboten, Nachwuchs zu zeugen: Sonst würde die Thronfolge unnötig verkompliziert.

Die jüngeren Prinzen werden mitunter nur notdürftig erzogen, und sozial verkümmern sie. Gefangene ihrer eigenen Familie sind sie – und sollten sie doch an die Macht gelangen, sind diese Viertelgebildeten, diese Zwangseinsiedler ein Fluch für das Reich. Und ein Glück für die Haremsdamen. Denn die Lücke füllen die Frauen.

Doch als Ahmed I. 1617 an Typhus stirbt, scheint Kösems große Zeit beendet. Der Thronfolger ist Ahmeds ältester Sohn Osman, ein erst 13-jähriger Knabe, den er mit einer anderen Konkubine gezeugt hat. Zu jung für die Herrschaft,

befindet der Thronrat und verleiht Ahmeds Bruder Mustafa die Macht. Das ist eine beispiellose Anmaßung: Zum ersten Mal in der Geschichte des Osmanischen Reiches hat der Thronrat über die Herrscherfolge entschieden.

Und ein fürchterlicher Fehler.

Unter allen Versagern auf dem Thron ist Mustafa der unfähigste. Er ist 26 Jahre alt und hat die meiste Zeit seines Lebens im „Käfig“ verbracht. Wer er ist, wie er ist – niemand weiß es. Niemanden hat es je interessiert, denn als Herrscher war er nicht vorgesehen. Er zeigt keinerlei Begabung. Schnell wird er als geisteskrank diagnostiziert, nur 96 Tage halten die Beamten es mit ihm aus – dann setzt der Thronrat ihn wieder ab.

Und weil der Rat keine andere Wahl hat, erklärt er nun doch Osman zum Sultan. Der wächst schnell heran, um seine wichtigste Aufgabe zu erfüllen: Söhne zu zeugen.

Doch er ist ein Vater ohne Glück: Alle Stammhalter sterben früh. Und bald ist er ein Herrscher ohne Volk. Denn Osman heiratet eine vornehme Frau türkischer Abstammung. Keine Konkubine, keine Sklavin – eine freie Muslimin. Die sich energisch weigert, in den Harem zu ziehen.

Osmans Truppen sind empört, denn sie befürchten, dass sich der Sultan zu sehr nach den Wünschen der mächtigen Brautfamilie richten könnte und sie weiter an Einfluss verlieren. Den unzufriedenen Soldaten schließt sich auch das Volk von Istanbul an, und so wird Osman II. im Alter von 17 Jahren der erste Sultan, der durch einen Putsch stürzt. Nach einer brutalen Exekution schneidet ihm der Mob das rechte Ohr ab und einen Finger, um den Ring zu stehlen.

Die Empörung erzählt auch vom großen Paradox des Harems: Die Sklavinnen darin sichern die Nachfolge der Herrscherdynastie – aber es ist unter der Würde einer freien Muslimin, auch nur einen Schritt hineinzutun.

Ausgerechnet den unfähigen Mustafa zerrt der Großwesir erneut auf den Thron. Wohl weil er die Macht an sich reißen will: „Es ist vollkommen egal, wer Sultan ist“, erklärt er seinen Vertrauten, „solange die Weltenordnung nicht gestört ist.“

Doch schon vier Wochen später stürzt Mustafas Mutter den Großwesir gemeinsam mit Gegnern des Beamten. Es sind unruhige Zeiten. Und die Unruhe nährt Kösems Hoffnung.

Nach knapp anderthalb Jahren werden Mustafa und seine Mutter von der Palastopposition entmachtet. Nun endlich kann Kösem Mahpeyker ihre Herrschaft antreten, genauer: ihr Erstgebo-

bet aus süßem Sirup und Schnee, der im Sommer im Palastkeller lagert. Nur guter Käse ist eine Rarität, sodass der venezianische Botschafter sich durch Parmesan-Lieferungen einschmeichelt.

Überhaupt: Der Harem ist anspruchsvoll, unter Kösem und zu allen Zeiten. Als Venedig zwei Schoßhündchen schenkt, klagt die Valide Sultan in einem Brief, die Tiere seien zu groß, zu haarig und von falscher Farbe: „Sie mögen weiß sein, und sie mögen klein sein!“

An der Spitze der Hierarchie wird der Reichtum der Dynastie zur Schau gestellt. Kösem trägt weite Seidenkleider, darüber aufwendig dekorierte Kaftane oder lange Westen aus Samt oder Seide, mit Edelsteinen besetzte Gürtel und oft einen fächerförmigen Kopfschmuck aus Federn des Silberreihers.

Ebenso wie der Sultan lässt sie sich von Dienerinnen unterhalten, die ihr aufspielen oder vortanzen, dazu treiben Zwerge ihre Späße. Jede Handbewegung männlicher Artisten und Musiker wird von den Eunuchen argwöhnisch beobachtet, jede Annäherung an eine Frau würden sie sofort unterbinden. Doch einige Eunuchen, heißt es, hätten ihre Manneskraft nicht restlos verloren und zarte Bande mit Haremsdamen geknüpft.

Kösem – die Wächterin der Souveränität, die ständig mit mächtigen Männern verkehrt – wird strenger und subtiler beobachtet als die anderen Haremsbewohnerinnen: Eine Valide Sultan ist politisch aktiv, nicht sexuell. Ihre gesamte Macht liegt im Netz von Beziehungen, das sie spinnt und steuert.

Jeden Tag berät sich Kösem zuerst mit ihrem Sohn, dann meist mit dem obersten schwarzen Eunuchen, der sich auch um das große Vermögen der Sultanmutter kümmert. Zudem bestellt sie regelmäßig die Wesire des Herrschers und andere Beamte ein. Wohl kein Besucher sieht je ihr Gesicht, sie verbirgt es hinter Schleiern. Haremsdamen empfängt sie in ihrer *entari*, ihrer Staatsrobe, und hört mit gesenktem Kopf und gefalteten Händen zu.



rener, Murad IV. Als ältester lebender Sohn von Ahmed I. ist er der Thronerbe.

Murad ist elf Jahre alt, als er am 10. September 1623 den Thron besteigt. Die Reihe der sonderbaren Herrscher aber wird er nicht beenden. Und es bleibt ein Geheimnis der Geschichte, ob Kösem jemals stolz auf diesen Sohn sein wird.

Kösem darf sich nun *valide sultan* nennen, Sultansmutter. Die Regentin im Harem, die alle im Blick und im Griff hat. Ihre Gemächer sind so prächtig wie die des Sultans und liegen im Zentrum des Harems.

Sie isst von Kupfertellern und von Porzellan, zu ihren Speisen gehören geröstete Tauben, Huhn, Lamm und Rind, Pasteten mit dünner Kruste und Joghurt zur Erfrischung. Beliebt ist *şerbet*, Sor-



Hinter den von Eunuchen schwer bewachten Toren des Harems üben sich Konkubinen im Ränkespiel. Denn als Favoritin des Sultans oder Mutter des Thronfolgers können sie an die Spitze des Osmanischen Reiches aufsteigen

Um ihre eigenen Anweisungen voranzubringen, verfasst Kösem Briefe in großer Zahl, aus denen ihre tiefe Sorge um das Reich spricht und ihre Sachkenntnis. „Es muss unbedingt etwas im Jemen geschehen“, schreibt sie dem Großwesir, als dort Aufstände herrschen, „es ist das Tor nach Mekka. Sie müssen tun, was immer Sie können. Sprechen Sie mit meinem Sohn darüber. All das zerstört meinen Seelenfrieden.“

Aber wichtiger noch als die Treffen mit Beamten und die Briefe sind ihre Vertrauten. Kösem unterhält ein dichtes Gewebe von Kontakten: mit ehemaligen Haremsdamen, die einflussreich verheiratet wurden, mit Offizieren, mit ihren Töchtern, mit den Konkubinen ihres Sohnes. Und alle tragen ihr zu, warnen vor Intrigen, berichten von der Stimmung etwa unter den Geistlichen oder den Janitscharen, den stets zur Rebellion neigenden Elitesoldaten. Die Informantinnen haben viel zu gewinnen, Kösem ist freigebig mit Geschenken und bei der Vergabe von Ämtern.

Die Haremsmauern halten die Sultanmütter jener Epoche auch nicht davon ab, regen Kontakt mit europäischen Königshäusern zu unterhalten. Elisabeth I. von England schickt einer Vorgängerin Kösems ein Porträt ihrer selbst, bestückt mit Rubinen und Diamanten – ein ebenso eitles wie heikles Präsent, schließlich kann die Valide Sultan nicht mit Vergleichbarem antworten: Nur wenige Haremsdamen sind je porträtiert worden.

Die Beschenkte schickt stattdessen ein wahrhaft prachtvolles Ensemble der edelsten Roben des Reiches. Frankreichs Königin, Katharina von Medici, wiederum verlangt von einer anderen Haremsdame zwölf abessinische Sklaven, eine Giraffe und andere exotische Tiere. Sie erhält stattdessen feinen Balsam.

Kösem könnte ein Leben des ziellosen Luxus leben, aber die Zeiten sind nicht so, die Söhne sind nicht so. Und je erratischer die Nachkommen werden, desto wichtiger wird das Haus der Glückseligkeit als Machtzentrale.

Die Rolle verlangt von Kösem höchstes diplomatisches Geschick, auch ge-

genüber ihrem Sohn. Denn Murad IV. ist zu einem verstörenden Menschen herangewachsen, äußerst intelligent und brutal zugleich.

Er ist ein Feldherr, wie ihn die Osmanen lange nicht bewundern konnten, er besetzt Eriwan und erobert Bagdad zurück – wenn auch um den Preis von mehr als 100 000 gefallenen Soldaten. Und er ist ein Säufer und Sadist, der mit den Narren spielt und sich Wutausbrüche von sultanischer Gewalt leistet.

Er verbietet die Kaffeehäuser in Istanbul, erlaubt aber zeitweise den Verkauf von Alkohol. Er rennt durch den Palast und fällt jede Frau an, die nicht rasch genug flüchten kann, und er schießt vom Palastbalkon mit Pfeil und Bogen auf Passanten.

17 Jahre herrscht Murad IV., die letzten davon sind ein einziger Schrecken, auch für den Sultan selbst, den schwere Gicht und die Folgen seiner Alkoholsucht plagen. Alle Regierungsgeschäfte laufen nun über Kösem, wer etwas zuwege bringen will im Reich der Osmanen, muss sie erreichen, überzeugen.

Aber was nützt diese Machtfülle, wenn der Sohn ein solch größenwahnsinniger Taugenichts ist wie Murad IV.? Als er erkennt, dass er bald sterben wird, beschließt er, die Dynastie mit sich in den Abgrund zu reißen: Er befiehlt, den Thronfolger Ibrahim, seinen letzten noch lebenden Bruder, zu töten.



un schlägt die große Stunde der Sultanmutter, ihre wichtigste, um die Dynastie zu retten: Sie schützt ihren jüngeren Sohn mit Hilfe des Thronrats – bis schließlich Murads Sterbeseufzer das Reich und die Mutter erlöst: Der letzte männliche Nachfahre kann die Dynastie beerben, Ibrahim.

Kösems Regentschaft geht weiter.

Aber ist es ein Glück? Nur Zyniker hätten nach dem verrückten Mustafa, dem halbwüchsigen Osman und dem versoffenen Murad noch eine Steigerung der Dekadenz für möglich gehalten.

Als Ibrahim die Kunde von seiner Ernennung erfährt, traut er sich nicht

vor die Tür seines „Käfigs“, geschüttelt von der Angst, nun doch noch ermordet zu werden. Er ist 24 Jahre alt, die meisten davon war er gefangen hinter den Haremsmauern, die letzten vier Jahre isoliert. Die Welt, das Leben sind ihm fremd.

Dabei ist dies Ibrahims wichtigste Aufgabe: Leben zu zeugen, Erben. Aber der Gefangene ist zu verwirrt, um Gefallen an den Konkubinen zu finden.

Die ewige Angst vor dem Tod, so schreibt der Sekretär der englischen Botschaft, habe „seine Konstitution eingefroren, sodass weder der Liebeshandel noch die wärmste Umarmung der feurigsten Damen im Serail seine Kälte auftauen könnten“.

Kösem beauftragt einen Kuppler, der die schönsten Frauen direkt vom Sklavenmarkt zum Sultan schafft, ein Vertrauter des Herrschers schiebt ihm pornografische Schriften und Aphrodisiaka unter – der ganze Hofstaat bangt.

Aber die Hilfsmittel wirken. Weit mehr, als dem Harem lieb ist.

Bald kostet Ibrahim, ein hässlicher Mann mit stets geröteter Gesichtshaut, die Verfügbarkeit der Damen erschöpfend aus. Er erfreut sich rasch „des höchsten Exzesses der Sinnlichkeit“, wie der englische Botschaftssekretär kommentiert, und verbringt seine Zeit mit nichts als der Liebe und anderen Zerstreuungen: Pferderennen, Bogenschießen, Völlerei.

In den sechs Jahrhunderten Osmanischer Herrschaft nutzt nur ein einziger weiterer Sultan den Harem so ausgiebig wie Ibrahim, viele andere Monarchen leben sogar monogam. Hadice Turhan, Ibrahims Favoritin, gebiert ihm 1642 den ersten Sohn, in den nächsten 14 Monaten bringen zwei weitere seiner Konkubinen Söhne zur Welt, in knapp sieben Jahren zeugt Ibrahim 18 Kinder, insgesamt acht Mätressen erklärt er zu seinen Favoritinnen, die letzte heiratet der Sultan gar.

Er spielt mit nackten Konkubinen Fangen. Er kleidet die Wände des Palastes mit Fell und Seide aus. Und ähnlich sprunghaft ist er auch beim Herrschen. Mal befördert er einen Bademeister zum Janitscharen-General, mal einen verdienten Sportringer. Dann wieder lässt er die Wasserleitungen der Stadt in seine Gärten umleiten, was Rufe nach seinem Sturz heraufbeschwört. Was immer von



KÖSEM MAHPEYKER

Die Sklavin wird 1604 Lieblingsfrau des Sultans und Mutter zweier zukünftiger Herrscher



AHMED I.

Er macht Kösem zu seiner Favoritin – und zur mächtigsten Frau des Reiches



MURAD IV.

Kösems ältester Sohn wird mit elf Jahren Sultan. Er ist ein brillanter Feldherr – und ein Sadist



IBRAHIM

Nach Murads Tod wird dessen Bruder Ibrahim Sultan, doch der interessiert sich nur für seine Konkubinen

diesem Wahnwitz nach außen dringt, das Volk ist dankbar, dass Kösem noch Schlimmeres verhindert. Längst ist sie der einzige Ruhepol im Reich. Sie verkörpert bald auch für die Untertanen die Autorität der Dynastie.

DER SULTAN IST in jener Zeit zumeist unsichtbar. Selbst auf Kriegszügen wird er von seinen Soldaten abgeschirmt. Nur eine Standarte signalisiert den Männern, dass der Herrscher bei ihnen ist. Murad III. etwa verlässt in 21 Regierungsjahren Istanbul kein einziges Mal.

Zwar zelebriert er 1582 die Beschneidung seines Sohnes mit einem Fest, wie es die Hauptstadt noch nicht gesehen hat: 52 Tage dauert es, und auf dem Höhepunkt wird der Mutter des Kindes dessen Vorhaut auf einem goldenen Teller gereicht.

Aber einer tritt dabei nicht auf: der Sultan. Er bleibt im Palast, das Fest findet ohne ihn statt.

Das entspricht langer Tradition unter islamischen Führern, die durch ehrerbietige Entrückung ihre *heybet*, ihre Erhabenheit, zu steigern suchen. Auch die Architektur dient dieser Verhüllung. Die Sultane bauen Türme und Pavillons, aus denen sie alles sehen können, ohne selbst gesehen zu werden. Manche Herrscher meiden selbst das Freitagsgebet in der Moschee.

Sehr selten verlassen auch die Damen den Palast, und dann verschleiert von Kopf bis Fuß. Wenn die Haremsdamen einen Bootsausflug unternehmen, werden die Straßen bis zum Anleger auf beiden Seiten von Tüchern verhüllt, in der Schneise eilen die Konkubinen ungesehen zur Barke.

Das Vakuum um den abwesenden Sultan füllen die Valide Sultan. Kösem zeigt sich sogar dem Volk, auf feierlichen Prozessionen zur Moschee etwa oder bei Ausfahrten. Mit verhülltem Antlitz zwar, in ihrer goldverzierten Kutsche aber für alle als Herrscherin erkennbar. Zwei weiße Schleier verdecken den unteren Teil ihres Gesichts, darüber ein schwarzes Tuch. Sie trägt lange, dunkle Mäntel aus Seide oder Pelz, im Nacken gebunden und so über

den Körper fallend, dass keinerlei Umrisse zu erkennen sind.

Mitunter umringen Menschenmassen ihren Wagen, Untertanen überreichen ihr Geschenke – Glücksbringer und Kleidung etwa –, um ihren Segen zu erlangen. Sie revanchiert sich, so ein Augenzeuge, mit guten Wünschen.

Zudem nutzt die Sultanmutter ihren ungeheuren Reichtum, um durch Bauwerke und Wohltätigkeit Frömmigkeit und Güte zu demonstrieren.

Ihr Wohlstand wird aus vielen Quellen gespeist: Sie bezieht ein tägliches Gehalt, das sie Jahr für Jahr zur Millionärin macht. Ihr gehören riesige Kron-Domänen, deren Überschüsse allein in ihre Kasse spülen. Sie besitzt Häuser in Istanbul, die einträgliche Miete abwerfen; der Sultan überhäuft sie mit kostbaren Geschenken, und auch Botschafter fremder Mächte halten die Beziehungen mit Präsenten geschmeidig.

Die Frauen des Sultans haben die alleinige Verfügung über ihr Vermögen, der Monarch kann ihnen nicht hineinreden. Aber frei sind die Herrscherinnen auch in dieser Frage nicht, es wird erwartet, dass sie ihr Geld vor allem zum Wohle des Reiches einsetzen. Eine gute Sultanmutter ist eine mildtätige. Wie gut ist Kösem?

Sie baut eine Moschee in Istanbul – wo zwischen 1550 und 1700 die meisten der großen Gotteshäuser von Frauen gestiftet werden. Sie lässt öffentliche Bäder und eine Karawanserei errichten. Sie fördert soziale und religiöse Einrichtungen. Sie lässt Mekka-Pilger mit Wasser versorgen und einmal im Jahr Hemden, Mäntel und Turbane an Bedürftige verteilen. Sie spendet Mitgiften für Waisenmädchen, die sonst nie die Chance auf einen soliden Ehemann hätten. Sie zahlt Stipendien an die 200 in Istanbul lebenden *sayyids*, die als vermeintliche Nachfahren des Propheten Mohammed wie Heilige verehrt werden, aber selten für ihren Lebensunterhalt arbeiten.

Auch lässt sie ihre Sklavinnen schon bald wieder frei und stattet sie bestens aus: Nur zwei bis drei Jahre verbleiben sie in Kösems Harem, dann erhalten sie einen Ehemann und eine so üppige Mitgift, dass sie sorglos leben können – und auf vielfältige Weise Verbindungen knüpfen, die Kösem in ihr Netzwerk webt.

Was sie auf diesem Wege erfährt, muss sie in Sorge stürzen. Ibrahim ist höchst unbeliebt beim Volk. Schließlich vergeht er sich sogar an der eigenen Familie und der Geistlichkeit: Er wirft einen seiner Söhne in eine Zisterne, aus der der Knabe in letzter Sekunde gerettet wird; er nötigt seine Schwestern, die Prinzessinnen, seinen Konkubinen zu dienen; und schließlich zwingt er den Mufti, den höchsten Geistlichen des Reiches, die eigene Tochter in den Harem auszuliefern.

Das ist zu viel. Der Mufti organisiert den Widerstand, die Janitscharen stehen bereit – und Kösem segnet den Putsch ab. „Die ganze Gesellschaft liegt in Scherben“, klagt sie in einem Brief dem Großwesir: „Lass ihn sofort vom Thron entfernen“ (so jedenfalls überliefert es ein Chronist). Aber dann wird der seinem Sultan treu ergebene Wesir das erste Opfer: Soldaten ermorden ihn und werfen seine Leiche vor die Blaue Moschee, wo ihn aufgebrachte Bürger so gründlich zerhacken, dass er als „Ahmed der tausend Stücke“ in die Geschichte eingeht.

Tags darauf setzt der Thronrat Ibrahim ab. Die Untertanen müssten erleichtert sein. Doch wohl schon eine Woche später beklagen viele das vermeintlich grausame Schicksal des Despoten.

Gut möglich, dass dessen letzte Getreue den Zorn des Volkes mit Gerüchten gegen die Verschwörer lenken: In einer kleinen Zelle soll Ibrahim hausen, unaufhörlich weinend. Da die Istanbul immer unruhiger werden, lässt sich der Thronrat vom Mufti eine *fatwa* gegen Ibrahim ausstellen, den Auftrag, ihn zu töten.

Am 17. August stranguliert der Oberste Scharfrichter den gescheiterten Sultan. Nur acht Jahre lang hat Ibrahim geherrscht und gezeugt. Was bedeutet: Sein ältester Sohn, Mehmed ist noch viel zu jung für die Macht, knapp sechseinhalb Jahre. Was auch bedeutet: Die Frauen regieren weiterhin. Nur welche?

Die Mutter von Mehmed, wie es dem Brauch entspräche? Aber Hadice Turhan ist selbst erst Anfang 20 und uner-

fahren. Dann also noch einmal Kösem, inzwischen Ende 50 und seit mehr als zwei Jahrzehnten an der Macht?

Das kann nicht gut gehen. Die junge Turhan hat nur ein Ziel: Kösems Macht zu brechen. Die Großmutter hat nur ein Ziel: Turhan auszubooten.

Es sind keine Details aus diesen Jahren überliefert, aber es bedarf nur wenig Fantasie, um sich die Atmosphäre vorzustellen: das abgründige Misstrauen aller gegen alle, weil keine Dame weiß, wo die Fronten verlaufen. Und weil kein Sultan da ist, auf den die Aufmerksamkeit zu richten wäre.

Der stille Kampf wogt drei Jahre, dann beschließt Kösem: Turhan und der Kinder-Sultan müssen fallen und einer seiner Halbbrüder (mit einer weniger ehrgeizigen Mutter) inthronisiert werden. Doch der oberste schwarze Eunuch deckt den Plan auf und stürmt mit 20 Untergebenen los, Kösem umzubringen.

Sie stellen die Regentin in ihren Gemächern, wo sie sich in einem Schrank verbirgt. Kösem versucht, die Mörder zu bestechen, sie nehmen das Geld und auch ihre Juwelen, zerren sie dann aber dennoch an den Füßen nach draußen, wo es vier kräftige Männer braucht, um die Frau, die sich wehrt wie eine Furie, zu strangulieren. Die Häscher lassen sie liegen, aber verkennen die Stärke der stärksten aller Valide, sie rappelt sich noch einmal auf, die Männer werden erneut gerufen und würgen die Frau schließlich in den unbezweifelbaren Tod.

Vielleicht ist es ein angemessenes Ende für diese furchtlose Frau, die aus nichts als Willen zu bestehen schien. Sie hat 28 Jahre für ihre Söhne regiert, sie hat die Dynastie gerettet, sie hat bewiesen, dass Frauen ihren Männern und Söhnen in nichts nachstehen – und doch

ändert sie nichts daran, dass Frauen im Osmanischen Reich nur ausnahmsweise so viel Macht erringen. Nur wenn die Umstände günstig sind. In Zeiten des Umbruchs, in denen die Monarchen Macht verlieren und Palasteliquen um Einfluss ringen. Vor allem: als letzte Rettung bei labilen Herrschern.

Noch als Tote erzwingt Kösem höchsten Respekt. Schwarze Eunuchen bahren sie in der Großen Moschee auf, wo 400 Sklavinnen sie beweinen. Die Bevölkerung Istanbuls soll, so ein Chronist, ohne Befehl von oben eine dreitägige Trauer befolgt haben.

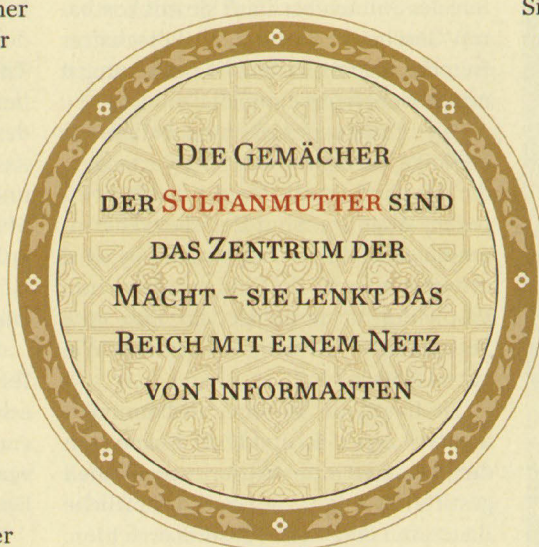
Am 2. September 1651 wird Kösem Mahpeyker neben ihrem Ehemann, Sul-

fehen nun fähige Politiker und Strategen. Zudem ist die Staatskasse leer.

In ihrer Not beruft Turhan einen Außenseiter aus der Provinz zum Großwesir, Köprülü Mehmed Pascha, der sich vor allem als Statthalter bewährt hat, und stattet ihn mit fast diktatorischen Befugnissen aus.

Für das Reich wie für Turhan ist Köprülü Segen und Fluch zugleich: Binnen Jahresfrist vertreibt er die Venezianer und beschneidet zugleich kraft seiner Amtsgewalt die Macht der Valide Sultan, während er den Einfluss seiner eigenen Familie vergrößert.

Doch offiziell bleibt Turhan Regentin für den minderjährigen Sultan. Sie stirbt 1683. Ein Chronist schreibt zu ihrem Tod: „Eine Säule des Reiches ist zerbrochen.“ Dieses Urteil könnte auch für die 150-jährige Herrschaft der Frauen insgesamt stehen.



DIE SULTANMÜTTER nach Hadice vermögen die Macht nicht mehr zu bündeln. Zu einflussreich ist nach Köprülü Reformen das Amt des Großwesirs.

Die imperialen Regierungschefs sind die Erben der Valide Sultan. Hatten die Herrscherinnen ihre Wesire bislang willkürlich, meist nach nur kurzer Amtszeit entlassen, regieren sie nun oft länger als ein Jahrzehnt – und stammen in den folgenden Generationen zumeist aus der Familie Köprülü.

Schon 1661 hat Mehmed Pascha die Amtsgeschäfte seinem Sohn übertragen, der sie 15 Jahre später wiederum an seinen Schwager weitergibt. So ist die Regentschaft der Haremsdamen schon bald nur noch eine ferne Erinnerung.

Doch erst gut 250 Jahre später, 1909, wird das „Haus der Glückseligkeit“ für immer von jungen Rebellen aufgelöst. Die letzten Frauen trauen sich nur zögernd in die Freiheit. Eine Freiheit, von der sie sich nichts versprechen. □

Literaturempfehlungen: Leslie P. Peirce, „The Imperial Harem“, Oxford University Press: detailreiche, gut verständliche Studie. John Freely, „Inside the Seraglio“, Viking: anschauliche, mit zahlreichen Originalzitaten gespickte Beschreibung des Lebens im Harem.

tan Ahmed I., und ihrem Sohn, Sultan Murad IV., beerdigt. Nicht als Gleiche. Aber als Ebenbürtige.

Kösems Nachfolgerin, Hadice Turhan, kann die Macht der Frauen noch eine Weile lang bewahren. Die gebürtige Russin mit den blauen Augen und der hellen Haut lernt schnell und wird eine kluge Vertreterin ihres nun neunjährigen Sohnes.

Doch als 1656 eine Flotte der Kaufmannsrepublik Venedig die Dardanellen, Istanbuls Zugang zum Mittelmeer, blockiert und die Hauptstadt bedroht, steht das Reich abermals am Abgrund. Weil die Sultanmütter während der Ränkespiele der vergangenen Jahrzehnte die leitenden Ämter meist mit ihnen ergebenen Günstlingen besetzt haben,

Dr. Christoph Kucklick, 48, arbeitet als Journalist und Buchautor in Berlin.

Reichlich Erkenntnisse bei bis zu 12% Ersparnis!



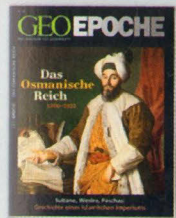
SINUS Soundtube

Ihr Anschluss an die Musikwelt: Die schicke Sinus Soundtube mit Einsteckfach für iPod nano und shuffle sowie Anschlusskabel für alle MP3- und CD-Player. Maße: ca. 18,5 x 5 x 5 cm.



- ✓ Ein Geschenk gratis!
- ✓ Lieferung frei Haus!
- ✓ Ein oder mehrere Magazine zur Wahl!

✓ Ja, ich möchte mein/e GEO-Wunschmagazin/e zum Vorzugspreis:



1. Auf den besonderen Spuren der Geschichte.

GEO EPOCHE

erscheint 6 x jährlich zum Preis von zzt. €8,- statt €9,- im Einzelkauf mit 11% Ersparnis. Best.-Nr.

- ☐ selbst lesen! **864 504**
☐ verschenken! **864 505**



2. Aufwändige Reportagen über den Zustand der Welt.

GEO

erscheint 12 x jährlich zum Preis von zzt. €6,30 statt €6,60 im Einzelkauf mit 5% Ersparnis. Best.-Nr.

- ☐ selbst lesen! **864 506**
☐ verschenken! **864 507**

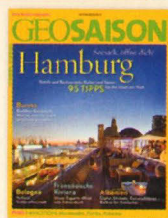


3. Spannende Erkundungen – je Heft ein Land, eine Region oder eine Stadt.

GEO SPECIAL

erscheint 6 x jährlich zum Preis von zzt. €7,50 statt €8,50 im Einzelkauf mit 12% Ersparnis. Best.-Nr.

- ☐ selbst lesen! **864 524**
☐ verschenken! **864 525**

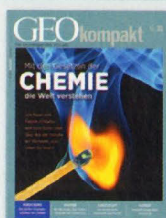


4. Die schönsten Reiseziele der Welt – einladend und informativ.

GEO SAISON

erscheint 12 x jährlich zum Preis von zzt. €4,40 statt €5,- im Einzelkauf mit 12% Ersparnis. Best.-Nr.

- ☐ selbst lesen! **864 526**
☐ verschenken! **864 527**



5. Die großen Themen der Allgemeinbildung – visuell opulent, leicht verständlich.

GEO kompakt

erscheint 4 x jährlich zum Preis von zzt. €7,75 statt €8,50 im Einzelkauf mit 9% Ersparnis. Best.-Nr.

- ☐ selbst lesen! **864 544**
☐ verschenken! **864 545**



6. Rätsel, Bastelspaß und Spiele – für Kinder von 5 bis 7 Jahren.

GEO mini

erscheint 12 x jährlich zum Preis von zzt. €2,90 statt €3,20 im Einzelkauf mit fast 10% Ersparnis. Best.-Nr.

- ☐ selbst lesen! **864 558**
☐ verschenken! **864 559**



7. Spielerisch-sympathisch lernen – für Kinder von 8 bis 14 Jahren.

GEO lino

erscheint 12 x jährlich zum Preis von zzt. €3,30 statt €3,60 im Einzelkauf mit fast 10% Ersparnis. Best.-Nr.

- ☐ selbst lesen! **864 560**
☐ verschenken! **864 561**

Senden Sie mir bzw. dem Beschenkten die oben ausgewählte(n) Zeitschrift(en) aus der GEO-Familie ab der nächsterreichbaren Ausgabe. Mein Geschenk erhalte ich nach Zahlungseingang. Nach 1 Jahr kann ich das Abonnement jederzeit beim GEO-Kundenservice, 20080 Hamburg, kündigen. Im Voraus bezahlte Beträge erhalte ich dann zurück. Dieses Angebot gilt nur in Deutschland und nur, solange der Vorrat reicht. Auslandsangebote auf Anfrage.

Meine persönlichen Angaben: (bitte unbedingt ausfüllen)

Name, Vorname _____ Geburtsdatum 19 / 11 / 19

Straße, Hausnummer _____

PLZ _____ Wohnort _____

Telefonnummer _____ E-Mail-Adresse _____

☐ Ja, ich bin damit einverstanden, dass GEO und Gruner + Jahr mich künftig per Telefon oder E-Mail über interessante Angebote informieren.

Ich bezahle bequem per Bankeinzug: (jährliche Abbuchung)

Kontokartenzahl _____ Kontonummer _____

Geldinstitut _____

☐ Ich zahle per Rechnung.

Ich verschenke ein oder mehrere Magazine aus der GEO-Familie an:

(bitte nur ausfüllen, wenn Sie ein oder mehrere Magazine aus der GEO-Familie verschenken möchten)

Name, Vorname des Beschenkten _____ Geburtsdatum 19 / 11 / 19

Straße, Hausnummer _____

PLZ _____ Wohnort _____

Telefonnummer _____ E-Mail-Adresse _____

☐ Die Belieferung soll frühestens ab dem 20 / 11 / 19 beginnen. (Optional)

Als Geschenk erhalte ich: ☒ SINUS Soundtube (Lieferung ohne iPod)

Widerrufsrecht: Innerhalb von zwei Wochen nach Absenden meiner Bestellung kann ich diese ohne Begründung beim GEO-Kundenservice, 20080 Hamburg in Textform (z.B. E-Mail oder Brief) oder durch Rücksendung der Zeitschrift widerrufen. Zur Fristwahrung genügt die rechtzeitige Absendung.

Datum _____ Unterschrift _____

Bestellen leicht gemacht:

Per Post
GEO-Kundenservice,
20080 Hamburg

Per Telefon (Bitte die Bestell-Nr. angeben)

01805/861 80 03

14 Cent/Min. aus dem dt. Festnetz, max. 42 Cent/Min. aus dem dt. Mobilfunknetz
 Abonnenten-Service Österreich und Schweiz: **+49 1805/861 80 03**

Online mit noch mehr Angeboten
www.geo.de/familie

DUELL *an der*

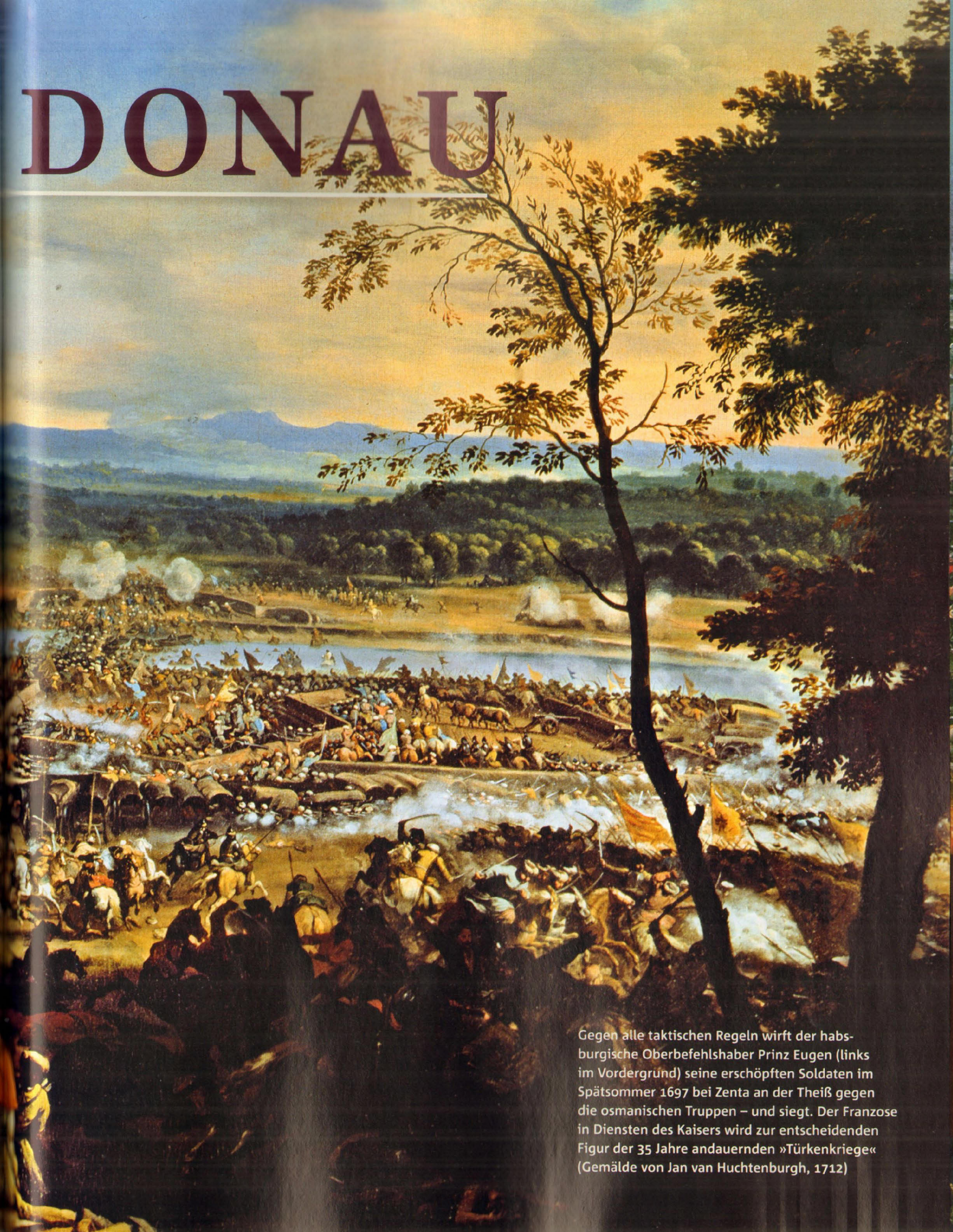
150 Jahre lang ringen Osmanen und Habsburger miteinander. Immer wieder ziehen die Sultane nach Norden, immer wieder schlagen die Österreicher zurück. Dann,

im März 1683, rüstet Mehmed IV. erneut gegen den Erzfeind. Das christliche Abendland ist zerstritten, Kaiser Leopold I. muss an mehreren Fronten kämpfen.

Die Gelegenheit scheint günstig, Wien endlich zu erobern – und damit ein Einfallstor nach Mitteleuropa zu öffnen VON OLIVER FISCHER



DONAU



Gegen alle taktischen Regeln wirft der habsburgische Oberbefehlshaber Prinz Eugen (links im Vordergrund) seine erschöpften Soldaten im Spätsommer 1697 bei Zenta an der Theiß gegen die osmanischen Truppen – und siegt. Der Franzose in Diensten des Kaisers wird zur entscheidenden Figur der 35 Jahre andauernden »Türkenkriege« (Gemälde von Jan van Huchtenburgh, 1712)

Sechs Stunden sind nicht viel Zeit, wenn es darum geht, einen nicht enden wollenden Krieg zu gewinnen. Prinz Eugen von Savoyen, Oberbefehlshaber der habsburgischen Armee in Ungarn, hat eben einen Gefangenen verhört, einen hohen Offizier der Osmanen – und ihn vor die Wahl gestellt: sofort geköpft zu werden oder zu verraten, wo genau sich die Armee des Sultans in diesem Moment aufhält.

Der Mann zögert. Eugen befiehlt seinen Soldaten, ihre Schwerter zu ziehen. Da bricht es aus dem Gefangenen heraus: Die Truppen seien gerade dabei, in der Nähe der kleinen Stadt Zenta über den Fluss Theiß überzusetzen. Der Sultan, die schwere Artillerie und mehrere Tausend Reiter seien schon am Ostufer angekommen, doch der größte Teil der Infanterie warte noch am westlichen Ufer.

Die 80000-Mann-Armee der Osmanen ist also geteilt: ideale Gelegenheit für einen Angriff der Habsburger.

Eugen prescht mit seinen Husarenreitern sofort los durch die ungarische Steppe in Richtung der Osmanen. Es ist der 11. September 1697, gegen zwölf Uhr mittags. Noch gut sechs Stunden, bis die Sonne untergeht, bis die Dunkelheit hereinbricht und einen Kampf unmöglich macht – nicht jedoch das endgültige Überschreiten des Flusses durch alle Truppen des Feindes. Noch gut sechs Stunden also, um eine Schlacht zu füh-

LEOPOLD I.

Der Kaiser des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation muss sein Land gegen zwei Feinde verteidigen: den osmanischen Sultan und den französischen König



1683

KAMPF UM WIEN

83

Nur 11 000 bewaffnete Männer verteidigen die Hauptstadt gegen eine 20-fach überlegene Belagerungsarmee. Doch die Osmanen triumphieren zu früh: Eine christliche Koalition befreit die Habsburger-Metropole

ren – und ein Ringen zweier Reiche vielleicht endgültig zu entscheiden, das seit mehr als 150 Jahren andauert.

Osmanen gegen Habsburger: Das sind zwei Gegner, die sich in einem erbitterten Kampf ineinander verbissen haben. Es ist ein Kampf um die Macht über Mitteleuropa und auch ein Kampf zweier Religionen: Die katholischen Habsburger-Kaiser, die vom Papst gekrönt werden, gegen die osmanischen Sultane, die den Titel „Hüter der heiligen Stätten von Mekka und Medina“ tragen und zugleich das Amt des Kalifen ausüben, des Oberhaupts aller Muslime.

Und es ist ein Kampf um die Nachfolge der römischen Cäsaren: Die Osmanen fühlen sich als deren rechtmäßige Erben, seit sie 1453 Konstantinopel erobert haben, die alte Hauptstadt Ostroms. Dass die Habsburger den Titel eines „Kaisers des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation“ für sich reklamieren, empfinden die Osmanen als unverschämte Anmaßung. Stolz nennen

MEHMED IV.

Durch die Eroberung Wiens hofft der schwache Herrscher ähnlich ruhmreich zu werden wie sein Urahn Mehmed II., der 1453 Konstantinopel für die Osmanen einnahm





1686

SCHLACHT UM BUDA

sie sich Herrscher von „Rumelia“, dem Land der Römer.

Auch Süleyman I. führt diesen Titel – und sieht ihn als Aufforderung, sein Reich weiter auszudehnen. Ab 1521 stößt er nach Ungarn vor, das die Habsburger ebenfalls für sich beanspruchen. Bald darauf beginnen offene Kämpfe zwischen den beiden Dynastien. Acht Jahre später dringt Süleyman bis nach Wien vor und belagert die Stadt knapp einen Monat lang, ehe er nach Dauerregen und Schneefall aufgeben muss.

Immerhin bringt er in den Jahren darauf einen großen Teil Ungarns unter

seine Kontrolle. Das Zentrum des Landes gliedert er in sein Reich ein, im Osten, dem Fürstentum Siebenbürgen, regiert ein Vasall der Osmanen. Nur einen kleineren Streifen im Norden und Westen halten noch die Habsburger. Die beiden Reiche grenzen nun direkt aneinander, das Imperium der Osmanen rückt bis auf gut 150 Kilometer an Wien heran.

Schauplatz all der Schlachten, Scharmützel und Belagerungen, zu denen es nun mehrere Generationen lang kommt, ist meist das weite Marschland Ungarns. Ungewöhnlich grausam wird der Krieg hier geführt: Soldaten auf beiden Seiten

Nach der erfolgreichen Verteidigung Wiens drängen die Österreicher die Osmanen zurück und erobern Ungarns Hauptstadt, die dem Sultan untersteht. Zu den Offizieren, die Buda einnehmen, gehört auch Eugen von Savoyen (auf dem linken Schimmel)

häuten und pfählen ihre Gefangenen lebend, vergewaltigen sie oder verkaufen sie als Sklaven. Zehntausende Tote, zerhackt von den Säbeln der osmanischen Soldaten, zerfetzt von den Geschosshageln der Österreicher.

Selbst wenn mal Friede herrscht, dringen osmanische Reiter auf habs-



burgisches Gebiet vor, brennen Dörfer nieder, verschleppen Einwohner. Überfallen christliche Freischärler Siedlungen auf osmanischem Territorium. Nie herrscht wirklich Ruhe. 150 Jahre lang.

Edirne, im März 1683: Vor den Mauern der alten osmanischen Hauptstadt laufen viele Menschen zusammen, um zu verfolgen, wie die Armee ihres Sultans erneut gegen die Habsburger ins Feld zieht. Es ist ein prachtvolles Spektakel, das mehrere Stunden andauert:

Ganz vorn marschieren die Janitscharen, die im Westen gefürchteten Elite-Infanteristen; am Ende folgen die Sipahi, die vielen Tausend Reiter der Kavallerie, die in vollem Galopp ihre Pfeile mit vernichtender Präzision abfeuern können. Dazwischen Kamele, auf deren Rücken leichte Geschütze und Musketen schaukeln. Ochsen, die die schweren Belagerungskanonen ziehen. Ein großer Tross von Handwerkern. Und in 100 Kutschen der Harem des Sultans.

Dann der Herrscher selbst, Sultan Mehmed IV., auf einem Pferd, weiß wie Milch. Um ihn herum Pagen mit Kappen

aus Gold und mit Gürteln, an denen Juwelen blinken. Der Sultan und sein Großwesir sind die Einzigen in dieser Prozession, die bereits wissen, wohin der Feldzug führen soll: nach Wien, in die Hauptstadt der Habsburger-Kaiser.

Mehmed ist Anfang 40, ein fülliger, melancholischer Mann, der nach der Ermordung seines Vaters mit sieben Jahren Sultan wurde. Seine Tage verbringt er am liebsten bei der Jagd, abends liest er Bücher über die Taten seiner Ahnen.

Die berühmten Vorfahren sind womöglich ein Grund dafür, dass er einen ohnehin brüchigen Waffenstillstand mit



1697

ATTACKE BEI ZENTA

den Habsburgern missachtet und nun auf deren Hauptstadt marschiert: Zu verlockend ist der Traum, ein siegreicher Feldherr zu werden wie sein Onkel Murad IV., der Eroberer von Bagdad. Oder Weltgeschichte zu schreiben wie Mehmed II., der einst Konstantinopel eingenommen hat.

Ihm eiferte Mehmed IV. bereits elf Jahre zuvor nach, als er eine polnische Stadt erstürmte und die Kathedrale in eine Moschee umwandeln ließ – genauso hatte es der große Ahnherr 1453 mit der Hagia Sophia gemacht.

Wichtigster Ratgeber des Sultans ist sein Hofprediger Vani Mehmed Efendi, ein charismatischer Streiter für eine Erneuerung des Islams. In seinen Schriften ruft Vani zum Heiligen Krieg gegen die Ungläubigen im Westen auf. Mit Sicherheit wird er den Sultan in seinem Entschluss zu einem neuen Krieg gegen die Habsburger bestärkt haben; vielleicht geht die Idee sogar auf ihn zurück. Als Feldprediger zieht Vani Mehmed Efendi nun mit in den Kampf.

Kara Mustafa, der als Großwesir die Regierungsgeschäfte für den Sultan führt, hat ganz eigene Gründe für den Angriff auf die Habsburger-Metropole: Als habgierig und gewalttätig beschreiben ihn fast alle zeitgenössischen Chronisten. Schon seit Jahren, so heißt es, könne er es kaum erwarten, Wien und andere reiche Städte Europas zu plündern. Mustafa ist Mitglied des Clans der Köprülü, der seit Jahrzehnten die Groß-

PRINZ EUGEN

Der französische Adelige kennt den Krieg nur aus Büchern, als er 1683 während der Belagerung von Wien in die österreichische Armee eintritt. Nach wenigen Jahren ist er General



Trotz ihrer Niederlagen kämpfen die Osmanen weiter. 80000 Soldaten überqueren am 11. September 1697 einen Fluss nahe dem ungarischen Zenta, um Siebenbürgen anzugreifen. Doch eine erschöpfte, zahlenmäßig unterlegene habsburgische Armee hält sie auf

wesire stellt (siehe Seite 64). Der Feldzug gegen Österreich ist für ihn eine Chance zu beweisen, dass er zu Recht zu dem berühmten Clan gehört.

Der Zeitpunkt für einen Krieg ist so günstig wie lange nicht mehr: Das christliche Europa steht alles andere als geeint gegen das muslimische Heer, das nun über den Balkan Richtung Nordwesten zieht. Frankreichs König Ludwig XIV. etwa denkt nicht daran, Kaiser Leopold I. zu helfen, seinem katholischen Glaubensbruder in Wien.

Seit Langem schon versucht Ludwig, die Grenzen seines Landes bis zum Rhein auszudehnen. Lothringen und das Elsass hat er bereits besetzt, bedroht damit die Habsburger von Westen her. Ein Angriff der Osmanen, so hofft er, wird die Österreicher auch an ihrer Ostgrenze unter Druck setzen. Über seinen Botschafter in Istanbul hat er dem Großwesir deshalb Unterstützung signalisiert.

Auch protestantische Staaten wie die Niederlande oder England stehen gegen die Habsburger. Denn Leopold I., ein frommer Mann, lässt im habsburgischen Teil Ungarns Lutheraner und Calvinisten verfolgen. Protestantische Aufständische kämpfen dort seit Jahren gegen die Unterdrücker – und werden von den Osmanen mit Truppen unterstützt.

Kaiser Leopold, der Entscheidungen nur nach langem Zögern und vielen Gebeten trifft, weiß nicht, wie auf die doppelte Bedrohung am besten zu reagieren ist. Soll er seine Truppen im Westen gegen den Franzosenkönig konzentrieren, dessen Expansionslust gut bekannt ist? Oder lieber gegen die näher rückenden Osmanen schicken, deren Absichten niemand genau einschätzen kann?

Weder der Kaiser noch seine Berater ahnen, welches Ziel der gewaltige Aufmarsch aus dem Osten hat. Vielleicht, so vermuten sie, wollen die Osmanen nur ein paar Grenzfestungen erobern.

Der Kaiser bittet die deutschen Fürsten, ihn mit Soldaten zu unterstützen. Doch allein die Herren von Bayern und Sachsen sind dazu bereit. Der mächtige Brandenburger Kurfürst Friedrich Wilhelm dagegen, ein Calvinist und Verbündeter von Ludwig XIV., lehnt ab.

Immerhin gelingt es Leopold, einen Beistandspakt mit Polens König abzuschließen, denn dessen Land ist vor einigen Jahren ebenfalls von Mehmed IV. angegriffen worden.

Habsburgs zuverlässigster Helfer ist der Papst: Innozenz XI., der seit Langem einen Kreuzzug plant, schenkt dem chronisch klammen Kaiser große Summen für den Kampf gegen die Muslime.

Anfang Mai erreicht die Armee des Sultans nach wochenlangem Marsch über aufgeweichte Wege im Dauerregen die Festung Belgrad. Im Feldlager vor der Stadt übergibt der Sultan seinem Großwesir bei einer Parade das heilige Banner (gefertigt aus Überresten einer Standarte, die dem Propheten Mohammed gehört haben soll).

Mit dieser Zeremonie übernimmt Kara Mustafa das Kommando, führt die Armee nun allein weiter Richtung Wien. Sultan Mehmed, der das eigentliche Kriegsgeschäft anderen überlässt, bleibt in Belgrad und wartet auf den Sieg, der ihm ewigen Ruhm bringen soll.

Knapp sechs Wochen später sind die Truppen nur noch 80 Kilometer von der habsburgischen Grenze entfernt. Erst jetzt verrät Kara Mustafa seinen Kommandeuren das Ziel des Feldzugs.

Am selben Tag treffen mehrere Zehntausend Reiterkrieger im Lager ein: Tataren von der Krim. Diese Vasallen der Osmanen sind berüchtigt für die gespenstische Schnelligkeit, mit der sie ihre Gegner vernichten.

Mit insgesamt gut 200000 Mann stößt Kara Mustafa im Juli auf habsburgisches Gebiet vor. Wie ein apokalyptisches Zeichen schwebt über ihnen eine gewaltige Wolke aus rotem Staub, aufgewirbelt von den Hufen der Pferde und den Schritten der Soldaten.

Auch Herzog Karl von Lothringen, der Oberbefehlshaber der Österreicher, bemerkt diese von Osten heranrückende Wolke, als er am Morgen des 7. Juli südlich von Bratislava einen Erkundungsritt unternimmt. Beunruhigt registriert er außerdem Rauchsäulen, die im Westen über dem Land aufsteigen: Dort sind bereits Tataren unterwegs, stecken Dörfer und Klöster in Brand.

Karl von Lothringen befiehlt nur etwa 33000 Mann – zu wenig, um die Feinde zu stellen. Er setzt mit seinen Truppen bei Nacht vorsichtig auf die Nordseite der Donau über und zieht sich in Richtung Wien zurück.

Ihm eilt Graf Rüdiger von Starhemberg voraus, 45 Jahre alt, ein erfahrener Soldat aus den Franzosenkriegen. Als Stadtkommandant soll er mit nur 6000 Mann Infanterie die Residenz des habsburgischen Reiches verteidigen. (Karl von Lothringen dagegen wird sich in den Wochen darauf mit einem Großteil des



MUSTAFA II.

Als der Sultan 1695 an die Macht kommt, gelobt er, alle zuvor verlorenen Gebiete zurückzuerobern. Doch bei Zenta muss er die Niederlage seiner Armee mitansehen

1716

GEFECHT BEI



PETERWARDEIN

Geflügelte Boten mit Siegerkränzen schweben auf Prinz Eugen hinab: Beim Kampf um die Donaufestung, fast 20 Jahre nach dem Sieg von Zenta, reiben seine Truppen die Osmanen auf, nur ein Drittel kann sich nach Belgrad retten (Gemälde: Jan van Huchtenburgh, 1716)

Heeres am Nordufer der Donau aufhalten und auf Verstärkung durch die polnischen Verbündeten warten.)

Als Graf Starhemberg am nächsten Tag in der Stadt eintrifft, ist der Kaiser bereits mit seiner Familie nach Linz geflohen. Nichts ist für die Verteidigung vorbereitet. Besonders die Palisaden auf dem Erdwall vor der Stadt sind in einem verheerenden Zustand: Viele Pfähle sind umgestürzt und angefault. Hektisch hämmern die Einwohner neue Pfosten in die Erde. Ein Zaun aus Holz gegen die größte osmanische Armee, die je nach Mitteleuropa vorgedrungen ist.

Starhemberg hat 11 000 Männer unter seinem Befehl: Infanteristen und Angehörige der Bürgerwehr. Als die Osmanen die Stadt am 14. Juli einschließen, kommen auf jeden Verteidiger fast 20 Angreifer.

Die Belagerer graben sofort Laufgänge, zunächst in die Gärten der Vorstadt, dann in den Wall vor den Palisaden. Nach nur zwei Tagen stehen sie dicht vor dem Zaun. Tagelang stürmen nun immer wieder Janitscharen aus den Gräben, klettern die steile Böschung hoch, wollen den Zaun überrennen. Doch dahinter lauern österreichische Infanteristen und feuern unablässig mit ihren Musketen.

Nach hohen Verlusten beginnen die Osmanen, Stollen unter den Erdwall zu treiben, die sie mit Sprengstoff füllen und in die Luft jagen; das Anlegen von Sprengminen ist eine Militärdisziplin, die sie seit Langem perfekt beherrschen.

Sobald jedoch ein Stück Wall und Zaun explodiert ist, rücken hinter den

Trümmern Hunderte Habsburger vor, schleudern Granaten in die Reihen der Angreifer. Getöteten Feinden schneiden sie die Köpfe ab, spießen sie zur Abschreckung auf die Spitzen der Holzpfeosten.

So hoch die Verluste der Angreifer aber auch sind – kurz darauf stehen neue Männer an der Front, nachgerückt aus einem scheinbar unerschöpflichen Reservoir an Soldaten.

Vani Mehmed Efendi, der Hofprediger des Sultans, eilt immer wieder durch die Laufgräben und feuert die Truppen im Namen Allahs an. Doch auch nach drei Wochen haben die Osmanen das erste Hindernis noch nicht überrannt. Sie schütten nun Erdhaufen auf, die höher sind als der Wall, feuern von oben auf die Musketiere hinter dem Zaun.

Am 25. Tag der Belagerung gelingt es den Janitscharen endlich, die Palisaden zu überwinden und bis zum Graben vor der Stadtmauer vorzustoßen. Pausenlos lässt Kara Mustafa seine Artilleristen gegen die Mauer schießen, unterbrochen nur für die kurzen Momente, wenn einer der Stollen explodiert, die die Osmanen nun in Richtung der Bastionen graben, vorgelagerten Verteidigungsstellungen.

In der belagerten Stadt bricht die Ruhr aus. Lebensmittel werden knapp, die Menschen essen Ratten und Katzen.

„Wien leidet aufs Äußerste“, schreibt Kaiser Leopold, der inzwischen knapp 200 Kilometer entfernt im sicheren Passau residiert. Dort erscheint im August ein verarmter französischer Adelige: Prinz Eugen von Savoyen, 19 Jahre alt.

Dessen Familie ist am Hof des Sonnenkönigs in Ungnade gefallen, nun will Prinz Eugen auf Seiten der Österreicher in den Kampf gegen die Osmanen ziehen. Erfahrung hat er keine, er kennt den Krieg nur aus Büchern.

Leopold nimmt ihn dennoch in seine Armee auf – vielleicht, weil es ihm gefällt, dass der Prinz mit seinem großen Feind Ludwig XIV. gebrochen hat. Ende des Monats meldet Eugen sich bei Karl von Lothringen. Der steht mit seinen Regimentern nach wie vor in der Nähe von Wien, wartet dringend auf den polni-

schen König, dessen Soldaten nur noch wenige Tagesmärsche entfernt sind.

Kara Mustafa weiß dank Spähtrupps der Tataren, dass ein Entsatzheer heranrückt. Doch er sichert sein Feldlager nicht gegen einen Angriff, besetzt auch nicht die Pässe auf dem Wienerwald, einem Höhenzug nordwestlich der Stadt – wohl aus Geringschätzung für seine Feinde, die er für schwach und feige hält.

Fünf Schüsse hallen am Morgen des 12. September 1683 über die Höhen des Wienerwalds. Es ist das Signal des Aufbruchs für die vereinten Heere der christlichen Mächte: 24 000 Polen, 21 000 Habsburger, 11 000 Bayern, 10 000 Sachsen sowie 10 000 Schwaben und Franken ziehen langsam die steilen, dicht bewaldeten Hänge hinunter.

Habsburger und Sachsen marschieren unter Führung Karls von Lothringen am linken Flügel und stoßen als Erste auf den Feind. Auch Prinz Eugen zieht in diesem Teil der Truppen mit – und erlebt das erste Gefecht seines Lebens.

Die polnischen Truppen, die am rechten Flügel einen besonders mühsamen Abstieg durch Schluchten und unzählige Flüsse und Bäche vor sich haben, erreichen erst Stunden später die Ebene.

Am Nachmittag drängen die christlichen Truppen immer stärker gegen die Reihen der Osmanen, beschießen Kara Mustafas Kommandostand. Als der Großwesir den symbolträchtigen Platz verlässt, geraten seine Soldaten in Panik, viele fliehen Richtung Süden. Gegen 18 Uhr befiehlt der polnische König seinen Kavalleristen einen neuen Angriff. Und die entmutigten Osmanen beginnen nun, in Massen zu fliehen.

Nach nur wenigen Stunden ist der Kampf um Wien entschieden. Kara Mustafa galoppiert noch zu seinem Zelt, rettet das heilige Banner, dann flüchtet auch er mit dem Rest der Truppen Richtung Ungarn. Mehr als 10 000 seiner Soldaten bleiben tot zurück.

Als Sultan Mehmed IV. in Belgrad die Nachricht erhält, reist er entsetzt

Zwei Monate lang belagert Prinz Eugen (vorn) die Festung (im Hintergrund), seine Soldaten sterben durch feindliche Kugeln und Malaria. Dann nimmt der General auch diese osmanische Bastion ein

zurück nach Edirne. Dort gibt er Befehl, die Schuldigen zu bestrafen: Seine Boten lassen sich am 25. Dezember bei Kara Mustafa melden, fordern von ihm das Banner des Propheten, das Siegel des Sultans und andere Insignien zurück. Dann erdrosseln sie ihn mit einer Seidenschnur, sein Kopf wird am Palasttor von Edirne ausgestellt.

Vani Mehmed Efendi, der Prediger des Krieges, wird vom Hofe verbannt.

Doch die Bestrafung der beiden Männer verhindert nicht, dass mit dem Desaster von Wien eine beispiellose Reihe von Niederlagen beginnt: Schon im Herbst haben die Osmanen die strategisch wichtige Donaufestung Esztergom verloren. Drei Jahre später erobern die Österreicher und ihre Verbündeten Buda, die Hauptstadt Ungarns, nach harten Gefechten Mann gegen Mann, bei denen auch Prinz Eugen mitkämpft.

Buda war fast 150 Jahre im Besitz der Sultane, der Verlust der Stadt ist für sie ein Schock, schwerer noch als die Niederlage vor Wien: Der Besitz Budas symbolisierte ihren Anspruch auf Ungarn.

Die Osmanen leiden vor allem unter der neuen Einigkeit ihrer Gegner. Denn Papst Innozenz XI., der noch immer auf einen Kreuzzug drängt, hat Habsburger, Venezianer und Polen im Frühjahr 1684 nach langen Verhandlungen dazu gebracht, sich zu einer „Heiligen Liga“ zusammenzuschließen; zwei Jahre später tritt auch Russland dem Bündnis bei.

Die vier Mächte verpflichten sich, ihre muslimischen Feinde niederzuringen und keinesfalls separate Friedensverträge mit ihnen zu unterzeichnen. Der Kampf gegen die Türken wird nun zur gemeinsamen Sache mehrerer Staaten.

ANGRIFF AUF



1717

BELGRAD





Und dann schließt Leopold auch noch einen Waffenstillstand mit Frankreich. Während sich der Sultan gegen eine Vielzahl von Gegnern wehren muss, kann sich der Kaiser ganz auf den Kampf gegen die Osmanen konzentrieren.

Die Heilige Liga rückt nun an etlichen Fronten gegen Mehmed IV. vor. In Ungarn attackieren weiter die Habsburger. In der Ägäis, auf dem Peloponnes und in Dalmatien greifen die Venezianer an, die seit Langem mit Istanbul um die Macht im östlichen Mittelmeer streiten. Von Norden bedrängen die Polen den osmanischen Vasallenstaat Moldawien.

Und die Verbündeten des Sultans auf der Krim, die Tataren, müssen nun Angriffe Russlands auf ihr Gebiet fürchten. Nur selten noch können sie die Feldzüge der Osmanen mit ihren Reitern unterstützen. Ein schwerer Verlust für Istanbul, denn die Tataren haben meist zwischen 40 000 und 100 000 Mann gestellt.

Auch aus dem Heiligen Römischen Reich bekommt Kaiser Leopold jetzt Unterstützung: Der Kurfürst von Brandenburg hat mit Ludwig XIV. gebrochen, weil der Sonnenkönig die Religionsfreiheit für Protestanten aufgehoben hat. Nun hilft Friedrich Wilhelm den Habsburgern mit Truppen (ohne die perfekt gedrillten brandenburgischen Infanteristen wäre die Eroberung Budas 1686 wohl kaum geglückt).

1687 besiegt ein Heer unter Führung Karl von Lothringens die Osmanen in der Nähe der kleinen Stadt Mohacs.

Die Nachricht von diesem Triumph lässt den in Spanien weilenden Prinz Eugen nach Wien zurückkehren. Er ist inzwischen zum Generalfeldwachtmeister befördert worden, und damit, mit nur 23 Jahren, Mitglied der Generalität.

Bei den Janitscharen ist nach dieser erneuten Demütigung die Wut und Enttäuschung so groß, dass sie das eigentlich Unerhörte wagen: Sie ziehen nach Istanbul, erzwingen zunächst den Rücktritt des glücklosen Großwesirs, fordern dann den Sturz von Sultan Mehmed. Bei einer Versammlung in der Hagia Sophia erklären die höchsten Führer aus Militär, Verwaltung und Geistlichkeit den Herrscher für abgesetzt. Auf eine ähnli-

che Weise hatte bereits Mehmeds Vater Ibrahim 1648 erst sein Amt, dann sein Leben verloren. Zumindest das bleibt seinem Sohn erspart: Mehmed IV., der ein großer Feldherr und kühner Eroberer sein wollte, verbringt den Rest seines Lebens als Gefangener in Palästen.

Zum Nachfolger erklären die Würdenträger in der Hagia Sophia Mehmeds jüngeren Bruder Süleyman. Der regiert gerade mal ein Jahr, als die Habsburger und deren bayerische Verbündete die Festung Belgrad angreifen.

Bei den heftigen Kämpfen trifft Prinz Eugen eine Musketenkugel ins Bein; Monate wird er brauchen, um sich von dieser Verletzung zu erholen. Doch die christliche Armee schafft es nach langem Beschuss, das Bollwerk zu stürmen.

Ein weiterer verheerender Verlust für die Osmanen: Wer Belgrad besitzt, kontrolliert den Zugang nach Mitteleuropa.

Nach und nach entgleitet den Osmanen die Macht über die Länder an der Donau. Immer schneller wechseln die Großwesire, doch keinem gelingt es, die Niederlagen zu stoppen: Von 15 großen Schlachten, die in den Jahren nach 1683 geschlagen werden, verlieren die Osmanen zwölf.

Ihre Art, Krieg zu führen, ist inzwischen veraltet. Zwar stürzen sich die Soldaten nach wie vor voller Wagemut in den Kampf, ihre Musketen sind tödlicher als die der Europäer, die Ausrüstung und Versorgung mit Nachschub sind nach wie vor perfekt organisiert. Doch auf dem Schlachtfeld sind die osmanischen Truppen kaum zu steuern – es gibt keine klare Kommandostruktur. Der Oberkommandeur kann nur das Ziel vorgeben, dann stürmen die Männer los.

Die europäischen Feldherren dagegen haben seit dem Dreißigjährigen Krieg neue Taktiken entwickelt: Ihre Truppen lenken sie durch Befehlsketten, die von den Offizieren über die Korporale bis zu den einfachen Soldaten reichen. Der Oberbefehlshaber kann so jedes Regiment auf dem Schlachtfeld innerhalb von Minuten dazu bringen, seine Rich-

tung zu ändern. Kann mit langen Täuschungsmanövern den Feind verwirren oder, sobald er eine Schwäche in der gegnerischen Front sieht, seine Truppen schnell hineinstoßen lassen.

Für die westlichen Generäle ist der Krieg wie ein Schachspiel. Ihre Soldaten gehorchen, solange sie bezahlt werden. Die osmanischen Krieger dagegen, vor allem die Janitscharen, sind ruhmeshungrige Helden, wollen sich durch Tapferkeit und große Taten auszeichnen. Im Kampf Mann gegen Mann sind sie ihren Feinden deutlich überlegen.

Doch diese Stärke können sie oft nicht ausspielen, denn die Habsburger haben eine neue Taktik ersonnen: Sie lassen ihre – leicht lenkbaren – Infanteristen in dichten Reihen langsam vorrücken, dabei unablässig auf die Gegner feuern. So gelingt es ihnen oft, die Osmanen auf Distanz zu halten und den heiklen Nahkampf zu vermeiden.

Dennoch ist das Imperium des Sultans nach wie vor ein gefährlicher Gegner. Das zeigt sich, als Ludwig XIV. 1688 den Waffenstillstand mit Wien bricht und in die Pfalz einmarschiert – unter dem Vorwand, er müsse dort Erbsprüche seiner deutschen Schwägerin verteidigen.

Leopold I. muss abermals an zwei Fronten Krieg führen, zieht seine stärksten Truppen aus Ungarn ab und schickt sie an den Rhein. Die Osmanen nutzen diese Schwäche; zwei Jahre später erobern sie Belgrad und drei weitere Festungen zurück.

Im Februar 1695 kommt in Konstantinopel nach dem Tod des Sultans ein neuer Herrscher an die Macht: Mustafa II., ein kluger, energischer Mann, der sich mit dem Niedergang seines Reiches nicht abfinden will. Noch im selben Monat gewinnen die Osmanen zwei Seeschlachten gegen die Venezianer.

Im Sommer marschiert Mustafa im Süden Ungarns ein und vernichtet ein feindliches Korps von 8000 Mann. Im folgenden Jahr verteidigt er seine Eroberungen, drängt eine Armee der Österreicher und Sachsen ab. Und zieht im Sommer 1697 erneut mit einem gewaltigen Heer die Donau hinauf.

Niemand weiß, welche Absichten er diesmal hat. Auf einmal scheint wieder alles möglich im endlosen Kampf der Osmanen gegen die Habsburger.

Der Kaiser in Wien beobachtet die Situation angespannt, berät sich mit seinen obersten Militärs. Die Männer kennen den schlechten Zustand ihrer Armee: Die Soldaten warten seit Monaten auf Sold, viele sind schon desertiert.

Sie wissen auch, wer der Hauptschuldige an den Niederlagen ist: Kurfürst Friedrich August I. aus Dresden, der den Oberbefehl über die Truppen der Habsburger und Sachsen führt. August ist als Feldherr unfähig, doch der Kaiser kann ihn nicht absetzen – er ist auf die zwölf sächsischen Regimenter angewiesen.

Leopold I. beschließt, dem Sachsen einen seiner talentiertesten Soldaten als Stellvertreter zur Seite zu stellen: Eugen von Savoyen. In den 14 Jahren seit seinem Eintritt in die österreichische Armee ist er in viele Schlachten gegen die Osmanen gezogen, hat mehrere Jahre gegen den französischen König gekämpft, wurde schon mit 29 Jahren zum Feldmarschall ernannt.

Nun steht er vor der schwersten Aufgabe seines Lebens: zu verhindern, dass die Osmanen die Macht im Grenzland an der Donau zurückerobern.

Es ist Ende August 1697: Drei Wochen zuvor ist Mustafa II. mit einer 80 000 Mann starken Armee in Belgrad angekommen – und hält seitdem seine Feinde hin. Im Südwesten Ungarns rätseln Prinz Eugen und seine Offiziere, wohin sich der Sultan wenden wird: Will er nach Norden ziehen,



Die Eroberung Wiens 1683 sollte Mehmeds IV. größter Triumph werden, stattdessen leidet die Niederlage eine Reihe schwerer Rückschläge ein. In den folgenden 200 Jahren verlieren die Osmanen den Großteil ihrer europäischen Gebiete

Richtung Oberungarn, wo gerade wieder Aufständische gegen die Österreicher kämpfen? Oder geht es nach Osten, nach Siebenbürgen, den einstigen Vasallenstaat der Osmanen, den nun der Kaiser kontrolliert? Oder will der Sultan Peterwardein angreifen, eine nahe gelegene Festung der Österreicher an der Donau?

Drei Wochen lang belauern sich die beiden Armeen. Prinz Eugen führt mittlerweile allein den Oberbefehl – der sächsische Kurfürst wurde überraschend zum König von Polen gewählt. Seit Eugen knapp zwei Monate zuvor an die Front gekommen ist, hat er die völlig heruntergekommenen Truppen neu ausrüsten lassen. Hat sogar persönlich einen Kredit aufgenommen, um den Soldaten den Sold zu zahlen, da der Kaiser wieder einmal pleite ist.

Nun hofft er auf eine Chance zum entscheidenden Schlag gegen die Osmanen – auch wenn seine Streitmacht deutlich kleiner ist: Kaum mehr als 50 000 Mann

stehen unter Eugens Kommando.

Am 31. August scheint die Absicht des Sultans endlich klar zu werden: Er zieht, so melden Späher, mit seiner Armee nach Peterwardein, schlägt in der Nähe der Festung ein Lager auf.

Eugen, der sich weiter nördlich am Fluss Theiß aufhält, treibt seine Truppen zu dem gefährdeten Bollwerk – ein mehr als 80 Kilometer langer Marsch durch

die Steppe, in größter Hitze und ohne Trinkwasser.

Doch kaum sind die Soldaten völlig erschöpft angekommen, brechen die Osmanen ihr Lager ab, möglicherweise überrascht durch die schnelle Ankunft des christlichen Heeres. Der Sultan marschiert nun nach Norden. Zur Theiß. Nimmt also genau den Weg, den seine Gegner gerade gekommen sind.

Eugen setzt ihm nach, scheucht wieder seine Männer durch die karge Landschaft. Am 10. September neue, irritierende Gerüchte: Der Sultan wechselt abermals die Richtung. Lässt nahe Zenta eine Pontonbrücke über die Theiß bauen. Will ans Ostufer übersetzen – und wohl doch in Siebenbürgen einfallen.

Klarheit erhält Eugen erst am nächsten Mittag, als Husaren den gefangenen osmanischen Offizier zu ihm bringen. Mit dem Tode bedroht, entscheidet der sich für den Verrat. Bestätigt die Berichte, macht genaue Angaben, wo die einzelnen Truppenteile stehen.

Gegen 14 Uhr erreicht Eugen die Stellung des Feindes. Vor ihm der Fluss, gut 260 Meter breit, das Wasser steht niedrig. Auf der Brücke drängen Infanteristen hinüber aufs Ostufer, Reiter führen ihre zögerlichen Pferde über die schwankenden Pontons. An der anderen Flussseite ist das palastartige Zelt des Sultans



aufgeschlagen, der vermutlich gerade seine Offiziere zur Eile antreibt: Wenn es seiner Armee gelingt, vor den Habsburgern über den Fluss zu setzen und die Brücke hinter sich zu zerstören, könnte er Siebenbürgen zurückerobern und einen Teil der Schmach seines Vaters Mehmed IV. wieder gutmachen.

Eugen muss sofort erkennen, dass die Osmanen den Brückenkopf ungewöhnlich gut gesichert haben – offenbar haben sie aus ihren früheren Fehlern gelernt. Im Halbkreis spannen sich zwei Verteidigungsgürtel um den Flussübergang: zunächst ein hoher Erdwall mit Kanonen und einem Graben, dahinter eine weitere Barriere aus zusammengekettenen Wagen sowie den Mauerresten eines niedergebrannten Provianthauses der Habsburger.

Der Prinz weiß, dass er gegen alle Regeln der Taktik verstößt, wenn er jetzt mit seinen vom Eilmarsch völlig ausgelagerten Truppen angreift. Vielleicht erinnert er sich in diesem Moment an die Anweisung, die er bei seiner Ernennung vom Hofkriegsrat erhalten hatte: Das oberste Militärgremium des Reiches schärfte dem als hitzköpfig bekannten Offizier ein, dass „nichts zu hasardieren ist“, also keinerlei Risiko eingegangen werden soll. Außerdem dürfe er den Feind nur angreifen, wenn er „in fast sicherer Hoffnung“ auf einen Sieg sei.

Doch sicher ist hier vor Zenta nichts.

Eugen sieht die Gefahren: Hohe Verluste drohen, vielleicht kommt er gar vors Kriegsgericht, weil er gegen Anweisungen des Oberkommandos verstößt.

Er sieht aber auch die Chancen: Noch kann er den Sultan aufhalten. Und er weiß: Selten ist eine Armee so verwundbar wie bei einem Flussübergang.

Gegen 16 Uhr befiehlt er den Angriff. 50 000 Mann – neben Habsburgern und Sachsen auch Brandenburger – rücken von Süden auf den Brückenkopf vor. Schnell preschen einige Tausend osmanische Reiter herbei, versuchen, sich

den Christen entgegenzustellen, geben aber angesichts der Übermacht auf und ziehen sich hinter die Verteidigungslinie zurück. Die Habsburger und ihre Verbündeten stoßen vor, schließen in kurzer Zeit den Brückenkopf ein.

Der Großwesir, der am Westufer das Kommando führt, ist von dem schnellen Angriff völlig überrumpelt: In der Regel manövrieren die Armeen des Feindes erst längere Zeit, ehe sie eine Attacke starten. Mit den leichten Geschützen, die noch auf seiner Flussseite stehen, lässt er auf die Angreifer schießen, denn die schwere Artillerie hat den Fluss bereits überquert. Die Habsburger feuern aus 60 Kanonen zurück.

Nun plant der Großwesir einen Vorstoß, den er wohl für sehr geschickt hält: Hinter seinen Truppen liegt im Fluss, dicht am Ufer, eine 30 Meter breite Sandbank, die sich von der Brücke bis zum äußeren osmanischen Verteidigungswall zieht. Dort sammelt er Teile seiner Kavallerie. Gedeckt durch die Uferböschung, galoppieren die Reiter voran, wollen die Habsburger von der Seite her anfallen – ein Überraschungsangriff, der die Feinde verwirren soll.

Doch die Angegriffenen bemerken die Gefahr schnell, richten ihre Geschütze gegen die voranstürmenden Reiter, feuern ununterbrochen, treiben sie bis an die Brücke zurück.

Erst durch diese Attacke wird Prinz Eugen auf die Sandbank aufmerksam; er befiehlt, sie augenblicklich zu besetzen. Hunderte Infanteristen klettern die Böschung herunter, waten ein paar Meter durch das knietiefe Wasser. Artilleristen schieben ihre Kanonen durch den feuchten Sand. Noch ehe die Osmanen reagieren können, ist die Sandbank voller Habsburger – die nun plötzlich auch von hinten auf sie feuern.

Ein Schock für den Großwesir. Von allen Seiten bedrängt, befiehlt er jenem Teil der Kavallerie, der längst ans Ostufer übergesetzt hatte, wieder zurückzukehren. Doch auf der Brücke drängt sich ihnen die von den Habsburgern

eben zurückgeschlagene Reiterei entgegen. Die Kavalleristen kommen nicht voran, müssen absteigen, schlagen sich ohne ihre Pferde ans Westufer durch. Chaos auf der Brücke, während links und rechts die Kanonenkugeln der Habsburger das Wasser peitschen.

Eugens Krieger sind wie berauscht vom Verlauf der Schlacht. Die Infanteristen rennen gegen die Stellungen der Gegner an, kämpfen sich durch die Gräben, stürmen die Erdwälle hinauf. Dort versuchen die Verteidiger, sie zurückzudrängen. Doch die christlichen Soldaten machen sie mit ihren Bajonetten, Musketen und Degen nieder. Tote Osmanen füllen bald die Gräben, habsburgische Kavalleristen reiten über sie hinweg.

Während es langsam dunkel wird, fliehen immer mehr Osmanen in Panik zur Brücke. Aber Eugens Truppen sind bereits weit in ihre Lager vorgedrungen, versperren ihnen den Weg. Mehr als 10 000 Kämpfer des Sultans springen verzweifelt in die Theiß, versuchen, ans andere Ufer zu schwimmen, doch die meisten ertrinken.

An Land betteln hohe Offiziere der Osmanen um ihr Leben, bieten Geld an, wenn sie verschont werden, doch ohne Erbarmen metzeln die Habsburger-Krieger Tausende nieder. Erst bei Nacht hört das Töten auf.

Als am nächsten Morgen die Sonne aufgeht, schreiten die Sieger durch eine Landschaft des Todes. Auf den Wällen, in den Gräben, unter umgestürzten Wagen: überall Leichen, zerfetzt, aufgeschlitzt, zerschossen. Im Wasser stauen sich vor der Brücke die Körper der Ertrunkenen so sehr, dass sie die Pontons nach oben drücken.

Unter den Toten entdecken die Habsburger den Großwesir, der noch das Siegel des Sultans um den Hals trägt – ein Symbol der Macht, das nie zuvor in der Geschichte des Osmanischen Reiches von Feinden erbeutet worden ist.

Der Sultan selbst hat vom anderen Ufer aus den Untergang seiner Armee beobachtet, ist dann bei Nacht verkleidet Richtung Osten geflohen.

Er wird nie wieder in einen Krieg ziehen. 1703 rebellieren die Janitscha-

Literaturempfehlung: Andrew Wheatcroft, „The Enemy at the Gate“, Random House: lebendige Nacherzählung der langen Auseinandersetzungen zwischen Habsburgern und Osmanen – die richtige Lektüre, um tief in die Geschichte dieser Zeit einzutauchen.

ren gegen ihren erfolglosen Herrscher, voller Wut über die Korruption am Hof und ausbleibenden Sold. Gemeinsam mit den Religionsführern erklären sie Mustafa II. für abgesetzt; Nachfolger wird dessen Bruder Ahmed.

Der Sieg bei Zenta ist einer der größten Triumphe, den die Habsburger je errungen haben. Die Osmanen fürchten noch schwerere Niederlagen: Denn wenige Wochen nach der Schlacht schließen die Habsburger erneut Frieden mit den Franzosen, können nun wieder alle Truppen in den Kampf im Osten werfen. Der Sultan ist daher plötzlich zu Friedensgesprächen bereit.

In der Nähe von Belgrad verhandeln seine Vertreter mit den Österreichern und anderen Staaten der Heiligen Liga. Das Reich vom Bosphorus muss die österreichischen Eroberungen in Ungarn anerkennen und fast das ganze Land an die Habsburger abtreten – beinahe alle Gebiete, die einst der große Sultan Süleyman erobert hat.

Kaiser Leopold I. hat zudem bereits 1687 den ungarischen Reichstag dazu gebracht, seinen Sohn Joseph zum König zu wählen und das Land in eine Erbmonarchie umzuwandeln. Mehr als 200 Jahre lang wird das Haus Habsburg nun über Ungarn herrschen.

In den Verhandlungen stimmen die Osmanen darüber hinaus zu, dass die Venezianer ihre Eroberungen auf dem Peloponnes behalten dürfen.

Am 26. Januar 1699 unterschreiben die Abgesandten aller Staaten den Friedensvertrag. Erst jetzt endet der Krieg, der fast 16 Jahre zuvor mit der Parade vor Edirne begonnen hat. Der Traum vom osmanischen Vorstoß nach Mitteleuropa ist gescheitert.

Das lange Ringen der Habsburger mit den Soldaten des Sultans aber geht weiter. 1715 marschieren die Osmanen auf dem Peloponnes ein, nehmen den Venezianern das Gebiet wieder ab. Als die Habsburger ihren Verbündeten zu Hilfe kommen, greifen die Türken im Jahr darauf die Donaueinfestung Peterwardein an.

Prinz Eugen, der die Gegend noch gut kennt, rückt mit seinem Heer an und erringt einen weiteren großen Sieg: In nur fünf Stunden schlägt er die Osmanen, wieder fällt der Großwesir. Im August 1717 nimmt Eugen Belgrad ein. Nur ein Jahr später müssen die Osmanen den Rest Ungarns an Österreich abtreten.

Prinz Eugen von Savoyen stirbt, vom Volk als Kriegsheld hochverehrt, 1736 in seinem Palast in Wien. Ohne ihn gelingt den Habsburgern nur noch wenig: Als ein Jahr später ein neuer Krieg mit den Osmanen ausbricht, erobern die Truppen des Sultans Belgrad zurück und einige Gebiete in Nordserbien.

Danach bleiben die Grenzen der beiden Reiche fast 140 Jahre lang nahezu unverändert. Erst 1878 gelingt es den Österreichern, dem ewigen Rivalen ein großes Stück Land zu entreißen – nicht auf dem Schlachtfeld, sondern im Verhandlungssaal: Nachdem das Osmanische Reich einen Krieg gegen Russland verloren hat, ordnen die europäischen Staaten auf dem Berliner Kongress den Balkan neu. Die osmanische Provinz Bosnien wird dabei unter Verwaltung der Habsburger gestellt; 1908 annektiert der Kaiser das Gebiet.

In Bosnien nimmt sechs Jahre später auch die Katastrophe beider Reiche ihren Ausgang: Ein bosnischer Serbe, der dagegen protestieren will, dass nach den Osmanen nun die nächsten Fremdherrscher seine Heimat regieren, erschießt im Juni 1914 in Sarajevo den österreichischen Thronfolger. Ein Attentat, das den Ersten Weltkrieg auslöst, in dem die Osmanen an der Seite Deutschlands kämpfen – und damit, in einer seltsamen Verdrehung der Geschichte, auch an der Seite von dessen engstem Verbündeten: ihrem Todfeind Österreich.

Am Ende des Krieges stürzen beide Dynastien, Habsburger und Osmanen, ihre Großreiche zerbrechen – ineinander verschlungen bis in den Untergang. □

Oliver Fischer, 41, ist Journalist in Hamburg. Der ruhmeshungrige Sultan Mehmed IV. ließ ihn auch nach Abgabe des Textes nicht los: Fischer las im Urlaub Orhan Pamuks „Die weiße Festung“ – die Geschichte eines Kriegsgefangenen im Istanbul zur Zeit Mehmeds IV.

„EIN WELTHISTORISCHER BLOCKBUSTER“
DER STANDARD



BATTLE OF EMPIRES
FETİH 1453

„EIN MITREISSENDES UND KRAFTVOLLES EPOS“
FILM JOURNAL INTERNATIONAL



DER GROSSE KINOERFOLG ÜBER DIE EROBERUNG VON KONSTANTINOPEL

AB 9. OKTOBER ALS DVD, BLU-RAY-DISC UND EDLES BLU-RAY-STARMETALPAK

www.battle1453.de

Exklusiv im GEO Shop

Neu eingetroffen: die GEO-Kalender 2013!

Sichern Sie sich jetzt atemberaubende Bildmomente von GEO für zu Hause.



10€
günstiger als
UVP im Handel!

GEO SAISON-Panorama-Kalender 2013 „Meeresblicke“

Wellen, die gegen die schroffe Küste Irlands branden, ein Wasserfall, der auf einen Strand in Kalifornien rauscht, Eisberge, die durch das antarktische Südmeer treiben: Der Panorama-Kalender zeigt mit zwölf über einen Meter breiten Fotografien hinreißende Ansichten auf die Meereslandschaften dieser Welt – und weckt ozeanische Gefühle. Maße: ca. 120 x 50 cm.

Best.-Nr.: 6728325

Preis A: € 99,90, Preis CH: Fr. 129.–

€ 99,00

statt UVP ~~€ 109,–~~

Abonnentenpreis € 89,–



GEO-Kalender bestellen – Nachhaltigkeit fördern!

Umweltschutz und Nachhaltigkeit genießen bei GEO einen hohen Stellenwert. Deshalb verwenden wir für die Produktion unserer Kalender nur FSC-zertifiziertes Papier. Der Forest Stewardship Council (FSC) setzt sich für eine umweltfreundliche, sozialförderliche und ökonomisch verantwortungsvolle Waldbewirtschaftung

sowie einen gewissenhaften Umgang mit Recyclingmaterialien ein. Durch Ihren Kalenderkauf leisten Sie somit einen aktiven Beitrag zur nachhaltigen Nutzung der Waldressourcen rund um den Globus!

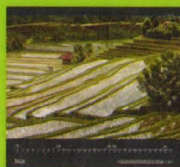
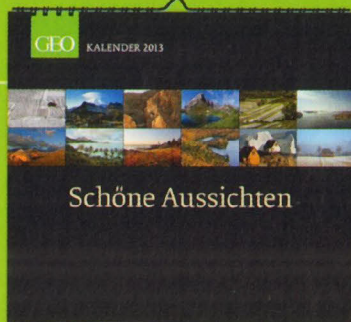


GEO Shop

Das Beste von GEO zum Bestellen

Keine Versandkosten!
Ab € 80,- Bestellwert

10 % Rabatt auf Kalender!
Exklusiv für alle GEO-Abonnenten



GEO-Klassiker-Kalender 2013 „Schöne Aussichten“

Zwölf Vorpasten menschlichen Lebens mit Aussicht auf die Wunder der Natur: das Bergkloster in Syrien, das Holzhaus im Schatten des Grönlandgletschers, die Wassermühle am Fuße des Fujiyama. Zwölf Orte, an denen der Mensch der Einsamkeit huldigt und der Stille, festgehalten in Bildern, die den Betrachter unweigerlich in ihren Bann ziehen – zwölf fotografische Einladungen zur Meditation über die Schönheiten des Planeten.

Maße: ca. 60 x 55 cm.

Best.-Nr.: G728316

Preis A: € 49,50, Preis CH: Fr. 69.-

€ 49,⁰⁰
Abonnentenpreis € 44,-



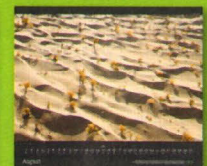
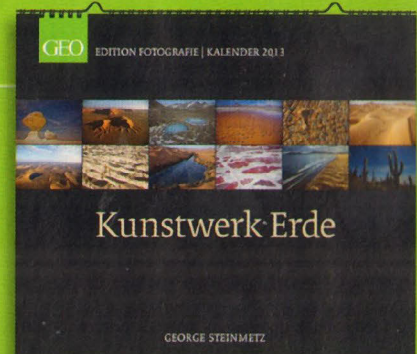
GEO Special-Kalender 2013 „Traumziele“

Eine Hommage an das Reisen, eine Liebeserklärung an die schönsten Orte der Welt. Bei Sonnenaufgang draußen in der afrikanischen Savanne sein. Im Fesselballon über der chinesischen Mauer schweben. Erleben, wie Nebel über Neuschwanstein aufzieht. Wie die Dämmerung über Paris hereinbricht, wie das Geflecht der Straßen zu leuchten beginnt. Das sind Reiseerfahrungen mit hohem Erinnerungswert. Dieser Kalender rückt sie ins Bild. Maße: ca. 50 x 45 cm.

Best.-Nr.: G728319

Preis A: € 29,30, Preis CH: Fr. 39.-

€ 29,⁰⁰
Abonnentenpreis € 25,90



GEO-Edition-Kalender 2013 „Kunstwerk Erde“

Ob aus der Vogelperspektive oder auf Augenhöhe – wie auch immer der Fotograf George Steinmetz die Welt betrachtet, er entdeckt einen Rhythmus, eine Struktur: Wie blaue Augen die gefrorenen Seen in der Antarktis, wie feingliedrige Finger die Sanddünen in Arabien, wie ein abstraktes Gemälde der in der chinesischen Wüste trocknende Pfeffer. Und wie in jedem Jahr liefert der Amerikaner Steinmetz auch 2013 wieder den Beweis in zwölf Bildern: Die Welt ist ein Kunstwerk. Maße: ca. 70 x 60 cm.

Best.-Nr.: G728317

Preis A: € 69,60, Preis CH: Fr. 89.-

€ 69,⁰⁰
Abonnentenpreis € 61,90



Jetzt sichern und weitere Kalender entdecken unter:

www.geoshop.de/kalender4

Oder per Telefon bestellen unter 01805/22 50 59* (Bitte Aktionsnr. G00063 angeben)



Wo selbst Glücksgefühle in sanften Wellen kommen: **Toskana.**

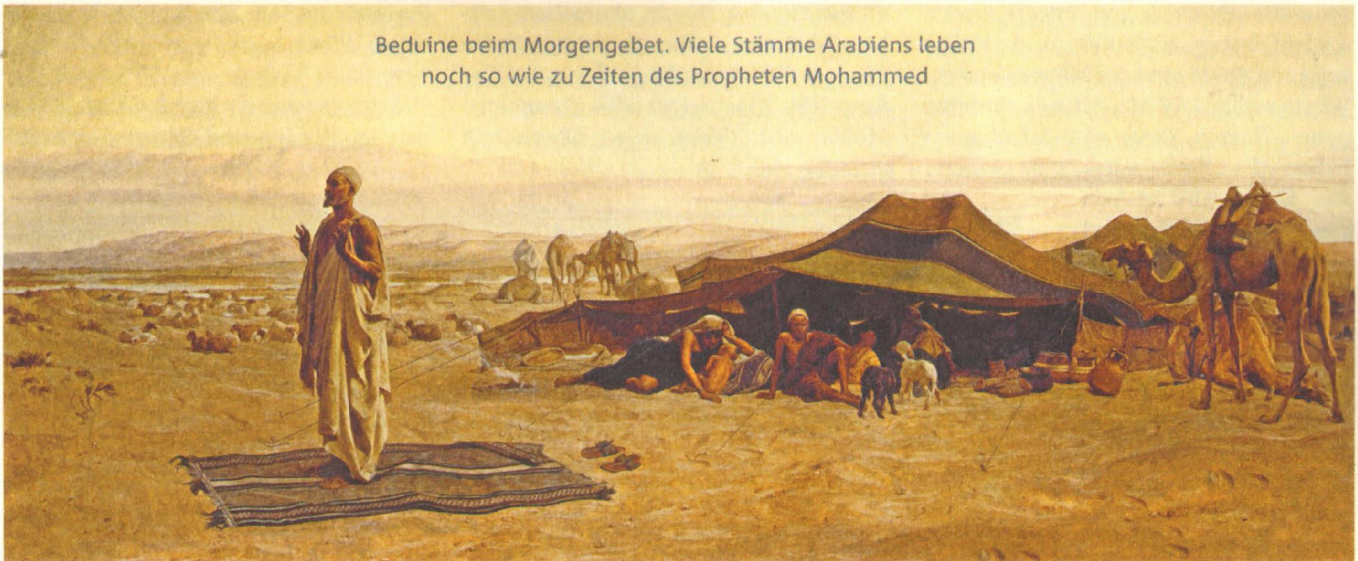
Weitere Themen

- Enoteca – Weinbars für jeden Geschmack •
- Wohnen – von Gutshof bis Designhotel •
- Alles auf einer Karte – 368 Tipps und Adressen •



EIFERER aus der WÜSTE

Beduine beim Morgengebet. Viele Stämme Arabiens leben noch so wie zu Zeiten des Propheten Mohammed



Lange Zeit sind die Osmanen die Hüter der heiligen Stätten von Mekka und Medina. Dann aber erwächst ihnen in den schwer kontrollierbaren Weiten der Arabischen Halbinsel ein mächtiger Gegner: saudisch-wahhabitische Reiterkrieger, die einen besonders sittenstrengen und urtümlichen Islam vertreten VON MATHIAS MESENHÖLLER

Staubig und verlassen liegt Mekkas Hauptstraße in der Morgensonne. Die Einwohner der Stadt sind geflohen, als sie die mehr als 5000 Männer erblickt haben, die an diesem Februartag 1807 zur heiligen *Kaaba* streben. Es sind Gotteskrieger aus der Wüste Zentralarabiens. Sie kommen als Pilger – und als Eroberer.

Dicht aneinandergedrängt, füllen sie die Straße. Die Männer sind bis auf ein Lendentuch nackt; an ihrer Seite tragen sie lange Messer, über die Schultern gelegt archaische Musketen. Laut und erregt rezitieren sie Gebete, stoßen Schreie frommer Verzückung aus. Als der Zug die Pforten der Großen Moschee

im Zentrum der Stadt erreicht, löst er sich in Gruppen auf, die in den weiten Innenhof strömen. Dort steht die *Kaaba*: ein quaderförmiger, gut 15 Meter hoher, mit schwarzem, goldbesticktem Tuch verhängter Schrein, in dessen Innerem sich ein leerer Raum befindet, ausgekleidet mit Marmor und Stoff.

Auf ihn richten sich fünfmal täglich die Muslime in aller Welt aus, wenn sie zum Gebet niederknien. Ihn umrunden die Pilger auf dem *Haddsch*, der Wallfahrt zum Allerheiligsten, die jeder Muslim einmal im Leben unternehmen soll: sieben Mal, gegen den Uhrzeigersinn.

Genau so beginnen es nun die vorderen Gruppen der Gotteskrieger – bis weitere, ekstatisch nachdrängende Brü-

der in ihre Bahn stoßen, die Scharen sich in einem Tumult verkeilen, mancher sich mit dem Stock freie Bahn schafft. Ordnungsrufe der Hauptleute und Pilgerführer dringen nicht mehr durch; nach und nach gehen alle um das Heiligtum errichteten Lampen zu Bruch.

Die ersten Gläubigen eilen zum *Zamzam*-Brunnen neben der *Kaaba*, dessen Wasser Segen verheißt – binnen Minuten ruiniert die aufgewühlte, ungeduldige Masse das Zugwerk, Leinen, Eimer. Die Gläubigen klettern in den fast 30 Meter tiefen Schacht, bilden an den Händen gefasst eine menschliche Kette, um aus der heiligen Quelle zu schöpfen.

Derweil strebt bereits das nächste Kontingent zur *Kaaba*. Vor der Stadt fie-

bert eine Armee von weiteren 40 000 Kämpfern dem Ritual entgegen. Den Eroberern weiter Teile der arabischen Wüste eilt ein entsetzlicher Ruf voraus: dass sie beim geringsten Widerstand plündern und morden – im Namen eines urtümlichen, sittenstrengen Islams.

Für die Bewohner Mekkas, einer während des Haddsch von Pilgern unterschiedlichster Herkunft und Kultur belebten Stadt, sind die Männer aus der Wüste schlicht Wilde. Aber es sind ihre neuen Herren. Denn vier Jahre zuvor haben die Kamelreiter des Emirs Abd al-Aziz ibn Muhammad ibn Saud die Heilige Stadt besetzt. Auch wenn sie sich anschließend zurückgezogen haben: Nun sind sie wieder da. Und Mekka kann nur hoffen, dass die frommen Eiferer Gnade walten lassen.

Zwar bewachen Soldaten des Scherifen von Mekka die Forts der Stadt. Doch die arabischen, maghrebischen, türkischen, schwarzafrikanischen Sklaven und Söldner greifen nicht ein. Der Scherif selbst, ein Vasall des osmanischen Sultans und mit der Aufsicht über die heiligen Stätten betraut, ist untergetaucht. Er hat den Kampf gegen die Eindringlinge aufgegeben.

Allzu groß scheint die Macht der Wüstenstämme, die der Clan der Saud unter sich vereinigt und auf einen „gereinigten“ Glauben eingeschworen hat. Nach ihrem geistigen Vater Muhammad ibn Abd al-Wahhab nennen ihre Gegner sie „Wahhabiten“. Sie selbst nennen sich einfach: Muslime. Alle anderen Anhänger des Propheten hingegen, die ihren Lehren nicht ganz genau folgen, gelten ihnen als Abtrünnige. Als Nicht-Muslime.

Die Führung des Osmanischen Reiches in Istanbul hat in der seit mehr als

50 Jahren expandierenden Sekte lange Zeit nur ein Ärgernis gesehen. Mit der Einnahme Mekkas aber wird die Bewegung zu einer Gefahr für das ganze Reich.

Denn als Sultan Selim I. Anfang des 16. Jahrhunderts Ägypten eroberte, ließ der bis dahin von Kairo abhängige Scherif von Mekka dem siegreichen Osmanen die Schlüssel der Kaaba übergeben. Seither führt der Sultan in Istanbul den Titel „Kalif“; damit ist er eine geistliche Autorität, Nachfolger des Propheten Mohammed. Durch seine Oberhoheit

rückschicken, sobald sie ihre puritanischen Werte verletzt sehen.

Für das Imperium ist der Triumph der wahhabitischen Gotteskrieger eine Katastrophe, hereingebrochen aus einer rätselhaften, von der osmanischen Macht nie durchdrungenen Zone zwischen den Küstenstreifen von Rotem Meer und Persischem Golf: den Weiten der arabischen Wüste.

WÜSTE IST NICHT gleich Wüste. So liegen im Norden und Süden der Arabi-



über die heiligen Stätten und seinen Schutz der Pilger nimmt der Sultan unter allen muslimischen Monarchen eine herausgehobene Stellung ein.

Das Wächteramt über die Kaaba und den Haddsch verleiht der türkischen Osmanen-Dynastie religiöse Legitimität, ohne die der Zusammenhalt des Vielvölkerreichs kaum denkbar scheint.

Doch nun herrscht über Mekka und Medina ein arabischer Stammesfürst, dessen Kämpfer die Pilgerkarawanen nach Gutdünken durchlassen – oder zu-

schicken Halbinsel zwei praktisch unbewohnbare Sandozeane, während es in der Region dazwischen zumindest Wälder gibt, Oasen, Leben. Diese Landschaft heißt *Nadschd*, „Hochland“.

Hier herrscht im Sommer eine trockene Hitze, die Winter sind schneidend kalt, mitunter fällt Schnee. Dann wieder bleibt über Jahre jeder Niederschlag aus. Oder es regnet so viel, dass schlammige Ströme die ausgetrockneten Flusstäler hinabschießen und alles mit sich reißen, was auf ihrem Weg liegt.

Dennoch: Der unberechenbare Regen speist das Grundwasser, lässt überhaupt erst ein Netz von Oasen entstehen. Doch die Quellen liegen manchmal Hunderte Kilometer auseinander.

Die Menschen fördern das Wasser aus gegrabenen Brunnen, oft mit einfachen, von Kamelen, Eseln oder Maultieren getriebenen Hebevorrichtungen, und erhalten damit ihre Palmenhaine und Felder. Sie bauen Hirse, Hafer, Weizen und Gerste an, zuweilen auch Reis und Baumwolle, an wenigen, sehr wasserreichen Orten gar Obst und Gemüse.

Der größte Schatz der Oasenbewohner ist die Dattelpalme – so zentral für das Leben und Überleben der Menschen, dass Dichter sie elegisch besingen. Die süßen, haltbaren Früchte dieses beson-

ders widerstandsfähigen Baumes dienen das ganze Jahr hindurch als Nahrungsmittel. Die Kerne lassen sich einweichen und an das Vieh verfüttern, der Stamm liefert Feuer- und Bauholz, die Blattstiele werden in Zimmerdecken verarbeitet, die Blätter zu Körben und Matten, aus den Fasern Seile und Gurt-

zeug gefertigt. Ein Ausfall der Dattelernte durch Unwetter, Dürre oder Krieg bedeutet fast unweigerlich elende Not.

Die meisten Oasen sind winzig. Einige indes sind zu kleinen Städten gewachsen, in denen eine gelehrte Oberschicht Recht spricht und die Traditionen des Korans weitergibt. Hier reparieren Büchsenmacher Gewehre, arbeiten Blechschmiede, Tischler, Schuster, Schneider – aber auch Goldsticker und Schmuckmacher. Zu ihren Kunden gehören reiche Kaufleute, deren Frauen sich in bunte, indische Seide kleiden.

Denn obwohl das Land selbst wenig hervorbringt, hat der Fernhandel eine lange Tradition. Es ist nicht ungewöhnlich, dass ein Kaufmann 20 Jahre lang fortbleibt von seiner Heimat in der Wüste, um zwischen den Häfen im Süden der

Halbinsel und den Städten im Norden alle erdenklichen Waren zu kaufen und wieder zu verkaufen; mancher gelangt gar bis nach China.

Die Handelskarawanen versorgen die Wüste mit Reis und Getreide aus Ägypten, indischen Gewürzen, Kaffee und Weihrauch aus dem Jemen, syrischem Trockenobst, Waffen, Blei und Tabak.

Fleisch, Wolle, Schafskäse, Kamelbutter liefert das Umland: Die Mehrheit der Wüstenbewohner sind Beduinen, Vieh züchtende Nomaden.

Was für die Oasen die Dattelpalme, ist für die Beduinen das Kamel – überlebenswichtig. Zäh und anspruchslos, vielseitig wie kaum ein anderes Tier, trägt es Reiter und Lasten über die großen Entfernungen zwischen den einzelnen Brunnen, Weidegründen und Oasen. Unterwegs ernähren sich die Beduinen oft über Wochen allein von der Milch der Stuten, frisch oder vergoren, zu Käse und Butter verarbeitet. Die Haut gibt Leder; aus der Wolle lässt sich Kleidung weben; der Dung dient als Brennmaterial, der Urin zum Waschen und als Medizin.

Zudem ermöglichen Reitkamele schnelle Kriegs- und Raubzüge. Die wandernden Clans und Stämme befehlen sich, schließen Frieden und brechen ihn wieder, wenn es ihnen lohnend scheint. Ein überraschend geführter Plünderritt kann einfache Männer zu reichen Herren machen – und ihre wohlhabenden Nachbarn arm.

Die meisten Oasen leisten deshalb Tribut an die Scheichs der Beduinen, um Palmenhaine und Felder zu schützen, Sicherheit für ihre Karawanen zu erkaufen. Selbst der Sultan im fernen Istanbul zahlt dafür, dass die Clans Pilger nach Mekka unbehelligt passieren lassen.

Einige dieser Tributherren sind mit der Zeit in den beschützten Siedlungen sesshaft geworden und haben Titel wie den eines „Emir“ angenommen, eines Fürsten. Kleinen Königen gleich herrschen sie über ihre Oase und die Beduinen der Umgebung. Eine ordnende Zentralmacht gibt es nicht.

Zwar umklammert das Osmanische Reich die Arabische Halbinsel entlang der Ufer von Rotem Meer und Persi-

schem Golf. Doch in den fast leeren, kargen Raum zwischen den Küstenstreifen vorzustößen, dafür fehlt dem Imperium jeder Anreiz. Anarchisch, unzivilisiert und arm: Wer wollte ein Land erobern, in dem die Menschen vor der nächsten Ernte nicht selten von Gräsern leben, roh oder aufgekocht? In dem Dürren, Flutregen, Heuschreckenplagen die Arbeit vieler Jahre vernichten, Cholera- und Pestepidemien Dörfer auslöschen, Blutrache und Krieg andere entvölkern.

So ist es seit Jahrhunderten – im Gedächtnis der Menschen: seit jeher.

Der Mann, der diesen scheinbar unveränderlichen Kosmos revolutionieren und das Osmanenreich herausfordern wird, kommt 1703 in der Oase Uyayna, 900 Kilometer östlich von Mekka, zur Welt: Muhammad ibn Abd al-Wahhab.

„Ibn“ heißt „Sohn des“. In voller Länge besteht Muhammads Name aus einem zehnfach wiederholten, die Generationen zurückverfolgenden „ibn“ – wenig entscheidet im Nadschd so über den Status eines Mannes wie seine Abkunft, der Stand und das Prestige der Vorfäter, die arabische Reinheit des Blutes.

Muhammad ist Spross einer Sippe von bedeutenden Gelehrten, sein Vater Abd al-Wahhab ist Richter, der angesehenste Kopf von Uyayna. Die Mitglieder der einflussreichen Familie führen den Ehrentitel „Scheich“, „Ältester“. Entsprechend hoch sind die Ansprüche an den Jungen.

Er erfüllt sie mühelos. Glaubt man einem zeitgenössischen Bericht, liest er lieber, als dass er spielt, und hat sich mit zehn Jahren bereits die Grundlage aller islamischen Wissenschaft angeeignet: Er hat den Koran auswendig gelernt.

Neben einem exzellenten Gedächtnis zeigt der Knabe einen wachen Geist und auffallendes Redetalent. Er sitzt dabei, wenn der Vater mit Kollegen verwickelte Rechtsfragen bespricht, und bald bekennt Abd al-Wahhab, er habe von seinem aufgeweckten Sohn und Schüler bereits selber einiges gelernt.

Angewandt mit zwölf pilgert Muhammad ibn Abd al-Wahhab zum ersten Mal

Wie viele Wüstenherrscher gründet auch der Clan der Saud seine Macht auf schwer bewaffnete Reiter. 1744 schließen die Saud eine Allianz mit dem fundamentalistischen Prediger Ibn Abd al-Wahhab

nach Mekka, besucht auf dem Rückweg die Gelehrtenstadt Medina. Einige Jahre später verlässt er Uyayna zum Studium, wie bei seinesgleichen üblich.

Er wendet sich abermals nach Medina, später nach Basra im heutigen Südirak. Weitere Reisen mögen gefolgt sein, vielleicht nach Damaskus, Bagdad, ja Persien oder Anatolien. Doch sind die Quellen hier unzuverlässig.

Mehr oder weniger gesichert ist, dass Muhammad ibn Abd al-Wahhab noch als Student erste Predigten hält, die von einer eigenwilligen Glaubensstrenge sind – und nicht jedem gefallen. Offenbar schießt der ernsthafte, begabte junge Mann früh über das eigentliche Ziel seiner frommen Ausbildung hinaus: ein Richter zu werden.

Theologie und Jurisprudenz, religiöse Moral und Gesetz sind in der altislamischen Welt eng verflochten, ja zu weiten Teilen deckungsgleich. Vier große Rechtsschulen streiten vor allem um die Frage, wie aktuelle Gerichtsbarkeit, Präzedenzfälle und Heilige Schriften übereinzubringen sind – und wie der Koran zu deuten ist.

Die flexibelste Schule nennt sich Hanafismus – sie ist im Osmanischen Reich vorherrschend. Der Hanafismus hat ein Konzept der „Neuerung“ entwickelt, das Normen und Praktiken zu legitimieren vermag, für die sich in den Schriften kein Vorbild findet. Auf diese Weise ist es möglich, das Glaubensgesetz an veränderte Zeiten anzupassen; geradezu lebensnotwendig ist so ein Konzept für ein islamisches Imperium wie das osmanische, das über viele höchst unterschiedliche Völker und Kulturen herrscht.

Am anderen Ende des ideologischen Spektrums steht die fundamentalistische Schule des Hanbalismus, die jegliche Neuerung verwirft und allein die alten, geheiligten Texte als Maßstab anerkennt. Ihre Vertreter legen großen Wert auf kritisches Denken gegenüber bestehenden Verhältnissen und Traditionen: Sind die wirklich in Übereinstimmung mit dem Koran und der Sunna, der Sammlung von Taten und Worten

des Propheten? Oder handelt es sich um später aufgekommene Sitten?

In den islamischen Ländern bilden die Hanbaliten in der Regel nur eine kleine, ultraorthodoxe Minderheit – im Nadschd aber dominieren sie. Hier in der Wüste ähnelt das Leben noch jenem zu Mohammeds Zeiten, sodass viele archaische Regeln einleuchtend und anwendbar erscheinen. Auch Muhammad ibn Abd al-Wahhab ist im hanbalitischen Denken aufgewachsen.

Während des Studiums und auf Reisen wird seine Feindseligkeit gegenüber Neuerungen zu einer Obsession. Er meint sie überall zu entdecken – und spricht das zunehmend unduldsam aus.

Als er seine inzwischen ausgereifte Rhetorik nutzt, um in der weltoffenen Handelsstadt Basra gegen den hanafistischen „Irrglauben“ anzupredigen, jagen die religiösen und politischen Machthaber den jungen Intellektuellen in die Wüste. So jedenfalls berichtet es eine wahhabitische Chronik – in auffälliger Parallele zum Leben des Propheten Mohammed (der musste 622 n. Chr. Mekka verlassen und nach Medina auswandern; mit diesem Jahr beginnt die muslimische Zeitrechnung).

Eigentlich ist das ein Todesurteil: Allein, ohne Reittier, wird er fast sicher in der Sommerhitze an Durst und Erschöpfung zugrunde gehen. Bereits am Ende seiner Kraft, überlebt er einem Biografen zufolge nur, weil ein Kaufmann sich seiner erbarmt und ihn auf einem Esel zur nächsten Oase mitnimmt.

Wohl Mitte der 1730er Jahre kehrt Muhammad ibn Abd al-Wahhab in den Nadschd zurück. Um diese Zeit schreibt er eine Abhandlung, die seine Ideen zusammenfasst und ihn berühmt machen wird, „Das Buch von der Einheit Gottes“. Schon der Titel stellt klar: Hier geht es ums Grundsätzliche. Denn der Monotheismus bildet den Kern des Islams.

Allgemein gilt jeder als Muslim, der vor zwei muslimischen Zeugen bekannt hat: „Es gibt keinen Gott außer Allah, und Mohammed ist der Prophet Gottes.“ Wer gegen die religiösen Gebote verstößt, mag ein Sünder sein – aber er bleibt ein Muslim. Wer eine umstrittene

Lehre vertritt, mag irren – aber er bleibt ein Muslim.

Nicht so für Ibn Abd al-Wahhab. Er fordert über das Bekenntnis hinaus auch ein Leben strikt nach den alten, heiligen Schriften. In 67 kurzen Kapiteln skizziert er, was einem Gläubigen zu denken, zu sagen, zu tun erlaubt sei, was verboten – und erklärt Muslime, die seiner Lehre nicht folgen, zu Abtrünnigen: zu Ungläubigen, die zu bekämpfen sind.

Dabei richtet sich sein besonderer Widerwille gegen Heiligenkulte und die aus vorislamischer Zeit rührende Verehrung magischer Orte, Steine oder Bäume.

Wunderheiler, Wahrsager, selbst Gebete am Grab des Propheten in Medina: All das sei Menschenvergötterung, Götzendienst, Abkehr vom Monotheismus.

Viele Gelehrte beäugen den Volksglauben kaum weniger skeptisch. Doch eine derart rabiate Theologie lehnen sie ab.

Auch der Vater zeigt sich irritiert von Muhammads Radikalismus. Es kommt zu Wortgefechten, am Ende gibt der Sohn nach und übt nach außen Zurückhaltung. Es muss ihm schwergefallen sein. Denn kaum stirbt der Vater im Jahr 1740, predigt er mit neuem Eifer die Reinigung des Islams. Bald darauf gewinnt er einen ersten prominenten Anhänger: Usman, den Emir von Uyayna.

AN DEM TAG, an dem Usman seinen Untertanen befiehlt, in Religionsfragen auf Muhammad ibn Abd al-Wahhab zu hören, verfügt der erstmals über Macht: die Macht, seine Ideale durchzusetzen; die Macht, seinem Gott zu dienen. Vielleicht auch die Macht um der Macht willen. Und Muhammad nutzt sie zügig. In Uyayna gibt es eine Anzahl heiliger Bäume – er lässt sie abholzen; den meistverehrten fällt er höchstpersönlich.

Ibn Abd al-Wahhabs Kampf – der sich auch gegen Amtsdünkel, Richter-

Ibn Abd al-Wahhab predigt das einfache Leben (hier in einer Oase). Seidene Gewänder, Tanz, lauter Gesang sind ihm verpönt. Der mit ihm verbündete Clan der Saud erobert nach und nach große Teile von Arabien

korruption und eingeschliffene Autoritäten richtet – weckt den Widerstand der eingesessenen Gelehrten.

Nicht auszuschließen, dass sie es sind, die nun versuchen, seinen Gottesstaat an einem inszenierten Skandal scheitern zu lassen: Eines Tages bezichtigt eine Frau sich selbst, sie habe die Ehe gebrochen. Ibn Abd al-Wahhab redet ihr zu, das Bekenntnis zurückzunehmen. Vergebens. Er prüft ihren Verstand: Sie ist gesund. War es Vergewaltigung? Nein, sagt die Frau. Und

Die Gelehrten reagieren empört und nutzen die Tat, Muhammad als gefährlichen Unruhestifter in Verruf zu bringen. Unter dem Druck mächtiger Nachbarn lässt Usman seinen Schützling fallen.

Abermals ein Verbannter, flieht Ibn Abd al-Wahhab 1744 in die Oase Diriyya, in der er einige hochgestellte Anhänger weiß. Wohl durch ihre Vermittlung trifft er den Emir des Ortes: Muhammad ibn Saud.

Diese Begegnung wird zu einem Wendepunkt der arabischen Geschichte.

jedem Fall aber lässt er sich auf einen Pakt zwischen Religion und Macht ein, der im Kern bis heute hält.

Der Fürst unterwirft sich und seine Untertanen den Doktrinen Ibn Abd al-Wahhabs; im Gegenzug verheißt Allahs charismatischer Diener der Familie Saud eine einzigartige ideologische Legitimierung: als Verteidiger des allein rechten Glaubens. Die Staatsgeschäfte wollen beide gemeinsam führen, auch wenn Ibn Abd al-Wahhab in den meisten Entscheidungen das letzte Wort hat.

Binnen eines Jahres wird Diriyya wahhabitisch. Die wenigen Einwohner, die ihre alten Überzeugungen nicht aufgeben wollen, wandern ab. Umgekehrt ziehen nun weitere Jünger Ibn Abd al-Wahhabs aus anderen Oasen in die Stadt des erneuerten Islams – darunter einflussreiche Familien aus Uyayna, aber auch weniger Privilegierte, die angeblich harte Nachtarbeiten annehmen, als Brunenschöpfer etwa, um tagsüber die Lektionen des Meisters zu hören.

Der schreibt missionarische Briefe an große und kleine Potentaten, Gelehrte, Stammeschefs. Nicht ohne Erfolg: Bisweilen überzeugt die religiöse Botschaft; anderorts legt politisches Kalkül eine Verbindung mit Diriyya nahe. Etliche Oasen bekennen sich zu der neuen Lehre.

Zwei Jahre nach ihrem Pakt greifen Ibn Saud und Ibn Abd al-Wahhab erstmals zur Gewalt. Von großen Schlachten und Siegen kann aber keine Rede sein; eher kommandieren sie die üblichen Raubüberfälle – mit dem Unterschied, dass die Plünderer ihre Taten nun als heiligen Krieg begreifen dürfen (und Ibn Abd al-Wahhab die Beute nach fairen Regeln verteilen lässt).

Gilt Plünderi im Nadschd seit je als standesgemäße Beschäftigung eines freien Mannes, so gehen die Treffen doch selten tödlich aus. Der Unterlegene weicht zurück und wartet auf Gelegenheit zur Revanche – schon um nicht eine Kette der Blutrache auszulösen.

Nun aber verschärfen sich die Beutzüge. Zwar predigt Ibn Abd al-Wahhab offiziell, die Männer sollten sich bei der



nicht nur das: Sie wolle das unzünftige Verhältnis fortsetzen.

Offensichtlich handelt es sich um eine Provokation. Denn die Schriften verlangen für Ehebruch die Steinigung, eine grausame Strafe, die aber längst unüblich geworden ist. Auch Ibn Abd al-Wahhab schreckt davor zurück; genau das haben die alten Eliten offenbar geplant. Schließlich aber sieht er seine Autorität bedroht. Und so fällt er wider Erwarten das Todesurteil – und wirft selbst den ersten Stein.

Nach jahrzehntelangen inneren Fehden in Diriyya ist es Muhammad ibn Saud gelungen, die Oase zu stabilisieren. Nun breitet Ibn Abd al-Wahhab eine grandiose Vision vor ihm aus: Wenn der Emir sich der Reinigung des Glaubens verschreibe, werde Gott seinen Clan mit Macht und Ländereien, ja der Herrschaft über den Nadschd belohnen.

Ob Ibn Saud nun von den frommen Argumenten seines Gastes überzeugt wird oder von dem möglichen politischen Nutzen, ist nicht überliefert: In

Wahl ihrer Mittel zurückhalten; oberstes Ziel sei, den *Unglauben* zu vernichten, nicht die *Ungläubigen*. Dennoch werden die Scharmützel blutiger. Die Diebesritte wandeln sich in systematische Ausplünderung. Auf der anderen Seite kämpfen die verketzerten Gegner mit wachsender Verbitterung. Ibn Abd al-Wahhab hat einen Sturm gesät.

Oder ist es Ibn Saud, der für die Eskalation sorgt? Einige Forscher betonen die Skrupel in den Werken des Reformers, der lieber mit dem Wort als mit dem Schwert missioniert habe. Die Strategie der rohen Expansion wäre dann vor allem Ibn Saud zuzuschreiben.

Andererseits: Muhammad ibn Abd al-Wahhab liefert die legitimierende Ideologie, rechtfertigt die Tötung von Gefangenen, die seine Lehre nicht annehmen wollen, lässt einen Propagandisten der anderen Seite ermorden.

Er verwaltet die Beute, regiert mit, entsendet nach Siegen Richter und Lehrer zu den Unterworfenen, um die neue Doktrin durchzusetzen, Heiligen-Monumente zu schleifen, missliebige Gelehrte zu vertreiben und ihre Schriften zu verbrennen. Er verbietet den Rosenkranz, Musik, lauten Gesang und Tanz, Tabak, Haschisch, seidene Kleider.

Als Wahhab-Jünger im Jahr 1750 in Uyayna nach einem Freitagsgebet Usman töten, seinen früheren Förderer, der ihn hat fallen lassen, reist Ibn Abd al-Wahhab in seine Heimatoase und setzt einen Marionetten-Herrscher ein.

Es kommt nun immer wieder zu Angriffen und Gegenangriffen zwischen Gegnern und Anhängern al-Wahhabs. 1765 stirbt Muhammad ibn Saud. Da ist Diriyya noch immer ein Kleinfürstentum unter vielen. Acht Jahre später je-

doch gelingt es Ibn Sauds Sohn Abd al-Aziz, die starke Oase Riad einzunehmen.

Der Sieg lässt die Balance im Nadschd endgültig kippen. Die saudisch-wahhabitische Allianz wird zur Vormacht in der Wüste. Den anderen Stämmen und Oasen bleibt kaum anderes übrig, als den Tag abzuwarten, an dem die Frommen ihre Dattelhaine verwüsten, ihr Vieh fortreiben – oder sie schließen sich rechtzeitig der neuen Bewegung an.

Im selben Jahr, in dem die Oase Riad fällt, gibt Ibn Abd al-Wahhab seine poli-

zum Gebet in die Moschee. Um das Jahr 1791 stirbt er.

ZU DER ZEIT beherrscht das Haus Saud bereits die gesamte Region des Nadschd und steht vor der Unterwerfung der reichen Küstenregion am Persischen Golf. Im Inneren des saudischen Machtbereichs gilt weiterhin die archaische Hierarchie, haben Bauern, Handwerker und einfache Beduinen den Fürsten zu folgen; Revolten werden brutal unterdrückt.



tischen Ämter auf. Möglicherweise geht er davon aus, dass die gewachsene und gesicherte Gemeinschaft nun eher seine intellektuellen Dienste benötigt. Oder stört ihn die Entfaltung von Luxus und Prunk unter Abd al-Aziz? Vielleicht ist der 70-Jährige auch einfach nur müde.

Doch bleiben Muhammad ibn Abd al-Wahhab noch knapp 20 weitere Jahre, in denen er berät, unterrichtet, Richter und Prediger ausbildet. Über die Zeit wird er hinfällig, schleppt sich nur noch mühsam, von zwei Männern gestützt,

Doch verlangt die Doktrin Ibn Abd al-Wahhabs von den Mächtigen auch Gerechtigkeit und Fürsorge gegenüber Untergebenen und Tagelöhnern. „Alle Araber sind gleich“, lehrt ein Sohn Ibn Abd al-Wahhabs – und verdammt unterwürfige Gesten wie etwa den Handkuss.

Anders als zuvor sprechen die Richter nun mehr oder weniger unparteiisch Recht, erhalten ein festes Gehalt. Gebühren zu nehmen ist ihnen verboten, Schmiergeld erst recht. Eine Religionspolizei, ebenfalls öffentlich besoldet,

wacht über die Einhaltung der Scharia, der islamischen Gesetze. Arme, Kranke und Waisen, Dürreopfer erhalten Hilfe.

Das Geld für solche Ausgaben stammt aus Tributen, Bußgeldern, einer neuen Almosensteuer – vor allem aber aus Raubzügen. Ein Fünftel der Beute steht dem Emir zu, der Rest wird gleichmäßig unter den Kriegern aufgeteilt.

All das hält die Unterworfenen loyal. Die rigiden Moralvorschriften dagegen widersprechen den laxen Gewohnheiten etlicher Oasenbewohner, den jahrhundertalten Traditionen der Beduinen.

Sie nehmen es hin, weil die wahhabitischen Emire von Diriyya scheinbar das Unmögliche vollbringen: den Armen zu geben, ohne den Reichen zu nehmen; Gerechtigkeit zu predigen und die

Schwachen zu schützen – ohne dass die Starken auf Beutezüge verzichten müssten.

Dafür aber ist der Gottesstaat auf fortwährende Expansion angewiesen. Er muss wachsen – oder gerät in Gefahr zu zerbrechen. Doch der vor dem herrscherlose Raum ist nun erobert. Die Vorstöße der Saud-Krieger am Per-

sischen Golf berühren bereits Gebiete, die das Osmanische Reich beansprucht.

Als sie dort auf ungewohnt zähen Widerstand stoßen, lassen die Angreifer jede Zurückhaltung fahren. Zerstören Dörfer, töten Aufrührer, verbannen Gelehrte, köpfen die Führer und solche, die ein lasterhaftes Leben führen. Für die Wahhabiten sind Muslime, die an verbotenen Riten festhalten, schlimmere Götzendiener als einfache Heiden.

Kurz nach 1800 befiehlt Abd al-Aziz erstmals einen großen Zug außerhalb Arabiens. Das Ziel: Kerbela im heutigen Zentralirak – ein Beispiel für die Toleranz des osmanischen Imperiums.

Denn Kerbela ist eine heilige Stadt der schiitischen Muslime, einer Minderheit, die ihre Hochburg im feindlichen Persien hat. Istanbul lässt sie dennoch

gewähren, solange sie loyal sind. Den Wahhabiten indes gelten die Schiiten als die schlimmsten Ketzler von allen. Und sie wissen um die sagenhafte Pracht ihrer Kultorte.

Allein die Imam-Husain-Moschee birgt Reichtümer, die ein Zeitgenosse mit denen des Schahs von Persien vergleicht. Für die Wüstenkrieger sind die Schätze dagegen nur Zeugnisse der Abgötterei eines götzendienerischen Volks.

12 000 Angreifer fallen über die Stadt her und massakrieren auch Alte, Frauen, Kinder, Kranke. Was in den Heiligtümern wertvoll und beweglich ist, raffen sie an sich, alles andere zerstören sie.

Angeblieh sind 4000 Lastkamele erforderlich, um die Beute fortzuschaffen: von den Wänden gerissene goldene Ornamente, kostbare Vasen und persische Teppiche, juwelenverzierte Säbel, eine Perle von der Größe eines Taubeneis, glänzende Smaragde und Saphire, Bargeld, Waffen, seltene Bücher, afrikanische Sklaven.

Die Verwüstung Kerbelas erschüttert die gesamte muslimische Welt. Doch das Osmanische Reich ist wehrlos, geschwächt durch eine französische Invasion in Ägypten. Nur mit Mühe kontrolliert der Sultan noch die abgelegenen Provinzen.

Und so wendet sich Abd al-Aziz gegen das Prunkstück des osmanischen Besitzes auf der Arabischen Halbinsel: die heiligen Städte Mekka und Medina.

Seit Jahrzehnten verwerfen die dortigen Religionslehrer Ibn Abd al-Wahhabs Doktrin als Häresie. Es ist ja auch unerhört: ein Prediger am Rande der Zivilisation, der die gesamte islamische Welt zu einem Reich des Unglaubens erklärt, und dessen Anhänger Muslime jeder anderen Konfession und Meinung rücksichtslos mit Krieg überziehen.

Indes stehen auch für die Herrscher von Mekka und Medina profanere Güter auf dem Spiel: Macht, Prestige. Dazu die beträchtlichen Gewinne, die gerade die von Muhammad ibn Abd al-Wahhab verteuerten Kultstätten abwerfen.

Die Wallfahrten sind längst ein Geschäft geworden, von dem die gesamte Region lebt. Viele Pilger machen aus

dem Haddsch eine Lustreise. In ihren Karawanen reisen Haschischverkäufer mit und Prostituierte, es wird Alkohol getrunken und getanzt.

Mekka selbst erlaubt sich und seinen Gästen aus dem Mittelmeerraum, vom Balkan, aus Asien eine gewisse mondäne Liberalität. Etliche Straßenzüge bestehen aus Bordellen; die Mädchen zahlen sogar eine offizielle Steuer. Homosexualität wird stillschweigend toleriert, selbst in der Nähe der Kaaba Alkohol verkauft.

All das erregt den tiefen Zorn der Wahhabiten.

Im April 1803 erzwingt Abd al-Aziz mit seinen Kämpfern den Zugang nach Mekka. Die Bevölkerung ist starr vor Angst. Doch diesmal halten sich die wahhabitischen Truppen zurück. Zwar reißen sie die Schreine und Kuppeln über den Gräbern heiliger Männer nieder, lassen die Menschen aber leben.

Allerdings verlangen sie fortan eine „sittliche Lebensführung“: Die Einwohner Mekkas sollen die Gebote der Scharia einhalten, regelmäßig beten, auf Luxusgüter wie Seide verzichten, zumindest in der Öffentlichkeit nicht rauchen. Die Fürbitte für den Sultan wird aus den öffentlichen Gebeten gestrichen. Ein neuer Richter ersetzt den osmanischen; bald beeindruckt er die Einwohner durch seine Redlichkeit. Etliche Steuern zugunsten des Scherifen werden abgeschafft. In die Forts der Stadt verlegt der saudische Emir eine eigene Garnison.

Kurz nach dem Abzug des wahhabitischen Hauptheeres gelingt es dem Scherif zwar noch einmal, die Besatzer zu vertreiben – und ein Gegenschlag bleibt zunächst aus, da Abd al-Aziz im Herbst 1803 von einem unbekannten Attentäter ermordet wird.

Doch 1805 nimmt sein Sohn Saud die Stadt Medina ein, im folgenden Jahr schlägt er den Scherifen endgültig. Von 1807 an zieht er fortan Jahr für Jahr mit seinem Heer zur Pilgerzeit nach Mekka, bieten die Gotteskrieger den eingeschüchterten Mekkanern ihr Schauspiel entfesselter Glaubensbegeisterung.

Eine Pilgerkarawane nähert sich Mekka, das seit 1806 von den Saud kontrolliert wird. Um ihren Führungsanspruch in der arabischen Welt aufrechtzuerhalten, versuchen die Osmanen, die heilige Stadt zurückzuerobern

Das Wüstenreich ist auf seinem Zenit. Die saudisch-wahhabitische Macht erstreckt sich nun vom Persischen Golf bis zum Roten Meer, vom Jemen bis vor die Tore von Bagdad und Damaskus.

Doch es wird nur eine kurze Blüte.

DER VERLUST DER heiligen Städte löst in Istanbul Panik und Entsetzen aus. Als besonders demütigend muss es der Sultan empfinden, dass die Wahhabiten nun die große, aus Syrien kommende Pilgerkarawane zurückschicken – obwohl der Pascha von Damaskus alles getan hat, um sie akzeptabel zu machen: Er hat Alkohol und Musik verboten, Prostituierte und bartlose junge Männer daheim gelassen, ebenso Waffen.

Der fromme Aufruhr untergräbt das Prestige des Sultans, die Stabilität des Reiches. Mekka und Medina müssen zurückerobert, die staatsgefährdenden Fanatiker vernichtet werden.

Inzwischen glaubt die osmanische Regierung auch einen Mann gefunden zu haben, der in der Lage ist, der wahhabitischen Bedrohung ein Ende zu setzen: Mehmed Ali Pascha – jener rücksichtslose Truppenführer, der soeben die Ordnung in Ägypten wiederhergestellt hat (siehe Seite 108).

Mehmed Ali bereitet die Expedition gründlich vor. Erst im Spätsommer 1811 schiffte er seine Infanterie von Suez aus nach Arabien ein; die Kavallerie macht sich auf den Marsch durch den Sinai.

Die Invasoren treffen auf ein von Dürre und Cholera geschwächtes Land. Dennoch beginnt ein zäher Kampf, der sich über Jahre hinschleppt. Die Wahhabiten wehren sich erbittert, müssen aber mit ihren Speeren, Schwertern und Dolchen, Pistolen und altertümlichen Luntengewehren zurückweichen vor Mehmed Alis moderner Söldnerarmee, ihrer Artillerie, den an europäischer

Taktik geschulten Kommandeuren. Immer neue Reserven aus Nordafrika kann er einsetzen – sowie Gold, um die Beduinen zum Seitenwechsel zu bewegen.

Ende 1812 nehmen Mehmed Alis Truppen Medina ein, Anfang 1813 Mekka. Der scheinbar so mächtige Gottesstaat der Wahhabiten zeigt seine innere Schwäche: Ein Stamm nach dem anderen fällt von den Saud ab. Oase auf Oase geht verloren. Als Beweis ihrer Triumphe schneiden die Sieger getöteten Feinden die Ohren ab und senden sie zu Tausenden nach Kairo oder Istanbul.

Im Frühjahr 1818 erreicht die Truppe Diriyya.

Dort haben sich all jene versammelt, die für einen fundamentalistischen Glauben kämpfen wollen. Ein halbes Jahr halten sie immer kleinere Teile der Oase gegen die osmanische Artillerie und übergelaufene Beduinen. Zuletzt bleibt dem seit 1814 regierenden Abdallah ibn Saud eine einzige Zitadelle. Am 11. September 1818 kapituliert auch er.

Die Bewohner Diriyyas werden vertrieben, ihre Häuser gesprengt, die Dattelhaine gerodet, die Brunnen zugeschüttet. Im ganzen Nadschd lässt Mehmed Ali Emire, Offiziere und Gelehrte verfolgen, foltern und töten.

Im Dezember wird Abdallah ibn Saud in Istanbul enthauptet. Das Werk, das sein Urgroßvater und Muhammad ibn Abd al-Wahhab gemeinsam begonnen haben, ist zerstört.

Nichts soll nach dem Willen des Sultans bleiben von dem verhassten Ketzerraum – angeblich lässt Mahmud II. sogar den abgeschlagenen Kopf Ibn Sauds symbolisch in einem Mörser zerstoßen.

Doch die radikalen Ideen von einem gereinigten, gerechteren Islam bleiben lebendig, nicht nur im Nadschd. Pilger tragen sie zurück in ihre Heimat, und bald kursieren wahhabitische Parolen von Marokko bis Sumatra; in Indien lösen sie einen blutigen Religionskrieg aus.

Im Nadschd selbst sehnen sich vor allem die Oasenbewohner nach der früheren Sicherheit zurück – während die Region unter den plündernden, mor-

denden Besatzern und der wiedergekehrten Anarchie, dem fortwährenden Kleinkrieg der Beduinenstämme leidet.

Derweil kann etwa die Hälfte der wahhabitischen Gelehrtschaft ihren Verfolgern entkommen, an entlegenen Orten oder im Exil; auch einigen saudischen Familienangehörigen gelingt die Flucht. 1823 setzt sich einer von ihnen, Turki ibn Abdallah ibn Muhammad ibn Saud, an die Spitze eines Aufstands gegen die Ägypter.

Bereits im Jahr darauf kommt es zum Vergleich: Mehmed Alis Truppen ziehen sich auf die heiligen Städte zurück; im Gegenzug erkennt Turki ibn Abdallah eine formale Oberherrschaft des Osmanischen Reiches über den Nadschd an.

Anstelle des zerstörten Diriyya wird nun Riad Hauptstadt des erneuerten saudisch-wahhabitischen Reiches, das bald abermals Zentralarabien beherrscht und 1840 die volle Unabhängigkeit erlangt.

Die Emire stützen ihre Macht weiterhin auf die Lehren Muhammad ibn Abd al-Wahhabs und die Geistlichkeit, regieren aber weniger doktrinär. Immer wieder bedrohen innere Rivalitäten und Einfälle der Nachbarn den Staat.

Als jedoch das Osmanische Reich nach dem Ersten Weltkrieg zerfällt, kann Abd al-Aziz ibn Saud den Traum seiner Vorfahren erfüllen: 1924/25 erobert er Mekka und Medina zurück. Sieben Jahre später proklamiert er sich zum König und begründet so das moderne Saudi-Arabien.

Seither sind die Herrscher aus dem Hause Saud die „Hüter der beiden heiligen Stätten“, empfangen jährlich über eine Million Pilger aus aller Welt und achten streng auf die Einhaltung der religiösen Vorschriften.

Zu den Clans, die sie dabei unterstützen und die in dem wahhabitischen Staat Ehre und Einfluss genießen, zählen auch die Al al-Scheich aus dem „Haus des Scheichs“: die Nachfahren Muhammad ibn Abd al-Wahhabs. □

Literaturempfehlungen: David Commins, „The Wahhabi Mission and Saudi Arabia“, Tauris: überaus plastisches Porträt Muhammad ibn Abd al-Wahhabs, seiner Lehre und deren politischen Folgen. Suraiya Faroqhi, „Herrscher über Mekka“, Artemis & Winkler: Alltag und Organisation der Pilgerfahrt unter den Osmanen, schillernd, kenntnisreich und spannend erzählt von einer der führenden Osmanistinnen unserer Zeit.

Dr. Mathias Mesenhöller, 42, ist Historiker in Berlin. Mehr noch als die politische Geschichte der Wahhabiten hat ihn die reiche Kultur der Wüstenstämme beeindruckt.



Jetzt im Handel

Nach diesem Heft suchen Sie in Hamburg
 nur noch eines verzweifelt: eine Wohnung.

Weitere Themen

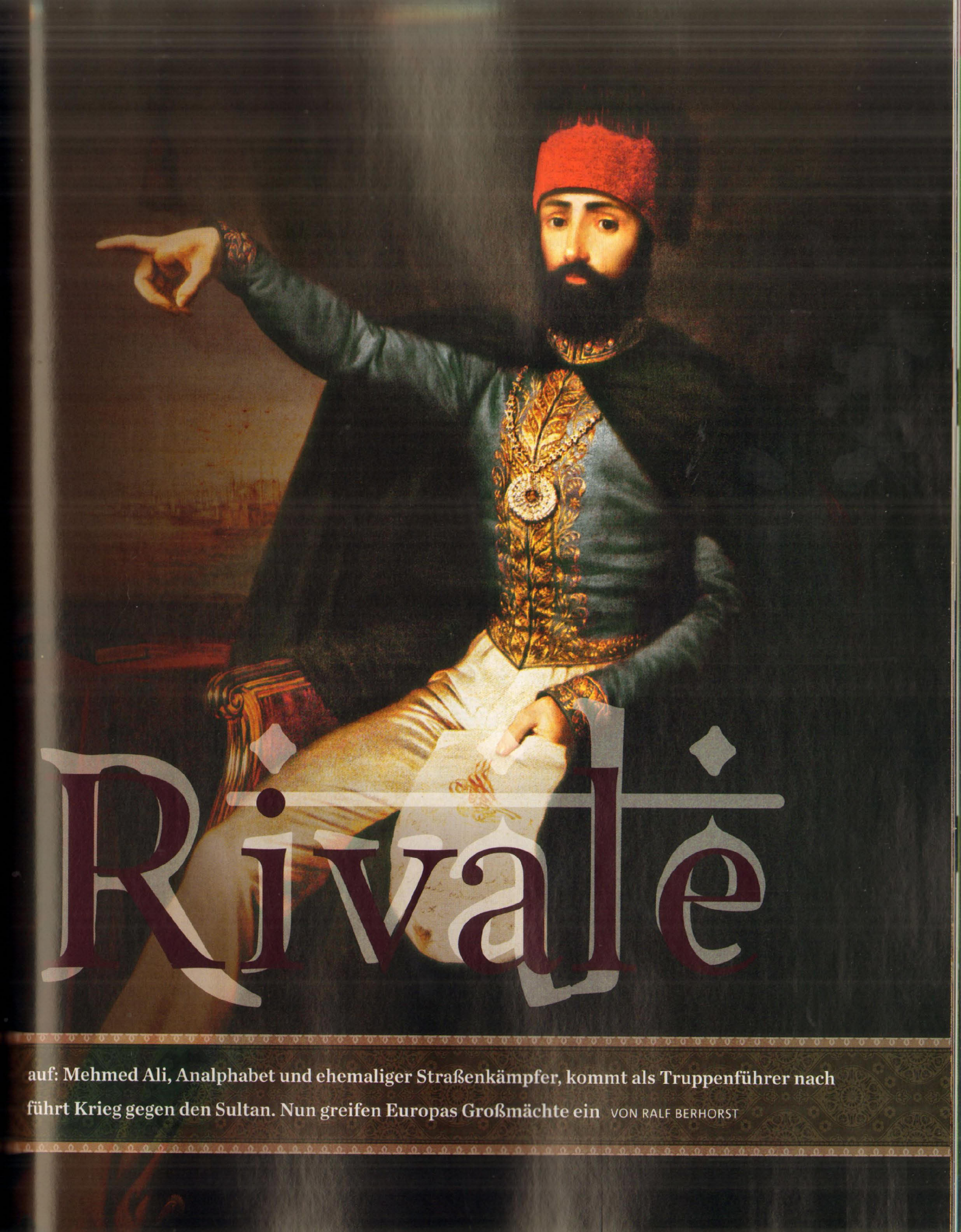
Freiheit genießen in Burma
 Zeitreisen in Albanien
 Sattsehen in Bologna



Rücksichtsloser Reformier,
brillanter Strategie, brutaler
Herrscher – drei Jahrzehnte
lang konkurriert der ägyptische
Gouverneur Mehmed Ali
(Bild links) mit seinem Herrn,
Sultan Mahmud II. (rechts),
um die Macht am Nil

Der

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts steigt in einer Provinz des Osmanischen Reiches eine neue Macht
Ägypten und avanciert dort zum Gouverneur. Gut 30 Jahre später will er unabhängig werden – und

A full-page portrait of Mehmed Ali Pasha, an Ottoman military leader. He is depicted from the waist up, seated in an ornate chair. He has a dark beard and mustache and is wearing a red turban. His dark green coat is heavily decorated with gold embroidery, including a large circular medallion on the chest. He points his right hand towards the left and holds a rolled-up document in his left hand. The background is dark and indistinct.

Rivalité

auf: Mehmed Ali, Analphabet und ehemaliger Straßenkämpfer, kommt als Truppenführer nach
führt Krieg gegen den Sultan. Nun greifen Europas Großmächte ein VON RALF BERHORST

Sommer 1839: Sultan Mahmud II. will den Gouverneur von Ägypten – einen Rivalen, der seit Jahren seine Autorität untergräbt – endlich in die Schranken weisen. In Syrien stellt seine Armee am 24. Juni die Streitmacht des Gouverneurs zum Entscheidungskampf.

Doch der Tag wird zum Debakel für die Osmanen: Die unerfahrenen, schlecht ausgebildeten Soldaten des Sultans feuern ihre Musketen aus übergroßer Entfernung ab; die Kommandeure sind unfähig

und mutlos. Kaum haben sie den Rückzug befohlen, werfen ihre Männer die Gewehre weg, streifen ihre Uniformen ab und fliehen. Zu schwach sind die Truppen des Herrschers über ein Weltreich, um die Kämpfer des Provinzdespoten zu bezwingen.

Den Sultan im fast 900 Kilometer entfernten Istanbul erreicht die Nachricht von der Niederlage nicht mehr: Mahmud II. stirbt wenige Tage nach der

Der Kampf um die Macht in Ägypten wird in Kairo entschieden (hier eine Ansicht der Sultan-Hassan-



Schlacht. Der 53-jährige Herrscher erliegt vermutlich der Tuberkulose.

Das Reich scheint dem Zusammenbruch nah. Der osmanische Großadmiral segelt mit der Kriegsflotte nach Alexandria und liefert sie ausgerechnet jenem Mann aus, gegen den die Truppen des Sultans gekämpft haben: Mehmed Ali.

Der etwa 70-Jährige ist der Statthalter Istanbuls in Ägypten, also eigentlich ein Untergebener des Sultans. Doch

Russland haben Istanbul geschwächt. Zarin Katharina II. erobert die Krim und weitere Gebiete; damit erhält sie Zugang zum Schwarzen Meer, das die Osmanen jahrhundertlang kontrolliert hatten.

1798 besetzen Napoleons Truppen Ägypten, eines der wohlhabendsten Territorien des Osmanischen Reiches. Auch anderswo ist der Zentralregierung die Kontrolle über das Imperium entglitten. In vielen Regionen, etwa in Albanien oder Bulgarien, aber auch in Anatolien und den arabischen Provinzen gebieten Kriegsherren mit eigenen Armeen.

Ausländischen Beobachtern gilt es später als der „kranke Mann am Bosphorus“.

In diesen Jahren der Wirren steigt jener Mann auf, der das Reich schließlich stärker von innen bedroht als jeder andere Provinzfürst.

Geboren wird Mehmed Ali um 1770 in Kavala, einer nordgriechischen Küstenstadt an der Ägäis. Wenig ist über seine Familie bekannt; sein Vater ist vermutlich Offizier, angeblich befehligt er die

Moschee). Mehmed Ali verbündet sich mit den religiösen Würdenträgern der Hauptstadt – und steigt zum Gouverneur auf

der Provinzgouverneur, der einst auf dem Balkan als Anführer einer Bande von Straßenkämpfern aufwuchs, regiert das Land am Nil seit Jahrzehnten wie sein Privateigentum – und ist jetzt zum vielleicht gefährlichsten Gegner des Sultans geworden.

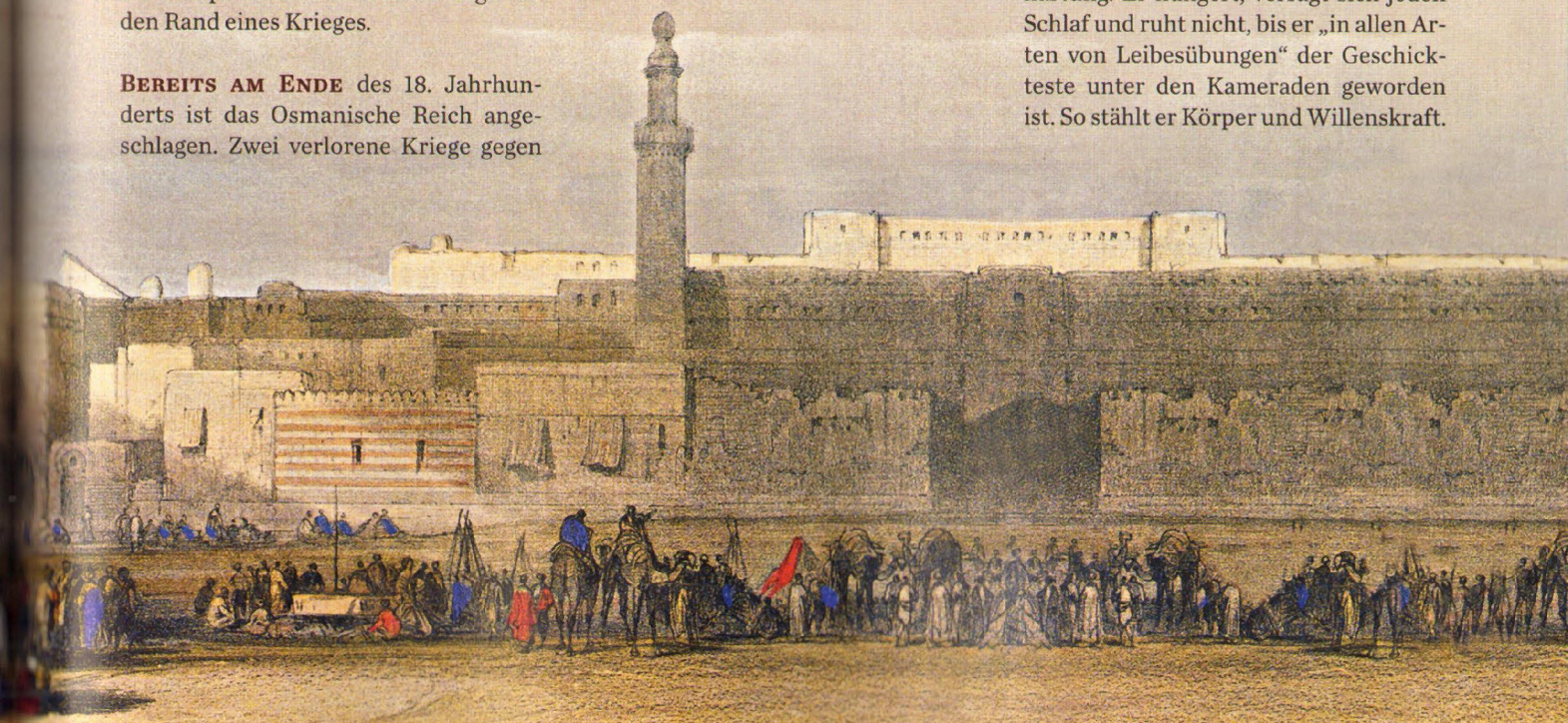
Denn Mehmed Ali verlangt für sich und seinen Clan die dauerhafte Herrschaft über Ägypten und Syrien. Er stürzt das Osmanische Reich damit in eine tiefe Krise. Zugleich löst er mit seinen Eigenmächtigkeiten internationale Spannungen aus. Mehr noch: Er treibt die europäischen Großmächte sogar an den Rand eines Krieges.

BEREITS AM ENDE des 18. Jahrhunderts ist das Osmanische Reich angeschlagen. Zwei verlorene Kriege gegen

Selim III., der seit 1789 regiert, versucht die Macht der Zentrale mit Reformen zu stärken. Doch als er durch die Aufstellung moderner Infanterieeinheiten den Einfluss der Janitscharen bedroht, der traditionellen Fußsoldaten, rebellieren die alten Truppen, setzen den Sultan ab und nehmen ihn gefangen, später wird er auf Geheiß eines Cousins, der ihm auf den Thron gefolgt war, ermordet. Von dieser Zeit innerer und äußerer Schwäche wird sich das Osmanische Reich nie wieder ganz erholen:

Wachen, die nachts auf den Fernstraßen um Kavala Streife gehen. Später, da der Sohn zu einer Berühmtheit geworden ist, wird er bestrebt sein, seine Herkunft zu verwischen. „Es ist genug, wenn die Nachwelt wissen wird, dass alles, was Mehmed Ali geworden ist, er niemandem als sich selbst verdankte“, erklärt er einem Besucher.

Auch wird er beklagen, seine Eltern hätten ihn als Kind zu sehr verwöhnt, was ihn verweichlicht habe. Als 15-Jähriger unterwirft er sich angeblich einem selbst verordneten Programm der Abhärtung. Er hungert, versagt sich jeden Schlaf und ruht nicht, bis er „in allen Arten von Leibesübungen“ der Geschickteste unter den Kameraden geworden ist. So stählt er Körper und Willenskraft.



In die Schule geht er nicht – erst mit etwa 40 Jahren wird er lesen und schreiben lernen. Geld verdient er als Gehilfe des Vaters, der auch mit Tabak handelt.

Mehmed führt eine Straßenbande an, die Streitfälle auf eigene Weise löst, bedrängt etwa im Auftrag der Obrigkeit so lange säumige Steuerzahler, bis sie zahlen. Doch irgendwann geht er mit der Selbstjustiz zu weit: Seine Gang lyncht einen Mörder.

Der Ortsvorsteher, ein Onkel Mehmed Alis, will den Neffen loswerden. Er schickt ihn nach Ägypten, als stellvertretenden Befehlshaber eines 300 Mann starken Aufgebots aus Kavala, das mit den osmanischen Truppen gegen Napoleons Armee kämpfen soll. Bald steigt Mehmed Ali auf zum Vizekommandeur des ganzen Kontingents, das die Balkanprovinzen nach Ägypten entsandt haben: 4000 Soldaten, überwiegend Albaner.

Britische und osmanische Truppen besiegen 1801 die Besatzer. Die fremden Heere ziehen bald wieder ab. Doch das Nilland kommt nicht zur Ruhe. Vor

allem im Süden wollen sich die Mamelucken – jene Angehörigen einer einst aus Militärsklaven gebildeten Kriegerkaste, aus deren Reihen auch nach der osmanischen Eroberung Ägyptens noch immer die regionalen Fürsten hervorgehen – nicht wieder der Oberherrschaft Istanbuls beugen.

Mehmed Ali bleibt in Ägypten. An der Spitze der 4000 Albaner (deren vorheriger Anführer 1803 von Janitscharen ermordet wird) steigt er nun zu einem der mächtigsten Kriegsherren am Nil auf.

Er verweigert dem neuen Gouverneur seine Hilfe im Kampf gegen die Mamelucken, verbündet sich sogar zeitweise mit ihnen und setzt den Statthalter des Sultans gefangen. Zudem gewinnt er die Unterstützung der religiösen Würdenträger, der Kaufleute sowie der Bevölkerung von Kairo, weil er als starker Mann auftritt, der sie gegen die Willkür der Mamelucken wie der Osmanen beschützt (denn beide hatten der Stadt zusätzliche Steuern abgepresst, um ihre Truppen zu finanzieren).

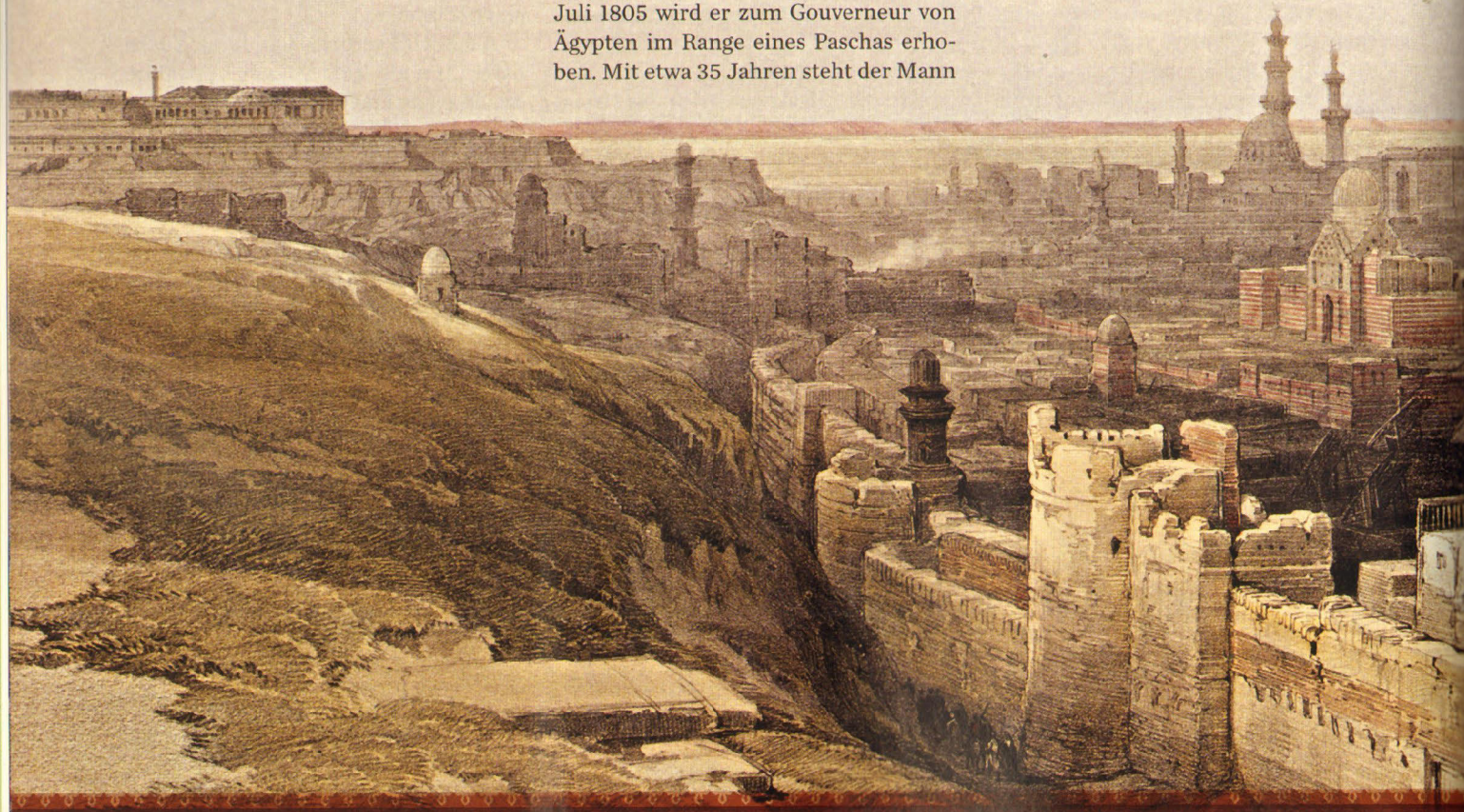
So gefestigt ist Mehmed Alis Stellung schließlich, dass ihn die Regierung in Istanbul nicht mehr übergehen kann: Im Juli 1805 wird er zum Gouverneur von Ägypten im Range eines Paschas erhoben. Mit etwa 35 Jahren steht der Mann

aus Kavala einer bedeutenden Provinz des Reiches vor – nur vier Jahre nachdem er als Fremdling, der fast kein Arabisch spricht, an den Nil gekommen ist.

Vermutlich sieht man ihn in Istanbul als Übergangskandidaten; die Ernennung gilt eigentlich immer nur für begrenzte Zeit. Doch als Mehmed Ali nach zwölf Monaten nach Makedonien versetzt werden soll, weigert er sich. Der Sultan muss nachgeben.

Nun zeigt sich, wie rigoros der ehemalige Straßenkämpfer seine Macht im Inneren festigt. Mehmed Ali beschneidet Steuerprivilegien jener religiösen Gelehrten, die ihm einst ins Amt verholten haben. Als sie dagegen aufbegehren, verbannt er ihren Anführer aus der Hauptstadt.

1811 lädt er Mameluckenfürsten mit ihrem Gefolge zu einer Feierlichkeit in



Von Kairo aus (im Bild ein Blick über die mittelalterliche Stadtmauer) reformiert Mehmed Ali Ägypten. Er lässt das Land neu ver

die Zitadelle von Kairo, lockt sie in eine Falle und lässt mehr als 400 von ihnen erschießen. Dann schickt er seine Soldaten in die Häuser der alten Kriegerkaste, um zu plündern – und zu morden. Etwa ebenso viele Mamelucken werden in den folgenden Tagen bei dem Massaker allein in der Metropole getötet. Wer entkommt, den verfolgt Mehmeds Sohn Ibrahim in den nächsten Monaten bis in jedes Dorf Oberägyptens.

Istanbul muss ihn gewähren lassen. Dem seit 1808 regierenden Mahmud II. fehlen die militärischen Mittel, um den Gouverneur von Ägypten abzusetzen. Auch sonst bleibt die Herrschaft des Sultans prekär: Auf dem Balkan haben sich Serben erhoben – unterstützt von Russland, mit dem das Osmanische Reich zwischen 1806 und 1812 abermals Krieg führt. Zwar kann Mahmud die Revolte vorübergehend unterdrücken. 1817 aber muss er Serbien als weitgehend autonome Provinz anerkennen.

Noch immer jedoch ist Mahmud willens, die von seinem Vorgänger begon-

nene Erneuerung fortzusetzen. Neidvoll blickt er dabei auf die Reformen, mit denen Mehmed Ali angefangen hat. Bald entbrennt ein Modernisierungswettlauf zwischen der Zentralmacht und dem Emporkömmling an der Peripherie. Der Provinzherr ist dabei zunächst schneller und erfolgreicher.

Mehmeds Vorteil: Seine Macht ist anders als die Mahmuds unangefochten. Einflussreiche Ämter hat der Pascha mit seinen jungen Söhnen und anderen Verwandten besetzt, die er aus seiner Heimat nachkommen ließ, und sich so eine ihm ergebene Elite geschaffen. Wohl schon ab 1808 lässt er in Kairo ein Familien-Mausoleum errichten – unübersehbares Zeichen, dass er sich nicht als vorübergehender Statthalter sieht, sondern bis zu seinem Lebensende hier herrschen und womöglich sogar eine Dynastie begründen will.

Der Gouverneur ordnet das Land neu. Seine Reformen dienen vor allem

dem Zweck, Macht und Reichtum der Familie zu mehren.

Der Pascha lässt das Land systematisch vermessen und in Grundbüchern erfassen. Alte Rechte auf Nutzungsannuliert er und kontrolliert sämtliche Bodenerträge. Ländereien, die bis dahin von Abgaben befreit waren, etwa weil sie als Stiftungen dazu dienten, Moscheen zu unterhalten, unterwirft er der Besteuerung. Die Abgaben ziehen fortan nicht mehr Steuerpächter ein, sondern müssen direkt an den Staat gezahlt werden. Ein neues, zentralisiertes Verwaltungssystem erlaubt Mehmed Ali eine bessere Überwachung seines Herrschaftsgebiets.

Er monopolisiert die Produktion von Getreide, Reis und Zucker und presst so enormen Reichtum aus dem Land: Die Bauern müssen ihre Ernten unter Marktpreis an den Staat verkaufen; seine Beamte setzen die Waren im Inland oder Ausland ab. Bis 1821 versechsfacht er die staatlichen Einnahmen.



messen und Steuern direkt einziehen. Er monopolisiert Landwirtschaft und Handel und versechsfacht so die staatlichen Einnahmen

Den Handel kontrolliert er mit strengen Vorschriften. Entdecken seine Inspektoren auf den Märkten Falschmünzer oder Metzger, die mit ihren Gewichten betrügen, werden die Schuldigen öffentlich gehängt oder ihnen zumindest die Nasen aufgeschlitzt.

Der Gouverneur lässt Brachland kultivieren und Bewässerungsanlagen bauen. 1817 gibt er Befehl, einen Kanal zu vertiefen, der Alexandria, die Hafenstadt am Mittelmeer, mit dem Nil verbindet, und schafft so eine schiffbare Verbindung nach Kairo.

Rund 18 Millionen Piaster (die Summe entspräche heute vermutlich mehr als 50 Millionen Euro) kostet das 72 Kilometer lange Bauwerk. Ein Drittel der 300 000 Arbeiter stirbt an Krankheiten, Hunger oder Erschöpfung – aber der Wasserweg wird 1820 fertig.

Ein Jahr später ordnet Mehmet Ali im Nildelta den Anbau einer Baumwolle an, deren Fasern ungewöhnlich lang sind – ein französischer Ingenieur hat ihn zu dem Versuch überredet. Der hochwertige Rohstoff findet Abnehmer in ganz Europa. In manchen Jahren machen die Baumwollexporte ein Drittel der Staatseinkünfte aus.

Ab 1822 zwingt der Gouverneur Tausende Bauern zum Wehrdienst. Das so entstehende Heer richtet sich auch gegen den Sultan. In einem Lager lässt er die Rekruten von einem Veteran der napoleonischen Armee drillen.

Binnen eines Jahrzehnts werden 130 000 Mann eingezogen. Die Offiziere stammen aus der osmanischsprachigen Elite der Provinz. Ägypter dienen nur als Mannschaftsgrade. Aufstände gegen die verhassten Rekrutierungskampagnen schlägt Mehmed Ali brutal nieder. Wenn sich Aushebungstrupps den Dörfern nähern, fliehen viele junge Männer. Dabei dürfen die Menschen auf dem Land eigentlich nur mit einer besonderen Erlaubnis von einem Dorf zum anderen wandern.

Viele Ägypter versuchen verzweifelt, sich dem Militärdienst zu entziehen; sie reiben sich Rattengift in die Augen, das sie vorübergehend erblinden lässt, oder schneiden sich den Zeigefinger ab. Daraufhin lässt Mehmed Ali aus den



Verstümmelten spezielle Bataillone aufstellen. Spitzel durchstreifen die Straßen, halten verdächtige Beobachtungen in Rapporten an die Obrigkeit fest.

Die Reformen bringen eine funktionierende Verwaltung sowie eine moderne Armee hervor und lassen gewaltige Einnahmen in die Staatskasse fließen. Sie erschaffen, wovon der Sultan in Istanbul noch träumt: einen zentralisierten Regierungsapparat. Mehrmals ist Mahmud II. sogar auf die Hilfe seines Statthalters angewiesen. So erobert ein Sohn des Paschas 1812 und 1813 die heiligen Städte Mekka und Medina von den Wahhabiten zurück – ein Prestigeerfolg für Mehmed Ali (siehe Seite 99).

Und als sich auf dem Peloponnes Rebellen erheben und ein unabhängiges Griechenland fordern, befiehlt der Sultan seinem Provinzgouverneur, den Aufstand mit dessen ägyptischer Streitmacht niederzuschlagen (Mahmuds eigene Truppen hatten dies zuvor vergebens versucht). Ibrahim, der älteste Sohn Mehmed Alis, bricht im Juli 1824 mit einer Flotte und fast 18 000 Soldaten auf. Er erobert Stadt nach Stadt und nimmt 1827 auch Athen ein.

Doch der Siegeszug erregt Aufmerksamkeit in den europäischen Hauptstädten, denn er berührt die Interessen

der Großmächte. Viele Menschen in Großbritannien, Frankreich und Russland sympathisieren mit den griechischen Rebellen; man sieht ihren Aufstand als Freiheitskampf von Christen gegen die muslimische Oberherrschaft. Die Regierungen hingegen sind bedacht, die Revolte für ihre jeweiligen Absichten in der Region nutzbar zu machen.

Mehmed Ali hat ein Gespür für Machtverschiebungen. Diplomaten hofieren ihn in dieser Zeit in seinem Palast in Alexandria, und so erkennt er rechtzeitig, dass die Großmächte bereit sind, zugunsten der Griechen militärisch einzugreifen. Vergebens warnt er Istanbul vor der gewandelten Stimmung in Europa. Mahmud II. ist weiterhin entschlossen, die Erhebung niederzuschlagen – selbst dann noch, als sich bereits eine gemeinsame Flotte der Briten, Franzosen und Russen in der Ägäis formiert. Am 20. Oktober 1827 vernichtet sie die Schiffe des Sultans und des Paschas.



Armee. Für die Ausbildung der Offiziere lässt Mahmud eine Militärakademie gründen.

Der Provinzgouverneur verhandelt daraufhin auf eigene Faust mit den Alliierten und zieht seine Truppen aus Griechenland zurück. Mahmud II. setzt den Krieg fort. Als Russland wenig später das Osmanische Reich im Kaukasus und auf dem Balkan attackiert, weigert sich Mehmed Ali, dem Sultan Hilfe zu leisten. 1832 muss Istanbul schließlich in die Unabhängigkeit eines griechischen Königreichs einwilligen.

Inzwischen baut sich auch der Sultan – der 1826 eine Meuterei der Janitscharen zum Anlass genommen hat, das traditionelle Kriegerkorps abzuschaffen und Tausende der alten Kämpfer zu massakrieren – eine moderne Armee auf. Es ist eine Revolution für das Osmanische Reich: Die Soldaten werden in Uniformen nach europäischem Schnitt gekleidet. Organisation, Ausbildung und Befehlsstruktur orientieren sich am Beispiel der napoleonischen

In den Jahren nach 1830 werden seine Reformen den gesamten Regierungs- und Verwaltungsapparat erfassen: Eine neue Beamtenschaft löst die alte Schreiberkaste ab. Bislang waren die Staatsbediensteten nicht mehr als unmündige Sekretäre, die Berichte verfassten und verwahrten. Nun entsteht eine Hierarchie ziviler Ränge; die neuen Beamten verwalten das Land und setzen selbstständig die von der Regierung ausgegebenen Direktiven um.

Sie erhalten ein monatliches Salär und leben nicht wie die alten Staatsdiener von Gebühren und Abgaben, die sie direkt bei den Untertanen eintreiben mussten. Ministerien nach westeuropäischem Vorbild werden geschaffen, Botschaften im Ausland (die schon Selim III. eingerichtet hatte und die nach seiner Absetzung 1807 geschlossen wurden) wieder geöffnet.

In Ägypten rüstet Mehmed Ali unterdessen auf: Er lässt in neuen Werften in Alexandria Kriegsschiffe mit bis zu 100 Geschützen bauen und die Küste befestigen, lässt noch mehr Kanonen gießen, Schwerter schmieden und Munitionslager füllen. Das Arsenal in der

Zitadelle von Kairo steigert die Produktion von Musketen angeblich auf 1600 Stück im Monat.

1831 fühlt er sich stark genug für die Auseinandersetzung mit dem Sultan. Ende Oktober lässt er seinen Sohn Ibrahim mit einer Armee und einer Flotte nach Nordosten aufbrechen.

Das hochgerüstete Heer erringt Sieg auf Sieg. Im Mai 1832 erobert Ibrahim die Provinzhauptstadt Akko im Norden Palästinas, wenig später Damaskus und Aleppo. Ganz Syrien ist damit in der Hand der Invasoren.



1838/39 reist der britische Künstler David Roberts durch Ägypten, aus seinen Skizzen entstehen später Lithografien. In Kairo zeichnet er

Ende Juli stößt Ibrahim sogar in das anatolische Kernland des Osmanischen Reiches vor und siegt im Dezember in einer großen Schlacht bei Konya, knapp 500 Kilometer südöstlich von Istanbul, gegen die letzte Armee, die Mahmud noch aufbieten kann.

Der Siegeszug übertrifft alle Erwartungen von Vater und Sohn – eigentlich galt die Kampagne nur Syrien. Immer wieder beraten Mehmed Ali und Ibrahim in Briefen darüber, wie die Triumphe politisch umzumünzen sind. Soll Ibrahim weiter nach Istanbul marschieren, Mahmud absetzen und dessen minderjährigen Sohn zum neuen Sultan von Mehmed Alis Gnaden erklären?

Doch der Pascha zögert. Der schnelle Vormarsch hat, wie er weiß, die europäischen Regierungen alarmiert.

DIE GROSSMÄCHTE haben nach dem Wiener Kongress 1815 eine Art informeller Allianz gebildet: Künftige Krisen sollen einvernehmlich gelöst werden, das Machtgleichgewicht untereinander

gewahrt bleiben. Sie befürchten nun, dass durch einen Zerfall des Osmanischen Reiches ein gefährliches Vakuum entstehen könnte.

Österreich treibt die Sorge, dass Russland seinen Einfluss in Südosteuropa weiter ausdehnen wird. Frankreich und Großbritannien wollen vermeiden, dass das Zarenreich Einfluss im Mittelmeerraum gewinnt, womöglich gar die Kontrolle über den Bosphorus und die Dardanellen, jene strategisch wichtigen Meerengen, die das Schwarze Meer mit der Ägäis verbinden.

Der Zar wiederum fürchtet umgekehrt, dass Briten und Franzosen ihm den Zugang zum Mittelmeer abschneiden und selbst mit Kriegsschiffen ins Schwarze Meer vordringen könnten. Bislang verpflichtet eine Übereinkunft den Sultan, Handelsschiffen freie

Durchfahrt zu garantieren, jedoch keinem fremden Kriegsschiff die Passage durch die Seestraßen zu erlauben.

Nun aber verschiebt der drohende Angriff auf Istanbul die Kräfteverhältnisse. In seiner Ohnmacht wendet sich Mahmud II. an den früheren Kriegsgegner Russland und bittet um militärische Unterstützung.

Die Russen sagen Hilfe zu – keinesfalls wollen sie es zulassen, dass statt eines schwachen Sultans der ägyptische Gouverneur mit seiner kampfstarken Armee den Bosphorus kontrolliert. Ein russischer Diplomat reist im Januar 1833 nach Alexandria und warnt Mehmed Ali vor einer Fortsetzung seiner Offensive. Zur gleichen Zeit signalisieren ihm die Vertreter Großbritanniens, dass auch sie eine Zerschlagung des Osmanischen Reiches nicht dulden werden.

Der Pascha lässt Ibrahims Vormarsch stoppen. Ein Abkommen mit Istanbul



Sträßenszenen und Gebäude, hier etwa rechts das Bab al-Azab, das massive Eingangstor zur Zitadelle, in der Mehmed Ali residiert

beendet im April 1833 die Krise. Mehmed Ali wird als Gouverneur Ägyptens bestätigt, Ibrahim zudem zum Statthalter der syrischen Provinzen ernannt.

Mehmed Ali und sein Sohn sind aber auch weiterhin nominell Untergebene des Sultans. Für Mahmud II. bedeutet das Abkommen zwar die Rettung seiner Herrschaft – doch die schwere Demütigung durch die Niederlagen bleibt unvergessen. Fortan sinnt der Sultan darauf, die Schmach zu tilgen. Er will Syrien zurückgewinnen, vielleicht gar den dreisten Provinzherrscher in Ägypten endlich loswerden.

brutalen Rekrutierungskampagnen. Die Besatzung dort ist teuer, ihre Kosten übersteigen die Einnahmen aus der Provinz.

In Ägypten rafft eine Pestepidemie 1834 und 1835 etwa 200 000 Menschen hinweg. Weil die Nilfluten mehrere Jahre nacheinander ungewöhnlich niedrig ausfallen und die Bauern weniger Getreide ernten, brechen Hungersnöte aus. Der Verfall der Baumwollpreise lässt 1837 die Einnahmen des Staates sinken. Der Gouverneur muss Schulen und Fabriken schließen.

Doch als die Schwierigkeiten zumindest zeitweilig überwunden sind, sucht Mehmed Ali sogleich wieder die Konfrontation mit Istanbul.

Anatolien zusammenziehen – eine verhängnisvolle Entscheidung.

Als die Streitmacht Mitte Mai 1839 den Euphrat Richtung Westen überschreitet und damit in das Herrschaftsgebiet Mehmed Alis eindringt, gibt der Pascha seinem Sohn den Befehl zum Gegenangriff.

Am 24. Juni 1839 fügt Ibrahim den Truppen des Sultans bei Nizip eine vernichtende Niederlage zu. Drei Wochen bereits hielt sich ein Korps der osmanischen Armee dort verschanzt. Die meisten Kämpfer sind völlig unerfahren, die Offiziere schlecht geschult. Sommerglut

1840 wendet sich Mehmed Alis Kriegsglück. Nun kämpfen im Streit um die Macht in Syrien und Ägypten auch die Briten auf Seiten

Das Abkommen ist kein internationaler Vertrag, formal letztlich nicht mehr als eine bloße Übereinkunft mit dem Widersacher, an die sich Mahmud nicht auf Dauer gebunden fühlen muss.

Das verstärkt die Sorge Mehmed Alis, alles wieder zu verlieren. Zumal der Sultan ein Verteidigungsbündnis mit dem Zaren schließt: Russland sieht sich dadurch als Schutzmacht des Osmanischen Reiches. Daraufhin sind Briten und Franzosen verärgert, dass der Zar nun einen derart großen Einfluss über Istanbul besitzt, und machen den Pascha dafür verantwortlich. So bleiben Spannungen auf allen Seiten.

IM FOLGENDEN JAHR erwägt Mehmed Ali erstmals, das eigentliche Ziel seiner Politik zu verwirklichen und seinen gesamten Herrschaftsraum – der neben Ägypten und den syrischen Provinzen auch noch den Sudan, Teile Arabiens und die Insel Kreta umfasst – offiziell für unabhängig von Istanbul zu erklären. Doch die Großmächte erteilen seinem Streben eine klare Absage: Ihre Diplomaten halten ihn von dem Schritt ab.

Außerdem sieht sich der Pascha nun mit Problemen in seinem gewachsenen Einflussgebiet konfrontiert. So erhebt sich in Syrien Widerstand gegen seine

Im Mai 1838 lässt er die europäischen Konsuln in Ägypten wissen, er werde seine Unabhängigkeit verkünden. Der knapp 70-Jährige will endlich vollkommen unumschränkt am Nil herrschen – und ist bereit, dafür mit hohem Einsatz zu spielen.

Großbritannien, Frankreich, Österreich und Russland halten ihn durch diplomatische Noten von seinem Plan ab. Die Mächte sind sich trotz aller Rivalitäten und Spannungen darin einig, den Status quo – und damit den Frieden untereinander – zu bewahren.

Mehmed Ali lenkt ein, empfängt den britischen und den russischen Konsul und erklärt, er werde darauf verzichten, seine Unabhängigkeit auszurufen. Weiterhin verfolgt er aber die Absicht, dass ihm und seinen Erben die dauerhafte Herrschaft als Gouverneur über Ägypten und Syrien zugesichert werde, garantiert durch einen Erlass des Sultans. Auch das würde eine beispiellose Machterhöhung eines Provinzstatthalters im Osmanischen Reich bedeuten.

Sultan Mahmud ist nun endgültig entschlossen, militärisch gegen seinen Gouverneur vorzugehen. Vergebens bemüht er sich um die Unterstützung der Großmächte, die keine Eskalation der Lage wollen. Der Herrscher, dessen Gesundheit schon stark angegriffen ist, will notfalls auch allein handeln.

Um Mehmed Ali zu unterwerfen, lässt er eine Armee von 70 000 Mann in

und Krankheiten haben unzählige Männer noch im Lager getötet, als Ersatz werden Kurden aus der Region zum Kriegsdienst gezwungen, die jedoch in großer Zahl desertieren.

Ibrahims Streitmacht mit etwa 40 000 Soldaten ist den Verteidigern auch deshalb an Zahl überlegen, weil die zerstrittenen Kommandeure des Sultans nicht rechtzeitig alle verfügbaren Kräfte bei Nizip zusammenziehen. Ibrahims Truppen sind zwar ausgezehrt, als Kampfverband aber beweglicher, die Kanoniere besser ausgebildet.

Der Sohn Mehmed Alis eröffnet die Schlacht mit massivem Artilleriebeschuss. Die Einschläge lassen mehrere Kompanien auseinanderstäuben, Munitionswagen explodieren.

Rasch lösen sich jede Disziplin und Ordnung auf, viele osmanische Einheiten wenden sich schon zur Flucht, bevor die gegnerischen Truppen überhaupt herangerückt sind. So gibt es an diesem Tag kaum Nahgefechte. Nicht mehr als 1000 Mann verlieren die Osmanen wohl durch Tod oder Verwundung – die Schlacht ist dennoch entschieden: weil die Soldaten des Sultans davonlaufen.

Die Nachricht von der katastrophalen Niederlage löst Entsetzen in der Hauptstadt aus. Nach dem Tod des Sultans

Ägypten zubilligen, ihn aber auf jeden Fall aus Syrien vertreiben.

Denn solange der Pascha dort herrscht, kontrolliert er nicht nur den Landweg vom Mittelmeer zum Roten Meer, sondern auch den über das Zweistromland zum Persischen Golf – und damit die wichtigsten Verbindungen nach Britisch-Indien. Zudem steht er der expansiven Wirtschaftspolitik des Vereinigten Königreichs im Weg.

Viele Franzosen dagegen sind fasziniert von dem Aufsteiger und genialen Strategen Mehmed Ali, halten ihn für eine Art orientalischen Napoleon. Die Regierung in Paris sieht im Gouverneur Ägyptens einen potenziellen Verbündeten, um dem Einfluss Großbri-

Ansonsten drohen die Verbündeten mit „konzertierten Maßnahmen“: Dann würden die Großmächte „ihre Anstrengungen vereinigen, um Mehmed zu veranlassen, der Regelung Folge zu leisten“.

Die Franzosen werden über die Ultimaten erst nachträglich informiert – und sind empört. Die Regierung in Paris lässt Soldaten einberufen und Festungsanlagen an den Grenzen zum Deutschen Bund verstärken. Plötzlich scheint einzutreten, was die Großmächte zu vermeiden suchten: dass es über die orientalische Frage zum Krieg in Europa

liefert der Großadmiral die osmanische Kriegsflotte dem ägyptischen Rebellen aus – womöglich aus Sorge, der neue Großwesir könnte die Schiffe russischem Befehl überantworten.

Der neue Herrscher Abdülmecid, der 16-jährige Sohn des verstorbenen Mahmud, ist in Staatsdingen unerfahren. Sofort begnadigt er Mehmed Ali und gesteht ihm die erbliche Regierungsgewalt über Ägypten zu – sofern der Pascha alle übrigen von ihm besetzten Gebiete einschließlich Syriens wieder räume.

Dazu ist Mehmed Ali aber nicht bereit. Stattdessen versucht er, von der

der Osmanen gegen ihn. Im November unterzeichnet der Gouverneur einen Waffenstillstand und zieht seine Truppen zurück

osmanischen Führung noch mehr Zugeständnisse zu erpressen. Die Situation droht zu eskalieren: Wenn nun Russland, Frankreich oder Großbritannien eingreifen würden, könnte sich die Krise zum internationalen Krieg ausweiten.

Auf Initiative der österreichischen Regierung lassen die Staaten (denen sich auch Preußen anschließt) Istanbul durch ihre Botschafter am 27. Juli 1839 mitteilen, „dass das Einverständnis in der Orientfrage unter den fünf Großmächten gesichert ist“ und dass der Sultan keine Entscheidungen mehr ohne ihre Mitwirkung treffen solle.

De facto bedeutet die Aktion eine Entmündigung Abdülmecids – und eine nie dagewesene Gängelung der osmanischen Regierung. Doch angesichts der verzweifelten Situation bleibt ihr nichts übrig, als sich zu fügen. Am 22. August bittet sie die fünf Großmächte, im Streit mit Mehmed Ali eine Lösung zu finden.

Das gemeinsame Vorgehen der Europäer verdeckt aber nur notdürftig einen tief gehenden Dissens, der sich zwischen Großbritannien und Frankreich abzeichnet.

Die Briten, deren Außenminister Mehmed Ali als „Räuber“ und „ungebildeten Barbaren“ verachtet, wollen ihm allenfalls die erbliche Herrschaft über

tanniens im Mittelmeerraum Schranken zu setzen, und fordert daher sogar noch eine Ausweitung seines Herrschaftsgebietes.

Nach Monaten ergebnisloser Verhandlungen sind die übrigen vier Mächte nicht länger bereit, Rücksicht auf die französische Haltung zu nehmen.

Im Juli 1840 treffen sich britische, österreichische, preußische, russische und osmanische Diplomaten in London – ohne Frankreich davon in Kenntnis zu setzen. In einer „Konvention zur Befriedung der Levante“ unterbreiten sie Mehmed Ali ein Angebot: Unterwerfe er sich wieder dem Sultan, soll er die erbliche Herrschaft über Ägypten sowie bis zu seinem Lebensende über den Süden Syriens (in etwa das Gebiet von Palästina) erhalten.

Die Offerte ist mit zwei Ultimaten verknüpft: Stimme der Pascha nicht binnen zehn Tagen zu, werde das Angebot der Befehlsgewalt in Südsyrien, nach weiteren zehn Tagen das über die Regenschaft in Ägypten zurückgezogen.

In jedem Fall müsse er sich aus allen anderen von ihm kontrollierten Gebieten (in Anatolien, Syrien, Arabien und auf Kreta) zurückziehen und die osmanische Flotte zurückgeben.

kommt. Die Ereignisse drohen außer Kontrolle zu geraten.

Mehmed Ali wird die Londoner Konvention am 16. August 1840 ausgehändigt, ein britischer Admiral wartet in Alexandria auf seine Antwort. Der Pascha wähnt sich noch immer in einer komfortablen Lage, wohl auch, weil er Frankreich auf seiner Seite glaubt und auf militärische Unterstützung hofft. Er lässt beide Ultimaten verstreichen.

Tatsächlich aber ist seine Position viel schwächer, als sie scheint. Schon seit Juni erheben sich im Libanon Unzufriedene gegen das Besatzungsregime. Und am 11. September – sechs Tage nach Ablauf des letzten Ultimatums – machen die Verbündeten ihre Drohung wahr: Britische Kriegsschiffe, unterstützt von einem kleinen österreichischen Geschwader, bombardieren mit ihren Kanonen die Küstenmetropole Beirut; dann gehen osmanische Soldaten an Land. Zusammen mit den Briten erobern sie mehrere Städte.

Der Sultan erklärt Mehmed Ali für abgesetzt. Und der Aufstand gegen die ägyptischen Besatzer im Libanon flammt von Neuem auf. Die Briten schüren die Revolte, indem sie 22 000 Musketen an die Rebellen verteilen. Im Oktober nehmen die britisch-osmanischen

Truppen Beirut ein und im folgenden Monat auch Akko.

Unterdessen ist Frankreichs König Louis-Philippe zunehmend besorgt über die diplomatische Isolierung seines Landes. Er zwingt die Regierung zum Rücktritt. Das ist der Wendepunkt im Nervenkrieg. Das neue Kabinett ist kompromissbereiter. Und angesichts der ägyptischen Niederlagen in Syrien verliert die Kriegspartei in Frankreich an Boden. Auch Mehmed Ali erkennt die Lage und willigt in Verhandlungen ein. Am 27. November 1840 unterzeichnet er einen Waffenstillstand und gibt seinem

Am 13. Juli 1841 unterzeichnen die Großmächte ein Abkommen. Es hält fest, dass die Seestraßen an den Dardanellen und am Bosphorus weiterhin in Friedenszeiten für fremde Kriegsschiffe nicht passierbar sind. So bleibt Russlands Marine vom Mittelmeer ausgeschlossen, Großbritannien und Frankreich der Weg ins Schwarze Meer versperrt. Noch einmal ist der Frieden in Europa gewahrt – aber nur für einige Jahre.

Denn 1854 kommt es doch zum Krieg zwischen den Großmächten. Im Vorjahr hat Russland die Osmanen zum bewaffneten Konflikt herausgefordert, indem es zunächst von Istanbul verlangte, das Zarenreich als eine Art Schutzmacht über sämtliche im Osmanischen Reich

dessen Zusammenbruch er fast bewirkt hätte. Sultan Abdülmecid empfing seinen Provinzgouverneur huldvoll, so als hätte es nie einen Streit gegeben.

Im folgenden Jahr gibt der Pascha, bereits gezeichnet durch fortschreitende Senilität, die Regierungsgeschäfte an seinen Sohn Ibrahim ab. In seiner Verwirrtheit soll Mehmed Ali zuletzt von einer Invasion in China fantasiert haben. Am 2. August 1849 stirbt er in seinem Palast in Alexandria.

Über den Nil wird der Sarg nach Kairo verschifft. Fast der gesamte Familienclan ist bei der Feier versammelt; Gebete

Sein wichtigstes Ziel kann Mehmed Ali verwirklichen: Seine *Dynastie* wird Ägypten für lange Zeit beherrschen

Sohn den Befehl, sich aus Syrien zurückzuziehen. Die osmanische Flotte segelt zurück nach Istanbul.

Am 7. Juni 1841 trifft in Alexandria ein osmanischer Gesandter ein mit einer Verkündigung Abdülmecids, die feierlich verlesen wird. Der Sultansspruch garantiert Mehmed Ali und seinen Nachkommen, als Gouverneure über Ägypten herrschen zu dürfen. Sein Traum, als unabhängiger Regent über ein orientalisches Großreich zu gebieten, ist geplatzt. Dennoch hat der über 70-Jährige das wichtigste Ziel seines Lebens verwirklicht: Seine Dynastie hält die Macht am Nil in den Händen.

Allerdings muss der Pascha seine Armee auf 18 000 Mann reduzieren sowie weiterhin Tribut nach Istanbul zahlen; und er darf ohne Erlaubnis des Sultans keine Kriegsschiffe bauen.

Die Krise im Nahen Osten ist beendet, das Osmanische Reich vorerst geret-

lebenden orthodoxen Christen anzuerkennen – immerhin rund ein Drittel aller Untertanen. Als Istanbul ablehnt, lässt der Zar die osmanischen Vasallenstaaten Moldau und Walachei besetzen. Der Sultan erklärt Russland daraufhin am 4. Oktober 1853 den Krieg.

Knapp zwei Monate später versenken russische Kriegsschiffe eine osmanische Flotte im Schwarzen Meer. Daraufhin entsenden London und Paris Schiffe dorthin und erklären dem Zarenreich ebenfalls den Krieg.

Im Herbst landen die ersten 50 000 britischen und französischen Soldaten auf der Krim und belagern Sewastopol, den wichtigsten Stützpunkt der russischen Schwarzmeerflotte. Bis 1856 fordert der Krieg Hunderttausende von Toten, dann willigt der Zar in einen Friedensvertrag ein, der das Schwarze Meer als neutrale Zone ausweist sowie die Unabhängigkeit und territoriale Integrität des Osmanischen Reiches garantiert.

Deren Erhalt unterliege ihrer gemeinsamen Verantwortung, schreiben die Großmächte in den Kontrakt – und lassen so den gedemütigten Sultan wissen, dass er die Grenzen seines Reiches nicht mehr allein sichern kann und die einstige Weltmacht nur mehr von ihren Gnaden existiert.

werden verlesen, der Leichnam zu einem Mausoleum in der Zitadelle überführt.

Mehmed Alis Enkel Abbas aber, der dem bereits im Vorjahr verstorbenen Ibrahim als Gouverneur nachgefolgt ist, zeigt kein Interesse, das Andenken seines Großvaters zu begehen (an dem er stets gemessen werden wird). Abbas selbst bleibt der Zeremonie fern, zu der er die ausländischen Diplomaten in Kairo gar nicht erst eingeladen hat. Geschäfte und Behörden sind geöffnet wie an einem gewöhnlichen Tag.

So schließen sich nur wenige Ägypter dem Trauerzug an oder verfolgen die Beisetzung jenes Mannes, der ihr Land mehr als vier Jahrzehnte mit eiserner Hand regiert hat. Der es erneuerte und ihm eine Ordnung nach seinem Willen aufzwang. Ein moderner Pharao – unter dem sie vielleicht mehr litten als ihre Vorfahren in Jahrhunderten, wenn nicht Jahrtausenden, wie ein moderner Historiker glaubt.

Die Nachkommen Mehmed Alis herrschen noch bis 1952 am Nil. Als sie abtreten müssen, ist das Osmanische Reich schon seit 30 Jahren versunken. □

Literaturempfehlungen: Khaled Fahmy, „Mehmed Ali“, Oneworld: prägnante und gut erzählte Biografie des Autokraten am Nil. Carter Vaughn Findley, „Turkey, Islam, Nationalism, and Modernity“, Yale University Press: ausgezeichnete Darstellung der Modernisierungsbestrebungen des Osmanischen Reiches.

Ralf Berhorst, 45, ist Autor in Berlin. Für ihn war bemerkenswert, wie sehr Ägypten und Syrien, die Schauplätze der Krise von 1839, heute erneut im Brennpunkt des politischen Geschehens stehen.

BEREITS IM SOMMER 1846 ist Mehmed Ali zu einem Besuch nach Istanbul gereist, in die Hauptstadt des Reiches,



Jetzt im Handel

Natur: nordisch. Stimmung: karibisch.
Das ist Island.

In dieser Ausgabe

Heiße Nächte

Party, Kultur und Festivals.

Heiße Berge

Naturgewalt aus Feuer und Eis.

Heiße Quellen

Für Warmduscher und Polarschwimmer.



DIE EISERNE KARAWANE

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts soll der abenteuerliche Bau einer 1600 Kilometer langen Bahnstrecke die Weltpolitik verändern:

Deutsche Ingenieure errichten für Sultan Abdülhamid II. einen Schienenweg von Anatolien nach Bagdad. Das Osmanische Reich will mit dem Projekt modern werden – und der deutsche Kaiser seinen Einfluss bis in den Orient ausweiten VON BERTRAM WEISS



In den außer-europäischen Teilen des Imperiums von Sultan Abdülhamid bestehen nur kurze und wenige Zugverbindungen. Die Bagdadbahn soll die zentrale Achse eines leistungsfähigen Netzes für den gesamten Staat bilden

Bauarbeiten am Viadukt über die Çakir-Schlucht im Taurusgebirge: Auf alten Handelspfaden dauert die Reise quer durch das Osmanische Reich gut zwei Monate. Die Bahn wird die Strecke in wenigen Tagen bewältigen



Dumpf hallen die Detonationen über den Bosphorus. 21 Salutschüsse feuern Kanoniere der beiden deutschen Kriegsschiffe ab, die sich in die Meerenge von Istanbul schieben. So kündigen sie die Ankunft des kaiserlichen Dampfschiffes „Hohenzollern“ an. Majestätisch schneidet die weiße Yacht durch die Wellen. Am Kai stehen osmanische Soldaten Spalier, türkische Militärkapellen schmettern die Kaiserhymne „Heil Dir im Siegerkranz“. Zu Hunderten warten an diesem 18. Oktober 1898 die Menschen auf den Ankommenden.

Die Ankunft wirkt wie der Triumphzug eines Kriegsherrn nach einer Schlacht. Doch an Bord der „Hohenzollern“ kommt an diesem Tag ein Gast in die osmanische Hauptstadt: Es ist Wilhelm II., der Deutsche Kaiser.

Zu Ehren des Monarchen lässt Sultan Abdülhamid II. wenig später vor seinem Palast eine gewaltige Parade abhalten.

Der militärische Pomp ist ein Signal an die ganze Welt, dass Deutsche und Osmanen Seit an Seit stehen. Bekräftigt wird diese Partnerschaft durch eine ehrgeizige Vision: die Bagdadbahn.

Eines Tages sollen Passagiere mit dem Zug nicht nur wie bisher von Berlin nach Istanbul reisen, sondern weiter durch Kleinasien und das Zweistromland bis fast an den Persischen Golf. Einige Hundert Kilometer Strecke östlich der osmanischen Hauptstadt haben deutsche Experten bereits fertiggestellt.

Doch die Bagdadbahn, von der der Sultan seit Jahren träumt, ist ein ungleich kühneres Projekt: Die 1600 Kilometer lange Trasse quer durch sein Reich muss zwei Gebirge, karge Landschaften und mehrere Flüsse überwinden, ehe sie die Metropole im Zweistromland erreichen könnte. Eine solche Verbindung würde das Land modernisieren und dem Sultan die Kontrolle der entlegenen Provinzen ermöglichen. Die Bagdadbahn ist ein Symbol für den Anbruch des Industriezeitalters im Osmanischen Reich.

Deutschen Investoren erscheint das Projekt politisch zu riskant, technisch zu aufwendig, wirtschaftlich zu abenteuerlich. Erst die Reise Wilhelms II. durch das Osmanische Reich – offiziell will er als Pilger Jerusalem im Heiligen Land besuchen, tatsächlich aber der Welt seine Freundschaft zur Hohen Pforte demonstrieren – ebnet den Weg für das technische Abenteuer.

DEUTSCHLAND ist bereits von einem dichten Bahnnetz durchzogen, Güterzüge transportieren die Erzeugnisse der

Riesenreiches in Betrieb. Die Verkehrs- und Transportwege haben sich dort seit dem Mittelalter kaum verändert. Die Menschen reisen auf Pferden, Kamelen und Maultieren, befördern Waren mit Karren und Fuhrwerken. Gut einen Monat sind Karawanen auf den jahrhundertealten Pfaden unterwegs, um von Istanbul nach Syrien zu gelangen, nach Bagdad benötigen sie gar zwei.

Vor allem fehlt es dem ehemals mächtigen Vielvölkerstaat an Geld; Schulden

EINE TRASSE DURCH SCHLUCHTEN UND



Der verschuldete Sultan Abdülhamid II. braucht einen Partner für sein Bahnprojekt

florierenden Fabriken. Nach streng organisierten Fahrplänen bringen Personenzüge Passagiere von einer Stadt in die andere. Innerhalb weniger Jahre ist das Deutsche Reich nach der Gründung 1871 zu einer der größten Handels- und Industrienationen aufgestiegen, es ist ein Gigant voller Optimismus und Tatkraft.

Ganz anders das osmanische Imperium: Zwar können Reisende von Paris im „Orientexpress“ direkt nach Istanbul fahren, aber dort ist Schluss. Nur wenige kurze, nicht miteinander verbundene Bahnlinien sind im asiatischen Teil des

und Korruption lähmen Verwaltung und Entwicklung. 1875 ist es gar zum Staatsbankrott gekommen, Zinsen konnten nicht mehr gezahlt, Kredite nicht mehr getilgt werden.

Projekte wie der Bau einer neuen Bahn sind deshalb nur mit der Unterstützung europäischer Geldgeber denkbar, die das technische Know-how sowie ausreichend Kapital haben – Staaten wie dem Deutschen Reich.

Für die meisten Deutschen ist der Orient nicht mehr als ein Ort der Fantasien und Märchen. Die Unternehmer des jungen, prosperierenden Staates aber suchen nun neue Märkte in der Ferne. Und Wilhelm II. will künftig eine wichtige Rolle auf der internationalen Bühne spielen: Er träumt von deutscher Weltpolitik.

Eine Partnerschaft zwischen Istanbul und Berlin erscheint ihm geradezu ideal, zum Nutzen beider Seiten.

Sultan die Konzession für einen Bahntrassenbau von Istanbul bis Ankara. Zwei Drittel der benötigten Baumaterialien importiert die „Anatolische-Eisenbahn-Gesellschaft“ aus Deutschland.

Kurz darauf verlegt die Firma Philipp Holzmann & Cie Gleise für eine weitere Strecke ins anatolische Hochland. 1896 nimmt die Bahn ihren Betrieb auf: Sie verbindet Istanbul mit dem fast 800 Kilometer entfernten Konya, inmitten einer Ebene, in der Büffelherden umherziehen. Rund 24 Stunden dauert es, um von der Kapitale in die wichtige Han-

Engagement der Deutschen. Russische Staatsmänner etwa fürchten, die Erschließung des osmanischen Territoriums mit modernen Verkehrsmitteln könnte dazu führen, dass sie ihren Einfluss im Kaukasus und am Schwarzen Meer verlören; in Paris und London sorgen sich Politiker wegen der wachsenden Macht des aufstrebenden Rivalen Deutschland in Kleinasien.

So schleppen sich die Verhandlungen zwischen dem Sultan und möglichen

WÜSTEN SOLL DIE TRÄUME ZWEIER HERRSCHER ERFÜLLEN



Die Route der geplanten Bahnstrecke (rot) von Konya über Aleppo nach Bagdad öffnet den Weg von Europa in die arabische Welt

Kaiser Wilhelm II. will die Stellung des Deutschen Reichs als Großmacht festigen

Seit 1882 helfen deutsche Offiziere, die türkische Armee zu modernisieren, lässt der Sultan Kanonen aus dem Ruhrgebiet, Gewehre aus Berlin und Württemberg sowie Torpedotechnik aus Holstein kommen. Insgesamt ist der Export in das Osmanische Reich dramatisch gestiegen, auch die Einfuhr türkischer Güter hat deutlich zugenommen.

Und 1888 erhält ein Konsortium unter Führung der Deutschen Bank vom

delsstadt zu gelangen. Zuvor brauchten Karawanen dafür mehrere Wochen.

Doch der Weg nach Bagdad ist um ein Vielfaches länger und schwieriger. Zwar drängt der Sultan die Deutschen dazu, den Bau der Bahnlinie zu finanzieren, sie zu bauen und anschließend zu betreiben. Die Deutsche Bank aber zögert. Zu gewaltig erscheint der finanzielle Aufwand, zu schwierig die technische Herausforderung – und zu groß die Gefahr, dass andere Weltmächte intervenieren.

Denn Diplomaten der europäischen Nationen beobachten misstrauisch das

Finanziers der Bagdadbahn dahin. Bis Wilhelm II. auf seiner Reise in den Orient 1898 persönlich dafür eintritt, dass Deutschland die Bahnlinie weiterführt.

Sechs Wochen lang bereist der Monarch im Herbst 1898 das Osmanische Reich. Nach seinem Treffen mit dem Sultan in Istanbul fährt er mit dem Schiff ins Heilige Land. Mit einer Karawane von 1300 Tieren, 100 Kutschen, 600 Treibern, zwölf Köchen und 60

Kellnern, begleitet von einem osmanischen Regiment, besucht der Kaiser Jerusalem und Damaskus.

Eigens gedruckte Postkarten sollen an die Reise erinnern. Sie zeigen den deutschen Reichsadler und den osmanischen Halbmond, gemeinsam umrankt von grünem Laub. Pathetisch verspricht Wilhelm II. in Damaskus gar den Muslimen in aller Welt, „dass zu allen Zeiten der deutsche Kaiser ihr Freund sein wird“. Eine Provokation jener europäi-

Doch um den Ärger anderer Regierungen in Europa schert sich der Kaiser kaum. Gemeinsam mit seiner Entourage hat er zu Beginn seiner Reise die ersten Kilometer der Bahntrasse hinter Istanbul besichtigt – und war begeistert.

Erfreut bietet Abdülhamid II. dem Kaiser das Geschäft an, „gewissermaßen als Gastgeschenk“, wie ein Beamter des Auswärtigen Amtes notiert. Und der deutsche Monarch befindet, die Bahn nach Bagdad müsse gebaut werden. Damit setzt er die zögerlichen Berliner Finanziere unter Zugzwang, denn blie-

Trasse von deutschen Bürgern besiedeln lassen könnten. Andere hoffen, dass die Bahn Deutschland den Weg noch weiter nach Osten öffnet – bis nach Indien.

Um solche hochfliegenden Pläne machen sich die Planer der Bagdadbahn wenig Gedanken. Erst einmal schicken sie Experten zu einer monatelangen Erkundungstour aus. Auf Maultieren und Kamelen reiten Ingenieure, Architekten, Offiziere, Kaufleute und Verwaltungsfachmänner von Konya über

DIE BERGE UND TÄLER DES ORIENTS STELLEN DIE DEUTSCHEN



Bautrup der Bagdadbahn nahe Karkemisch: Mit Schaufeln und Schubkarren schütten die Männer Hunderte Kilometer Bahndämme auf



Bahnarbeiter treiben einen Tunnel in das Amanusgenen Taurus zu durchqueren, müssen die Ingeni

schen Mächte, die in ihren Kolonien über zahlreiche Muslime gebieten, wie etwa Großbritannien in Indien und Frankreich in Nordafrika.

Ebenso mögen sich die Politiker an dem Datum der Reise stören: Genau 100 Jahre zuvor ist Napoleon Bonaparte mit seinem Heer in Ägypten eingezogen – und demonstrierte so den europäischen Konkurrenten wie den Herrschern im Nahen Osten seinen Machthunger.

ben sie bei ihrer Zurückhaltung, würden sie sich offen gegen den Kaiser stellen und so ihr gutes Verhältnis zum Hohenzollern-Haus schwer belasten.

„Die deutsche Welttat“, titeln Zeitungen oder: „Von Hamburg nach Basra!“ Die Bagdadbahn weckt Träume von der Glorie des Deutschen Reiches. „Berlin-Bagdad“ wird zur Parole für die Redner und Strategen in Behörden und Ministerien, Parteien und Vereinen, die eine aggressivere Außenpolitik fordern.

Manche Patrioten sinnieren gar darüber nach, wie sich die Ländereien längs der

Adana, Aleppo und Mosul bis nach Bagdad. Sie suchen den besten Streckenverlauf, schätzen die Sicherheitsrisiken ab, berechnen den technischen Aufwand, sammeln Daten über Handelsaufkommen und Bevölkerung entlang der Route. Dann legen sie ihren Bericht vor: Die Baukosten werden mindestens 400 Millionen Mark betragen.

Allein wollen die Finanziere der Deutschen Bank das Risiko für eine sol-

che Summe nicht eingehen. Sie suchen im In- und Ausland nach Investoren. Eine Beteiligung der Briten etwa wäre auch politisch nützlich, falls die Bagdadbahn zum Streitpunkt der Regierungen werden sollte. Doch die Verhandlungen mit Bankiers in London scheitern.

Schließlich wird im April 1903 die „Bagdadeisenbahn-Gesellschaft“ gegründet, beteiligt sind unter der Führung der Deutschen Bank vor allem deutsche Geldhäuser. Um das Risiko zu

erste Ziel von Konya aus, das Dorf Bulgurlu, erreicht der Bautrupps bereits nach 15 Monaten.

DOCH NUN ERHEBT SICH vor den Bahnbauern ein gewaltiges Hindernis – das Taurusgebirge: zerklüftet, waldreich, durchzogen von tiefen Schluchten und reißenden Flüssen. Bis zu 3750 Meter ragen die Gipfel empor.

Die Durchquerung erfordert 44 Tunnel sowie mehrere Brücken und ist der teuerste und aufwendigste Abschnitt der Strecke. Mehrere Jahre braucht die

neuen Bahnhof – den Startpunkt für die Züge nach Bagdad. Arbeiter rammen 11 000 hölzerne Pfähle in den Boden, um das Gebäude aus rötlichem Sandstein zu stützen. Prächtig wie ein Schloss erhebt es sich, runde Türme und dreieckige Giebel zieren die Fassade, eiserne Ornamente, glänzendes Messing und edles Tropenholz dekorieren das Innere.

Erst im Frühjahr 1910 hat sich die Lage so weit beruhigt, dass die Bauarbeiten im Taurus beginnen können.

BAHNINGENIEURE VOR NIE DAGEWESENE HERAUSFORDERUNGEN



gebirge. Um die Berge des nordwestlich gelegene 44 Unterführungen in die Felsen sprengen

Immer wieder führt die Strecke tief durch wegloses Gelände; oft müssen Arbeiter erst provisorische Feldbahnen bauen, um Baumaterial und Abraum zu transportieren

begrenzen, wird die Strecke nach Bagdad in Abschnitte von jeweils etwa 200 Kilometer Länge eingeteilt. Für jeden Teil muss die Finanzierung vor Baubeginn aufs Neue organisiert werden.

Für die erste Etappe geben die beteiligten Banken eine Anleihe über 44 Millionen Mark aus, zur Absicherung der vierprozentigen Verzinsung und der Tilgung bietet die osmanische Regierung Einnahmen aus Provinzsteuern an. Das

Gesellschaft, um das Geld zu beschaffen. Dann aber behindern politische Unruhen die Bauplanungen.

Die Jungtürken, junge Offiziere, Beamte und Lehrer, die eine Demokratisierung und Modernisierung des Reiches nach westlichem Vorbild fordern, erheben sich im Juli 1908 gegen den Sultan, stürzen Abdülhamid II. im Jahr darauf und ernennen dessen willfährigen Bruder Mehmed V. zum neuen Sultan.

Immerhin errichten deutsche Ingenieure während der Zeit des Stillstands auf der asiatischen Seite Istanbuls einen

Seit der Antike überwinden die Menschen das Gebirge über einen Pass, die „Kilikische Pforte“. Alexander der Große führte seine Heerschar einst auf diesem Weg nach Osten, auch die Kreuzritter zogen dort entlang. Doch für eine Bahn ist der Pass zu schmal und zu kurvenreich, die Route dorthin zu steil.

Und so müssen die Eisenbahner einen anderen Weg über die schroffen

Kämme finden. Niemals zuvor haben sich deutsche Ingenieure einer solchen Herausforderung gestellt, vergleichbar nur mit den Trassen über die Rocky Mountains auf dem amerikanischen Kontinent.

Ist der Untergrund stabil genug für das Gleis? Wo könnten Steinschläge drohen, wo müssen Felsen gesprengt, Tunnel gestochen und Brücken geschlagen werden? Und wie gelangt der Versorgungstrass an die jeweilige Baustelle?

Selbst die Pfade für Arbeiter und Lasttiere müssen die Ingenieure häufig mit Schwarzpulver in das harte Kalkgestein sprengen. Lange Karawanen von Maultieren, Eseln und Lastenträgern schleppen Baumaterial, Werkzeuge, Lebensmittel und Wasser zu den Bahnbauern. Mitunter tragen die Tiere auch Post und Zeitungen aus Deutschland hinauf.

Auf einer Hochebene mitten im Gebirge entsteht eine kleine Stadt – samt Kirche, Krankenhaus und Kraftwerk. In Steinhäusern leben die Bauleiter, Techniker, Buchhalter und Ingenieure aus

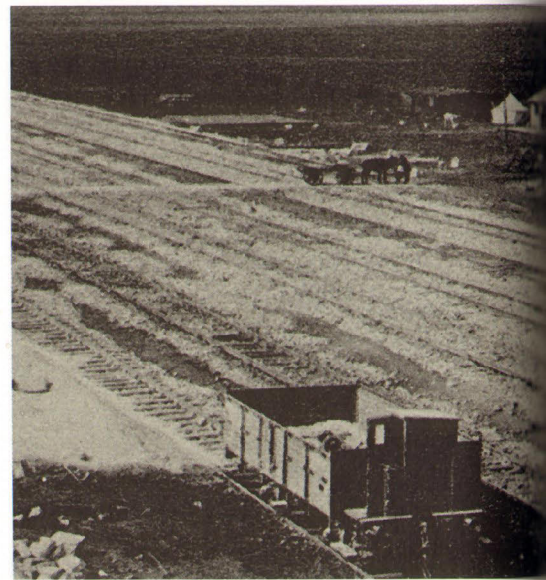
Insgesamt werden – neben Tausenden Kilometern Schienen – für das osmanische Bahnnetz in Asien mehr als 200 Lokomotiven sowie rund 3500 Personen- und Güterwagen in deutschen Fabriken gefertigt und verschifft. Ein lukratives Geschäft für Eisenbahn-Produzenten wie Hanomag und Henschel, Borsig und Maffei.

Der Bahnbau in den Bergen ist lebensgefährlich. Immer wieder kommen Arbeiter bei Explosionen um, stürzen in

ARGWÖHNISCH BEOBACHTEN GROSSBRITANNIEN, RUSSLAND



Für den Bau der Anatolischen Eisenbahn, die Istanbul mit Konya verbindet, konstruieren deutsche Ingenieure eine Gleislegemaschine (oben)



Mitten im Ödland errichten die Ingenieure Camps, müssen die Gleise fern der Küste verlaufen, damit

Wochen vergehen, ehe Experten auch nur die wichtigsten Fragen beantworten und anschließend einen Plan für die genaue Streckenführung ausarbeiten können.

TAURUSGEBIRGE, SOMMER 1911: Immer wieder donnern Explosionen in den Tälern. Die Bahningenieure brechen Tunnel durch den Fels – der längste wird mehr als zwei Kilometer messen.

Deutschland mit ihren Familien. Das Bahn-Konsortium bietet ihnen Lohn, Unterkunft und ärztliche Versorgung. Sogar ein Bordell für die Arbeiter genehmigen die Bauleiter – allerdings etwas abseits der Stadt.

In Lagerhäusern stapelt sich das Baumaterial für die Bahn: Schwellen und Schienen, Stahlschrauben, Bolzen, Nieten und Werkzeuge.

Fast alle Rohstoffe und Fertigprodukte lassen die Ingenieure aus Deutschland heranschaffen. Nur Holz und Zement stammen aus der Region.

die Tiefe oder werden bei Bohrungen in den Tunneln verschüttet. Zudem fordern Krankheiten wie die Cholera viele Tote. Stirbt ein Deutscher, so erhält seine Familie vom Bahn-Konsortium 15 000 Mark, den anderthalbfachen Jahresverdienst eines Ingenieurs in Deutschland. Die einheimischen Arbeiter sind dagegen bei türkischen Unternehmern angestellt und müssen mit weit schlechteren Bedingungen auskommen.

der mit großer Hitze oder muss ansteckende Fieberkrankheiten fürchten.

Während die Arbeiten im Taurus nur langsam voranschreiten, mühen sich hinter dem Felsmassiv mehrere Bautrupps gleichzeitig an der weiteren Streckenführung nach Osten. Eine der Bauabteilungen verlegt eine Trasse jenseits des Gebirges, die die Hauptstrecke mit dem Mittelmeerhafen Alexandrette (heute Iskenderun) verbindet und so den Transport des Materials aus Deutschland an die Bahnstrecke ermöglicht.

Rund 200 000 Frauen und Männer leben in Aleppo am Fuße eines Burgberges, auf dem einst muslimische Krieger die Kreuzritter abwehrten. Im Schatten des überdachten und verwinkelten Souks trinken arabische, griechische und armenische Kaufleute Mokka, spielen Backgammon oder rauchen Wasserpfeifen.

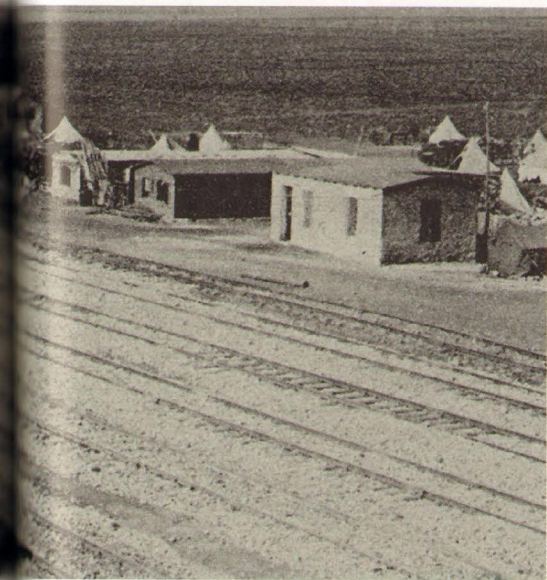
Hier trifft die Trasse der Bagdadbahn auf eine andere Linie, die nach Süden führt und sie mit einem Bahnprojekt

transportiert werden – aber eben auch Soldaten und Waffen.

Diese Aussicht beunruhigt britische Politiker und Militärs. Denn die Osmanen könnten die Hedschasbahn womöglich für einen Angriff auf Ägypten und den Suezkanal nutzen: also auf die Lebensader des Empire und die wichtigste Verbindung zwischen Großbritannien und der Kronkolonie Indien.

Vor allem aber die Bagdadbahn setzt die Briten unter Druck, denn würde sie

UND FRANKREICH DIE DEUTSCH-OSMANISCHE ZUSAMMENARBEIT



für ihre Bautrupps. Auf Anweisung des Sultans feindliche Kriegsschiffe sie nicht zerstören können



Arbeiten an der Hedschasbahn von Damaskus nach Medina: Die Briten befürchten, dass die Bahnstrecke osmanische Truppen bis an den Sinai führen soll

Andere Ingenieure organisieren von der syrischen Handelsmetropole Aleppo aus die weitere Arbeit an der Haupttrasse. Doch Syrien ist den deutschen Eisenbahn-Spezialisten noch fremder als Kleinasien. Von Einheimischen „als Christenhund“ beäugt zu werden, machte „auf einen Neuling einen fast beängstigenden Eindruck“, erinnert sich ein deutscher Ingenieur später. Wie viele seiner Landsleute kämpft er immer wie-

verbindet, das ebenfalls unter der Leitung deutscher Ingenieure fertiggestellt wurde: der Hedschasbahn, benannt nach jener Provinz, in der die Heiligen Stätten des Islams liegen. Sie ist zum größten Teil von den Spenden Abertausender muslimischer Gläubiger finanziert worden. Denn ihre Gleise reichen von Damaskus bis nach Medina.

Somit könnten Wallfahrer (sobald die Passage durch den Taurus und durch das südöstlich liegende Amanusgebirge erst einmal fertiggestellt ist) von Istanbul bis auf die Arabische Halbinsel

eines Tages tatsächlich den Persischen Golf erreichen, wäre sie der günstigste und schnellste Verkehrsweg nach Indien – und unter deutscher Kontrolle.

Argwöhnisch beobachtet der britische Geheimdienst daher die Arbeit der deutschen Ingenieure, etwa am Ufer des gewaltigen Euphrat, der westlichen Grenze des Zweistromlandes.

In unmittelbarer Nähe zu den im Boden versunkenen Ruinen der Stadt

Karkemisch, über die einst Könige der Hethiter herrschten, schlagen die Deutschen eine Brücke über den Fluss. Zunächst bauen sie einen provisorischen Übergang aus Holz, den aber bald schon eine 812 Meter lange Stahlkonstruktion ersetzen soll. Ein Meisterwerk der Ingenieurskunst, montiert aus zehn mächtigen Bögen, deren Teile in Dortmund vorgefertigt werden.

In Europa kursieren indes Propaganda-Fotografien, die dem unwissenden

auf einem Flussdampfer nach Bagdad gebracht worden. In Wahrheit klaffen noch große Lücken in der Bahntrasse.

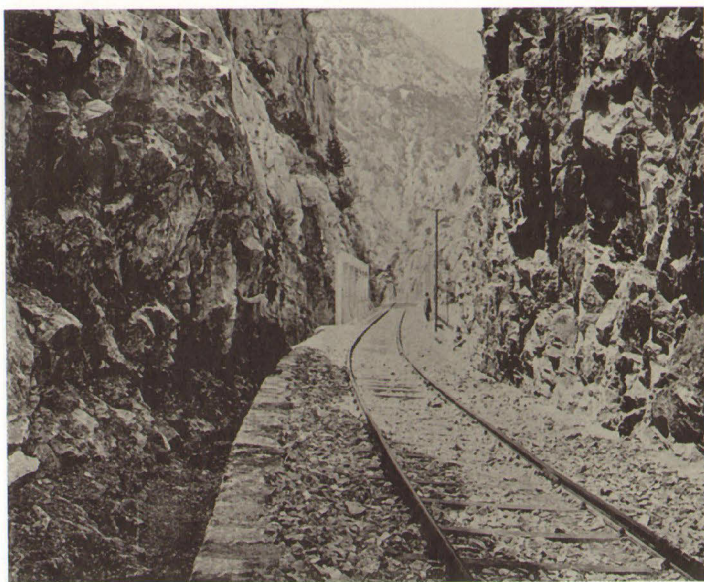
1911 und 1912 behindert ein Krieg zwischen dem Osmanischen Reich und Italien um Gebiete des heutigen Libyen die Bauarbeiten. Hunderte geschulte Maurer und Tunnelarbeiter italienischer Herkunft werden ausgewiesen. Kosten für Güter und Fracht steigen rasant an. Dann bricht der Balkankrieg aus, und Karren und Lasttiere werden von der Armee requiriert. Auch der Nachschub an Material aus Deutschland

schwinden mit der Beute in der Weite der mesopotamischen Wüste.

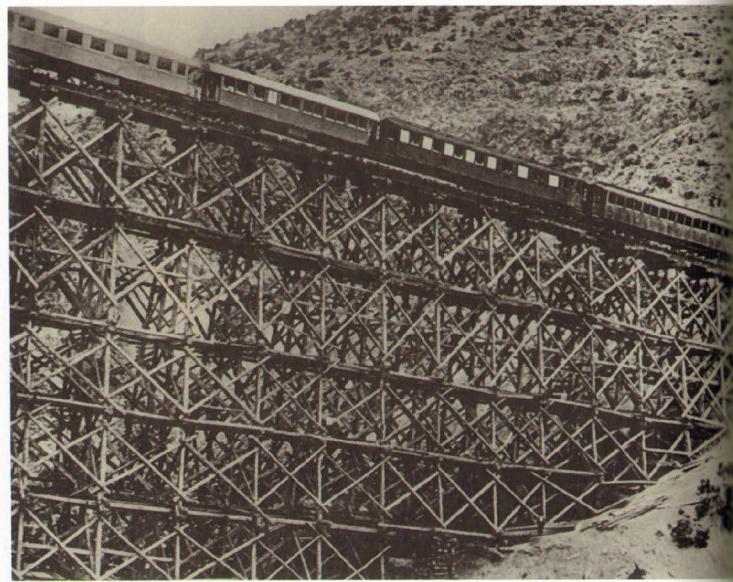
Auch vom Endpunkt Bagdad aus wird inzwischen rückwärts an der Strecke gearbeitet, aber Mangel an geeignetem Personal und Probleme mit dem Transport des Materials auf dem Tigris verzögern hier den Bau ebenfalls.

Zwischen den Abschnitten liegt eine gleißende Wüste, Steine und Sand formen hier die lebensfeindliche Landschaft. An manchen Stellen erstrecken

UNRUHEN UND KRIEGE BREMSEN DEN BAUFORTSCHRITT



Große Teile der Bahn sind fertiggestellt – doch als der Weltkrieg ausbricht, fehlen den Bauherren die Arbeiter



Hilfskonstruktion in der Çakıt-Schlucht: Erst 1918 können Züge die gesamte Strecke durch das Taurusgebirge befahren

Betrachter vorgeben, die mehr als 1600 Kilometer lange Strecke von Konya nach Bagdad sei bereits vollendet. Arbeiter mit Turbanen posieren vor einer Zugmaschine mit der Aufschrift: „Die erste Lokomotive in Bagdad 1912“.

Doch dorthin ist nur die Zugmaschine gelangt, zerlegt in Einzelteile, per Schiff über das Mittelmeer, durch den Suezkanal und rund um die Arabische Halbinsel. Vom Persischen Golf aus ist sie

kommt nur unregelmäßig an den Baustellen an, weil Schiffe und Züge dem Truppentransport dienen.

Außerdem führt die Trasse östlich des Euphrat durch die Ausläufer des kurdischen Berglandes, in dem die Autorität des Sultans schwindet und die Herrschaft der einheimischen Stammesfürsten beginnt.

Immer wieder wagen sich auch Beduinen an die Strecke, rauben Baumaterial und Lasttiere oder zerstören Telegraphenmasten. Einmal plündern Räuber gar ein Arbeiterlager und ver-

sich schwarz schimmernde Seen und Bäche, schwefelige Dämpfe ziehen über das zähflüssige Pech. Es dringt aus der Tiefe der Erde – und weist darauf hin, dass hier ein gewaltiger Schatz im Untergrund lagert: Erdöl.

Erst seit wenigen Jahren sind sich Forscher und Unternehmer bewusst, wie wertvoll dieser Rohstoff ist. Die meisten Dampfmaschinen, Schiffe und Bahnen werden zwar noch mit der Ener-

Die GEO-Kindertitel: garantiert für jede Größe was dabei.

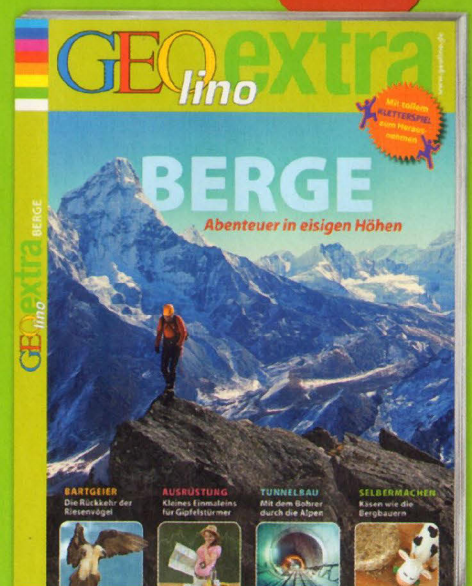
AB 5
JAHREN



AB 8
JAHREN



AB 8
JAHREN



GEOmini

Das Heft für neugierige Erstleser.

Jungen und Mädchen ab fünf Jahren finden in GEOmini jeden Monat altersgerechte Beiträge zu verschiedensten Themen. Dazu gibt es jede Menge Rätsel, Spielanleitungen und tolle Basteltipps.

GEOlino

Deutschlands größte Kinderzeitschrift.

GEOlino wendet sich an junge Entdecker ab acht Jahren. Ob Tiere, Natur oder Technik: In herausragenden Bildern und Texten bietet das Heft Monat für Monat Geschichten aus der ganzen Welt.

GEOlino extra

Das Themenheft für alle zwischen 8 und 14 Jahren.

GEOlino extra lässt keine Fragen offen: Sechsmal im Jahr widmen sich die Hefte auf 100 Seiten jeweils einem spannenden Thema in aller Breite und Tiefe. Auch mit DVD erhältlich.

GEOmini, GEOlino oder GEOlino extra jetzt bestellen?
Unter www.geo.de/shop oder unter 01805/861 80 03*

*0,14 €/Min. aus dem dt. Festnetz, max. 0,42 €/Min. aus den dt. Mobilfunknetzen.

gie von Kohle angetrieben. Die Briten aber stellen ihre Kriegsflotte bereits auf die ungleich leistungsfähigeren Heizöl-Motoren um, und weltweit steigt der Erdölverbrauch sprunghaft an.

Deshalb eifern die europäischen Nationen danach, das mesopotamische Erdöl für sich zu gewinnen. Eine gute Ausgangsposition hat sich Deutschland gesichert: Mit der Konzession für die Bagdadbahn haben die deutschen Finanziers auch das Recht erworben, alle

schließung der Ölfelder nicht zustande bringen, und so tritt sie ausgerechnet in Verhandlungen mit den kapitalstarken Briten ein. Die übernehmen den Großteil der Finanzierung, als die Deutschen im Gegenzug darauf verzichten, ihre Bahnlinie bis unmittelbar an den Persischen Golf weiterzuführen.

Doch bevor sich Briten und Deutsche gemeinsam an die Ausbeutung des mesopotamischen Öls machen können, verändert sich alles: 1914 entfesseln die Staatenlenker Europas den Ersten Weltkrieg.

sind die Türken auf ihre Bahnlinien angewiesen.

Hastig versuchen Bautrupps deshalb, die verbliebenen Lücken in der Trasse zu schließen, obwohl die Zahl der Arbeiter an den Baustellen im Taurus- und im Amanusgebirge bei Ausbruch des Krieges binnen weniger Wochen von fast 12 000 auf 1650 fällt. Auch Kriegsgefangene und Flüchtlinge helfen nun beim Verlegen der Gleise. Den deutschen Ingenieuren gelingt es sogar noch, die mächtige Brücke über den Euphrat fertigzustellen. Und im Oktober 1918 kann tatsächlich die erste Bahn ohne Unterbrechung den Taurus durchqueren – unmittelbar vor dem Waffenstillstand.

Doch mit dem Kriegsende erlischt die Vision von der lückenlosen Zugverbindung zwischen Deutschland und dem Orient; etwa 300 Kilometer Strecke der Bagdadbahn bleiben unvollendet.

Nach dem Ersten Weltkrieg zerschlagen die Siegermächte das Osmanische Reich. Nun führt der westliche Teil der Trasse über türkisches Territorium, den östlichen Abschnitt aber teilen sich zunächst Frankreich und Großbritannien, nach dem Abzug der Besatzer dann die neu gegründeten Staaten Syrien und Irak. Die deutschen Finanziers verlieren – zum Teil ohne Entschädigung – alle Ansprüche an dem Projekt.

Erst 18 Jahre später nehmen Ingenieure die Bauarbeiten an der Bahntrasse wieder auf. Am 17. Juli 1940, inzwischen tobt ein neuer Krieg in Europa, macht sich schließlich der erste Zug von Bagdad aus auf die Reise nach Westen – und erreicht nach vier Tagen Istanbul. 37 Jahre nach dem ersten Spatenstich für die Trasse von der anatolischen Hochebene nach Mesopotamien, ohne Spektakel, ohne Aufsehen.

Die „Frankfurter Zeitung“ vermeldet: „Mitten in die kriegerischen Umwälzungen Europas hinein kommt aus Vorderasien eine Nachricht, die heute fast wie eine Kunde aus vergangener Zeit anmutet: Die Bagdadbahn ist fertig.“ □

Bei der Recherche verblüffte den Hamburger Journalisten **Bertram Weiß**, 29, wie eng die Entwicklung Deutschlands mit der Geschichte des Osmanischen Reiches verwoben war.

ANKUNFT UNTER NEUEN VORZEICHEN



Eine Broschüre bewirbt 1926 die noch immer unvollendete Bahn. Erst 1940 fahren Züge bis nach Bagdad – nun die Hauptstadt des 1921 gegründeten Königreichs Irak

Bodenschätze im Abstand von 20 Kilometern links und rechts der Trasse zu heben. Doch allein kann die Deutsche Bank zusätzlich zur Bagdadbahn eine so gewaltige Investition wie die der Er-

Die Osmanen treten auf der Seite der Deutschen und Österreicher in den Krieg ein. Sie kämpfen an mehreren weit voneinander entfernten Fronten: gegen die Russen am Kaukasus, gegen die Briten in Ägypten, Irak und Palästina.

Zu Fuß brauchen Einheiten Wochen, um die russische Grenze zu erreichen. Da die gegnerischen Flotten die Küsten am Mittelmeer und am Schwarzen Meer dominieren, benötigen die Militärs für schnelle Truppenverschiebungen dringend die Eisenbahn. Auch beim Transport von Munition, Waffen und Kohle

Literaturempfehlungen: Peter Heigl, „Schotter für die Wüste“, Selbstverlag: bebilderte Baugeschichte aus Sicht der Ingenieure. Sean McMeekin, „The Berlin-Baghdad Express“, Penguin: ausgezeichnete recherchierte Studie, die auch einen neuen Blick auf den Ersten Weltkrieg eröffnet.

Jetzt im Handel

Hochgenuss!

Das Themenheft ab 8 Jahren. In dieser Ausgabe: tierische Rekorde, raghalsige Abenteuer und tolle Tipps zum Gipfelstürmen.

AUCH MIT
DVD
ERHÄLTlich



GEOlino. Wissen macht Spaß



Sie können dieses Heft auch direkt bestellen unter Tel. 01805/861 80 03*

* 0,14 €/Min. aus dem dt. Festnetz, max. 0,42 €/Min. aus den dt. Mobilfunknetzen.

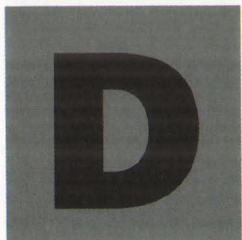
EIN VERLEUGNETES VERBRECHEN

Im November 1914 tritt das krisengeschwächte Osmanische Reich in den Ersten Weltkrieg ein. Als sich ein halbes Jahr später eine kleine Gruppe von Armeniern gegen die türkische Herrschaft erhebt, antwortet die Regierung mit beispielloser Gewalt: Ihre Schergen treiben die Angehörigen der christlichen Minderheit in Todesmärschen Richtung Süden. Dabei sterben mehr als eine Million Menschen – ein Völkermord, den die Türkei bis heute leugnet

VON FRANK OTTO UND TOBIAS VÖLKER



Schon um die Jahrhundertwende verüben Türken gemeinsam mit Kurden Massaker an den Armeniern und töten Zehntausende Menschen. Dieses Foto von 1899 zeigt eine armenische Witwe mit ihren Kindern auf der Flucht aus ihrem Heimatdorf



Der Genozid an den Armeniern ist der erste millionenfache Mord des 20. Jahrhunderts. Ein Verbrechen von ungeheuerlichen Dimensionen – befohlen von der Regierung des Osmanischen Reiches. Es beginnt mehr als 1000 Kilometer von den Hauptsiedlungsgebieten der Armenier entfernt: in Istanbul.

In der Nacht des 24. April 1915 verhaften Polizisten mehr als 200 Angehörige der armenischen Hauptstadt-Elite – Abgeordnete, Journalisten, Lehrer, Ärzte, Apotheker, Kaufleute und Bankiers. Das Osmanische Reich ist ein halbes Jahr zuvor in den Ersten Weltkrieg eingetreten; angeblich kollaborieren die Festgenommenen mit dem Feind. Auch in vielen Provinzstädten werden armenische Notabeln ins Gefängnis geworfen, gefoltert und zur Abschreckung öffentlich hingerichtet. Doch das ist nur der Prolog der eigentlichen Mordaktion.

Des Versuchs, ein ganzes Volk auszulöschen.

Bis ins späte 19. Jahrhundert hinein haben Armenier vielerorts eine gehobene Stellung im Osmanischen Reich errungen. Zwar bleiben den Angehörigen dieses christlichen Volkes – wie allen Nichtmuslimen – über Jahrhunderte Karrieren im Staatsdienst verschlossen. Doch bringen es zahlreiche Armenier zu beachtlichem Wohlstand. Sowohl im Hochland Ostanatoliens als auch in der Kapitale Istanbul kontrollieren sie wichtige Teile der Ökonomie: die Seidenindustrie und Textilproduktion, die moderne Landwirtschaft, die Schiffbau- und Tabakindustrie.

Sie etablieren daneben auch das moderne Theater und die Oper im Reich und verfassen die ersten osmanischen Romane. Neun Zeitungen erscheinen in Istanbul auf Armenisch, nur 13 auf Türkisch. (Die Metropole zählt 1914 mehr

als 900 000 Einwohner, von denen etwa zehn Prozent Armenier sind.) Und seit dem Reformdekret von 1856, das allen osmanischen Bürgern unabhängig von der Religion Zugang zu hohen Staatsämtern ermöglicht, finden sich auch dort immer mehr Armenier.

Doch im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts beginnt sich das Verhältnis zwischen Armeniern und osmanischer Staatsführung entscheidend zu verschlechtern.

Denn als Sultan Abdülhamid II. 1877 Krieg gegen Russland führt, bitten die armenischen Führer den Zaren darum, ihre Gebiete in Anatolien dauerhaft zu besetzen oder ihnen eine autonome Verwaltung zu verschaffen, doch ohne Erfolg. Im Friedensvertrag nach der katastrophalen Niederlage allerdings muss die Hohe Pforte, die osmanische Regierung, im folgenden Jahr zugestehen, die christliche Minderheit besonders zu schützen und Reformen zu ihren Gunsten ins Leben zu rufen – die von Europäern überwacht werden sollen.

Eine schwere Demütigung des Sultans, dessen Vielvölkerreich immer schneller zerfällt: Bereits 1875 hat der Großwesir als Regierungschef den Staatsbankrott erklärt, die Verwaltung der öffentlichen Schulden wird daraufhin unter europäische Aufsicht gestellt. Im folgenden Jahr erheben sich Serben, Montenegriner und Bulgaren gegen die türkische Herrschaft. Und mit dem Berliner Vertrag verlieren die Osmanen 1878 weite Teile ihrer Besitzungen auf dem Balkan.

Abdülhamid II., seit 1876 auf dem Thron, sieht in den Aufständen seiner christlichen Untertanen und dem Eingreifen der Europäer eine Verschwörung gegen sein Reich und den Islam. Als dann armenische Revolutionäre, die für einen eigenen Staat kämpfen, Terroranschläge gegen osmanische Beamte verüben und Freischärler-Truppen aufstellen, schlägt der Sultan hart zu.

Kurdische Reitermilizen unterdrücken 1894 brutal die Aufstände, zerstören Dörfer der Rebellen und ermorden zahlreiche Zivilisten. In Anatolien sowie in der Hauptstadt verüben Mus-



TALAT BEY

Der Innenminister befiehlt die Deportationen der Armenier. 1921 nimmt ein Widerstandskämpfer Rache und erschießt ihn

lime in den folgenden Jahren Massaker an den Armeniern – möglicherweise auf direkten Befehl des Monarchen, wie manche Historiker vermuten. Mindestens 80 000 Menschen sterben.

Nach wenigen Jahren einer gespannten Ruhe verschärft sich die Konfrontation zwischen Minderheit und Staatsleitung dramatisch, als sich 1913 die Führer des „Komitees für Einheit und Fortschritt“ (KEF), Enver Pascha, Cemal Pascha und Talat Bey, an die Regierung putschen.

Das Komitee ist ein besonders nationalistischer Teil der jungtürkischen Bewegung, die 1909 Abdülhamid II. vom Thron gestoßen und durch dessen altersschwachen Bruder Mehmed V. ersetzt hat (siehe Seite 148); seitdem ist der Sultan nur mehr Repräsentationsfigur. Die neuen Machthaber, ein Triumvirat aus zwei hohen Offizieren und einem ehemaligen Telegraphenbeamten, herrschen fortan mit diktatorischer Gewalt.

Sie wollen das zerbrechende osmanische Imperium um jeden Preis erhalten; alles Streben nach Autonomie ist für sie Verrat. Sie glauben an die Überlegenheit



ENVER PASCHA

Als osmanischer Kriegsminister ist Enver Pascha einer der Hauptverantwortlichen des Völkermords an den Armeniern



CEMAL PASCHA

Der dritte Mann in der Staatsführung stirbt sechs Jahre nach dem Ende der Massaker bei einem Attentat

der türkischen Nation gegenüber anderen Völkern. Und sie wollen einen Staat schaffen, der rein türkisch-muslimisch ist – auch mit Gewalt.

Diese Ideologie wird umso kompromissloser propagiert, als im Vorjahr das Reich abermals eine schmachvolle Niederlage erlitten und (bis auf kleine Reste) sämtliche Territorien auf dem Balkan verloren hat. Nach mehr als 500 Jahren ist damit die Herrschaft der Osmanen auf der Halbinsel beendet. Hunderttausende muslimische Flüchtlinge drängen nun nach Anatolien und besonders in die armenischen Gebiete. Glaubensbrüder, für die neue Existenzgrundlagen geschaffen werden müssen – durch Enteignung und Vertreibung der Christen.

Der Eintritt des Osmanischen Reiches in den Ersten Weltkrieg an der Seite Deutschlands und Österreich-Ungarns im November 1914 radikalisiert die türkischen Nationalisten noch weiter: Der Gouverneur der Provinz Diyarbakır, ein Mediziner, nennt die Armenier eine Menge „schädlicher Mikroben, die den Körper des Vaterlandes befallen“ hät-

ten. Und fragt, ob es nicht die Pflicht eines Arztes sei, die Mikroben zu töten.

Diplomatische Rücksichten auf das westliche Ausland muss die Regierung im Krieg nicht mehr nehmen. Zudem liefert ihr das Geschehen an der Kaukasusfront einen Vorwand zum Schlag gegen die Armenier. Dort greift im tiefen Winter eine Armee unter Kriegsminister Enver die Russen an. Die Offensive wird zum Fiasko: Mehr als drei Viertel der türkischen Soldaten kommen in der Kälte um.

Als sich in Erwartung des russischen Vorstoßes Anfang April 1915 in der Stadt Van die Armenier gegen die osmanische Herrschaft erheben, die dort stationierte Garnison vertreiben und die örtliche Festung sowie öffentliche Gebäude zerstören, bricht in Istanbul Panik aus. Die Regierungspropaganda macht aus dem begrenzten Aufstand einen allgemeinen Aufruhr, einen Hochverrat, der die Vernichtung des Reiches beabsichtige.

In dieser Situation wird aus dem Vorhaben zur Herstellung einer einheitlichen türkischen Bevölkerung der konkrete Plan zum Genozid, wird aus

vereinzelt Massakern, die irreguläre Einheiten bereits seit Kriegsbeginn an Armeniern verüben, der organisierte Völkermord: In den Tagen zwischen dem Zusammenbruch der Kaukasusfront und der Landung der Westalliierten an den Dardanellen nahe der Hauptstadt am 25. April 1915 fällt vermutlich im Zentralkomitee des KEF der Entschluss, das Armenierproblem „auf eine umfassende und vollständige Weise zu beseitigen“, wie es später in einem Memorandum des Innenministeriums heißt.

Der erste Akt des Staatsverbrechens ist die Festnahme der armenischen Eliten. Der Verhaftungswelle schließt sich unmittelbar die Order zur Ausweisung an. Innenminister Talat befiehlt den Provinzgouverneuren, die gesamte armenische Bevölkerung in die zum Osmanischen Reich gehörenden Wüsten Syriens und Mesopotamiens zu deportieren.

Gleichzeitig legen Sonderbeauftragte des KEF-Zentralkomitees den Statthaltern mündlich und unter strengster Geheimhaltung den eigentlichen Plan dar: Alle armenischen Männer und älteren Jungen sollen zusammengetrieben und ermordet, die Frauen und Kinder verschleppt werden. Auch ihr Tod – durch Krankheit, Hunger, Kälte – ist einkalkuliert.

Offizielle Dokumente künden nicht von den Instruktionen zum Massenmord, die Talat und andere Regierungsmitglieder erlassen. Zu ungeheuerlich sind wohl solche Schandtaten, als dass jemand mit seiner Unterschrift Verantwortung dafür übernehmen würde.

Dennoch existieren einige amtliche Zeugnisse, die die Beteiligung zahlreicher staatlicher Stellen an politischen Maßnahmen gegen die Armenier belegen. Und es gibt zahllose Berichte von Augenzeugen: von Deutschen, die etwa als Diplomaten oder Krankenschwestern im verbündeten Osmanischen Reich tätig waren; von amerikanischen Konsuln; und von Armeniern, die den Genozid überlebten.

Sie zeichnen ein deutliches Bild von dem, was sich seit April 1915 zunächst



Die 1915 beginnenden Vertreibungen – wie hier im ostanatolischen Harput – verlaufen stets ähnlich: Bewaffnete eskortieren die Armenier aus ihren Wohnorten, während Spezialeinheiten bereits erste Massaker anrichten. Die menschenleeren Städte und Dörfer werden dann systematisch ausgeplündert

in Anatolien, dann auch an Euphrat und Tigris abspielt.

■
Unsere Vorbehalte gegen die Armenier beruhen auf drei unterschiedlichen Gründen. Zum Ersten haben sie sich auf Kosten der Türken bereichert. Zweitens sind sie entschlossen, uns zu bevormunden und einen eigenen Staat zu gründen. Drittens haben sie offen unsere Feinde unterstützt. Sie haben den Russen im Kaukasus geholfen; unsere Niederlage dort lässt sich weitgehend durch ihre Taten erklären. Wir sind daher zu der unwiderruflichen Entscheidung gekommen, dass wir ihnen ihre Macht nehmen werden, bevor der Krieg beendet ist. Wir werden keine Arme-

nier mehr irgendwo in Anatolien dulden. Sie können in der Wüste leben, aber sonst nirgendwo.

Innenminister Talat im Gespräch mit US-Botschafter Henry Morgenthau sen., Anfang August 1915

Ein Muslim, der einen Armenier beschützt, soll vor seinem Haus exekutiert und sein Heim niedergebrannt werden. Wenn er ein Beamter ist, wird er entlassen und kommt vors Kriegsgericht; Angehörige des Militärs, die es für richtig halten, so jemanden zu schützen, werden wegen Befehlsverweigerung vors Kriegsgericht gestellt und abgeurteilt.

General Mahmud Kamil Pascha, Kommandeur der 3. Armee

Als sie kamen und uns zu gehen befahlen, überraschte uns das. Drei Tage vorher hatten wir noch nachgesehen, ob die Trauben reif genug waren, um gegessen zu werden. Da war alles noch so friedlich. Nur drei Tage später verkündete der städtische Ausruf, dass wir den Ort verlassen müssten und dass sie uns Karren bereitstellen würden, um uns wegzutransportieren. In diesen drei Tagen mussten wir uns bereit machen und verkaufen, was wir konnten.

Ein Überlebender

Die Menschen bereiteten sich darauf vor, ihre Heimat zu verlassen und ihre Häuser, Grundstücke und Besitztümer aufzugeben. Sie versuchten, ihre Möbel und



Die westanatolischen Armenier werden in Zügen der Bagdadbahn verschleppt. Greise sind unter den Deportierten und junge Mütter mit ihren Babys. Zusammengepfercht fahren sie in Viehwaggons Richtung Süden – danach müssen sie durch die Wüste marschieren

bewegliche Habe, Lebensmittel und Kleidung zu verkaufen, da sie nur sehr wenig mitnehmen konnten. Sie gaben ihre Sachen für jeden Preis weg, den sie bekommen konnten. Die Straßen waren voller türkischer Frauen und Männer auf der Jagd nach Gelegenheiten, die Nähmaschinen, Möbel, Teppiche und andere wertvolle Dinge für fast nichts erwarben. Nähmaschinen, die 25 Dollar gekostet hatten, wurden für 50 Cent verkauft. Wertvolle Teppiche wurden für weniger als einen Dollar verscherbelt. Die Szene erinnerte mich an Geier, die sich auf ihre Beute stürzen.

Leslie Davis, US-Konsul in Harput, Ostanatolien

Die Provinz Erzurum im Nordosten Anatoliens hat einen besonders hohen armenischen Bevölkerungsanteil und ist im Mai 1915 wegen ihrer Lage direkt an der russischen Grenze eine der ersten Gegenden, aus denen die Menschen deportiert werden (siehe Karte Seite 158).

Was dort geschieht, wiederholt sich später immer wieder in ähnlicher Weise: Ein Komitee, bestehend aus dem lokalen Polizeichef, einem hohen Beamten der Provinzverwaltung, einem Vertreter des KEF sowie anderen Männern, fertigt diese auf, sich für die bevorstehende „Umsiedlung“ bereitzuhalten, während gleichzeitig Spezialeinheiten im Umland Massaker verüben.

Bis Ende Juni treiben Gendarmen die armenischen Bewohner der ost- und zentralanatolischen Dörfer zusammen und schicken sie in streng bewachten Konvois von bis zu 10 000 Menschen auf den Weg in das rund 600 Kilometer entfernte Aleppo in Nordsyrien – zu Fuß. Später werden die armenischen Gemeinden in Westanatolien zumeist per Zug verschleppt; sie fahren in Wagen der Bagdadbahn Richtung Südosten. Nach den Dorfbewohnern wird auch die armenische Bevölkerung der Städte in mehreren Schüben deportiert.

Einigen wohlhabenden Armeniern wurde [am 11. Juli 1915] eröffnet, dass

sie in drei Tagen mit der gesamten Bevölkerung die Stadt zu verlassen hätten, aber all ihre Habe, die nunmehr der Regierung gehörte, zurücklassen müssten. Ohne den Ablauf dieser Frist abzuwarten, begannen die Türken schon nach zwei Stunden, in die armenischen Häuser einzudringen und zu plündern. Montag, den 12., hielt das Geschütz- und Gewehrfeuer den ganzen Tag an. Am Abend drangen Soldaten in das Mädchenwaisenhaus ein, um nach versteckten Armeniern zu suchen. Beim Versuch, das Hofstor zu schließen, wurden eine Frau und ein Waisenmädchen neben der Schwester Johansson durch Kugeln getötet. Mittwoch früh begab sich die Genannte zum örtlichen Gouverneur, um Schutz und Schonung für die Anstalt und ihre Insassen zu erlangen. Der Statthalter gebärdete sich wie ein Rasender und lehnte die Bitte schroff ab. Nach Räumung der Stadt wurde das armenische Viertel in Brand gesteckt und dem Erdboden gleichgemacht; ebenso die armenischen Dörfer.

Bericht von Alma Johansson, einer schwedischen Schwester in deutschen Diensten in Muş, Ostanatolien, aufgezeichnet vom deutschen Generalkonsul in Istanbul Johann Mordtmann

Die schönsten der älteren Mädchen werden hier in Häuser gesperrt – zum Vergnügen der Mitglieder jener Bande, die hier anscheinend die Kontrolle hat. Ein hiesiges Mitglied des Komitees für Einheit und Fortschritt hält in einem Haus im Stadtzentrum zehn der hübschesten Mädchen gefangen, damit er und seine Freunde sich an ihnen vergehen können.

Oscar S. Heizer, US-Konsul in Trabzon, Nordostanatolien, 28. Juli 1915

Unser Trupp brach am 14. Juni auf. Er zählte 400 bis 500 Personen, 15 Gendarmen begleiteten uns. Wir waren kaum zwei Stunden von der Stadt entfernt, als Banden von Dorfbewohnern und Banditen in großer Zahl mit Büchsen, Gewehren, Äxten uns auf der Straße umzingelten und alles raubten, was wir mit uns hatten. Darauf trennten sie die Männer von uns. Im Verlauf von sieben bis acht Tagen töteten sie einen nach dem anderen. Keine männliche Person über 15 Jahren blieb übrig.

Zwei Kolbenschläge genügten, um einen abzutun. Die Banditen griffen alle gut aussehenden Frauen und Mädchen und entführten sie auf ihren Pferden. Sehr viele Frauen und Mädchen wurden so in die Berge geschleppt, unter ihnen meine Schwester, deren ein Jahr altes Kind sie fortwarfen.

Wir durften nachts nicht in den Dörfern schlafen, sondern mussten uns außerhalb derselben auf der bloßen Erde niederlegen. Um ihren Hunger zu stillen, sah ich die Leute Gras essen. Im Schutze der Dunkelheit wurde von den Gendarmen, Banditen und Dorfbewohnern Unsagbares verübt.

Eine armenische Witwe aus der nordostanatolischen Kleinstadt Bayburt

Sie wiesen die Männer und Jungen an, sich von den Frauen zu trennen. Einige Knaben waren wie Mädchen gekleidet und versteckten sich. Sie blieben zurück. Doch mein Vater musste gehen. Er war ein Erwachsener mit einem Schnurrbart. Sobald sie die Männer separiert hatten, kam von der anderen Seite des Hügels eine Gruppe Bewaffneter und tötete alle Männer vor unseren Augen. Sie ermordeten sie mit Bajonetten, die sie ihnen in den Bauch stießen. Viele Frauen konnten das nicht ertragen und stürzten sich in den Fluss.

Ein Überlebender aus Konya, Zentralanatolien

Die Leichen auf den Straßen sollen vergraben werden, nicht in Seen, Brunnen oder Flüsse geworfen, und ihre Habseligkeiten sollen verbrannt werden.

Anweisung des Innenministers Talat, 21. Juli 1915

Wer zurückfiel, wurde sofort erschossen. Sie trieben uns durch einsame Gegenden, durch die Wüsten und auf Bergpfaden, damit wir nicht in die Nähe von Städten kamen, wo wir Wasser und Nahrung hätten bekommen können. Nachts wurden wir nass vom Tau und am Tage von der Sonne versengt. Ich erinnere mich, dass wir liefen und liefen.

Ein Überlebender

Am 52. Tag kamen sie in einem anderen Dorf an; dort nahmen ihnen die Kurden alles, was sie hatten, sogar Hem-

den, und fünf Tage lang musste der ganze Zug unter der glühenden Sonne nackt marschieren. Weitere fünf Tage lang gab es weder ein Stück Brot noch einen Tropfen Wasser. Aberhunderte fielen tot um, ihre Zungen waren wie Holzkohle; und als sie am Ende des fünften Tages einen Brunnen erreichten, stürzte sich natürlich die gesamte Karawane darauf, doch die Polizisten stellten sich ihnen in den Weg und verboten ihnen, auch nur einen Tropfen Wasser zu trinken, denn sie wollten das Wasser verkaufen, für eine bis drei Lira je Tasse, und manchmal gaben sie nicht einmal das Wasser heraus, nachdem sie das Geld erhalten hatten.

Ein Überlebender aus Harput, Ostanatolien

An jedem Bahnhof, an dem wir hielten, standen wir neben einem dieser Züge. Sie bestanden aus Viehwaggons, und die Gesichter kleiner Kinder sahen durch die winzigen, vergitterten Fenster jedes Waggons heraus. Die Seitentüren standen offen, und man konnte eindeutig alte Männer und alte Frauen, junge Mütter mit kleinen Babys, Männer, Frauen und Kinder erkennen, die alle zusammengepfercht waren wie Schafe oder Schweine.

Anna Harlow Birge, Amerikanerin, von der US-Kommission für ausländische Missionen, auf der Fahrt nach Istanbul, November 1915

Eine der ersten Leichen, die wir sahen, war die eines alten Mannes mit einem weißen Bart, dessen Schädel von einem großen Stein eingeschlagen worden war, der immer noch darin steckte. Etwas weiter sahen wir die Asche von sechs oder acht Menschen, nur Fragmente von Knochen und Kleidung waren nicht verbrannt. Ein roter Fez fiel besonders auf. Wir schätzten, dass wir während unseres Rittes um den See, im Zeitraum von 24 Stunden, nicht weniger als 10 000 Armenier gesehen hatten, die nahe dem Gölçük-See ermordet worden waren.

Leslie Davis, US-Konsul in Harput

Auf der Strecke Boğazlıyan–Erkilet [Zentralanatolien] haben die sechs Gendarmen, die zur Bewachung mitka-



Die überlebenden christlichen Armenier, so das Ziel der osmanischen Regierung, sollen zu Muslimen werden. Deshalb reißen sie Familien auseinander, ermorden die Männer oft noch an ihrem Wohnort, treiben Frauen und Kinder fort

men, am 22. August von der Verbannten-Karawane Geld verlangt. Die 120 Familien haben zusammen zehn Lira gesammelt, um sich auf diese Weise von der Lebensgefahr zu befreien. Die Gendarmen, erzürnt wegen des geringen Betrages, haben alle Männer, etwa 200 Personen, von den Frauen getrennt und in ein Gasthaus gesperrt. Die Gendarmen haben dann die Leute gruppenweise gefesselt aus der Herberge herausgebracht, ihnen alles bare Geld geraubt und sie im gefesselten Zustand in ein nahe liegendes Tal geschickt. Durch Gewehrschüsse haben später die Gendarmen den benachbarten, schon in Bereitschaft stehenden türkischen Mörderbanden Zeichen zum Sturm gegeben. Alle Männer und Jünglinge über zwölf Jahren sind

durch Keulenhiebe, mit Steinen, Säbeln, Dolchen und Messern gemartert und umgebracht worden, und dies alles ist vor den Augen der Frauen und Kinder geschehen.

Aussage von sechs armenischen Frauen aus Hacıköy, aufgezeichnet von Eugen Büge, deutscher Konsul in Adana, 1. Oktober 1915

Immer wieder senden deutsche Diplomaten Berichte nach Berlin, in denen sie Verlauf und Ausmaße der Armeniergräuere schildern. Doch die kaiserliche Regierung entscheidet sich bewusst gegen eine Einmischung in die Angelegenheiten des wichtigen Kriegsverbündeten. Auf die dringende Bitte des deut-

**AUGENZEUGEN
SEHEN
TAUSENDE
LEICHEN**



Auf dem Weg in die Wüste müssen die Armenier oftmals schutzlos unter sengender Sonne ausharren. Viele Vertriebene sind so ausgehungert, dass sie Straßenhunde schlachten und Gras essen. Kinder sterben, weil sie schließlich zu schwach sind, um Nahrung aufzunehmen

schen Botschafters in Istanbul, Paul Graf Wolff-Metternich, den Völkermord öffentlich anzuprangern, erwidert Reichskanzler Theobald von Bethmann Hollweg: „Unser einziges Ziel ist, die Türkei bis zum Ende des Krieges an unserer Seite zu halten, gleichgültig ob darüber Armenier zugrunde gehen oder nicht.“ Mehrere deutsche Offiziere sind als osmanische Militärberater zudem an wichtigen Entscheidungen über Deportationen beteiligt.

Auch die Verwandlung christlicher Armenier in muslimische Türken ist ein zentrales Element des Planes, die Bevölkerung Anatoliens zu vereinheitlichen. Es ist unklar, wie viele armenische Frauen zwangsweise verheiratet und wie vie-

le Kinder von türkischen Familien aufgenommen oder in eigens eingerichtete Waisenhäuser zur Umerziehung eingewiesen werden, möglicherweise sind es 200 000. Tausende Mädchen werden versteigert, die Vermittlung von armenischen Frauen ist eine Haupteinnahmequelle für Begleitmannschaften der Deportationszüge.

Als die Deportierten ankamen, wurde der Treck vor dem Regierungsgebäude gestoppt. Alle Jungen und Mädchen wurden den Müttern weggenommen und nach drinnen gebracht; anschließend wurde der Treck gezwungen weiterzuziehen. Dann wurde in den umgebenden Dörfern

bekannt gemacht, dass jeder kommen und sich unter den Kindern bedienen dürfe.

Zaven Der Yeghiayan, armenischer Patriarch von Istanbul, 15. August 1915

Die Türken haben alle reifen Mädchen und jungen Frauen weggeführt und geschändet. Zwei Mädchen haben sich geweht und sind seitens der Gendarmen so misshandelt worden, dass sie den Tod fanden. Ein Mädchen namens Rosa Kirasian hat sich einem Gendarmen ergeben. Dieser soll versprochen haben, dem Mädchen kein Leid zu tun und es seinem Bruder zur Frau zu geben. Die Türken aus Erkelet haben 50 Mädchen sowie zwölf Knaben weggeführt.

Aussage von sechs armenischen Frauen aus Hacıköy, September 1915



Auf dem Höhepunkt der Massaker im Sommer 1915 sind die Behörden in den armenischen Regionen mit der Zahl der Toten so überfordert, dass die Leichen oft wochenlang unbestattet im Freien liegen bleiben

Ende Juli 1915, als das Thermometer zwischen 40 und 46 Grad Celsius anzeigte, wurde eine Gruppe von mehr als 1000 Frauen und Kindern aus Harput verschleppt; östlich von Diyarbakır wurden sie einer Bande Kurden ausgeliefert, die die schönsten Frauen, Mädchen und Kinder auswählten. Voller Furcht vor dem Schicksal, das sie in der Gewalt solcher grausamer Unmenschen erwarten würde, wehrten sich die Frauen, so gut sie konnten, wodurch sie die Kurden erzürnten, die etliche ihrer Opfer ermordeten. Bevor sie die schließlich Ausgewählten und Überwältigten wegtrugen, nahmen sie den meisten anderen Frauen die Kleider und zwangen sie so, den Treck nackt fortzusetzen.

Jesse B. Jackson, US-Konsul in Aleppo

Nach dem Massaker hielten Türken und Kurden unter den Toten nach Beute Ausschau. Ein Mann durchsuchte auch mich und bemerkte, dass ich noch lebte. Er nahm mich mit nach Hause, ohne dass es jemand bemerkte. Er änderte meinen Namen und gab mir einen türkischen, Ahmad. Er lehrte mich, Türkisch zu beten. Ich wurde ein Türke und lebte dort fünf Jahre lang.

Ein Überlebender

Erste Station der Deportationstrecks sind Übergangslager im Umland von Aleppo, in denen Zehntausende an Hunger, Durst und immer wieder ausbrechenden Epidemien sterben. Von dort

werden die Armenier durch das lebensfeindliche Wüstenland entlang des Euphrat von einem rasch errichteten Camp zum nächsten weitergetrieben. Das letzte und größte dieser Lager liegt außerhalb der Stadt Der Zor (heute: Dayr az-Zawr). Als im Frühjahr 1916 die Übergangslager in Aleppo aufgelöst werden und täglich Tausende in Der Zor eintreffen, wächst die Zahl der auf engstem Raum zusammengepferchten Vertriebenen auf über 200 000 Menschen an. Innenminister Talat setzt kurz darauf einen neuen, als besonders brutal geltenden Provinzgouverneur ein, der sofort Massaker verüben lässt. Im Dezember 1916 ist nach den Mordaktionen des Vorjahres auch diese zweite Welle der

Auslöschung abgeschlossen. Das Lager bleibt allerdings bis Kriegsende bestehen. Als britische Soldaten im Oktober 1918 in Der Zor einziehen, finden sie nur noch 1000 Menschen vor, die meisten von ihnen krank und halb verhungert.

Die Leute schlachten und essen die Straßenhunde. Kürzlich haben sie einen sterbenden Mann geschlachtet und gegessen, dies erzählte mir ein Augenzeuge. Eine Frau hat ihr Haar abgeschnitten und es um Brot verkauft. Eine Frau sah ich, wie sie das auf der Straße geronnene Blut eines Tieres aß. Bis jetzt nährten sich alle von Gras, aber auch dies ist jetzt vertrocknet. Letzte Woche kamen wir in ein Haus, dessen Einwohner seit drei Tagen nichts gegessen hatten. Die Frau hielt ein kleines Kind auf dem Arm und versuchte, ihm eine Brotkrume zu essen zu geben, das Kind konnte nicht mehr, es röchelte und starb in ihren Armen.

Araxia Djibedjian, armenische Mitarbeiterin der deutschen Mission in Der Zor, 22. Juni 1916

Die Zahl der Toten in der Stadt war so groß, dass die Beamten des Gesundheitsamtes nicht mit der Situation fertig wurden und das Militär große Ochsenkarren bereitstellte. In die Fuhrwerke wurden die Leichen geworfen, zehn bis zwölf in jedes, und die Prozession aus sieben oder acht Karren fuhr zum nahe gelegenen Friedhof mit ihren grausigen Ladungen aus scheußlich unbedeckten Leichen, meist nackt, die Köpfe, Beine und Arme hingen seitlich und hinten aus den offenen Wagen heraus.

Jesse B. Jackson, US-Konsul in Aleppo

Am 31. Januar um elf Uhr vormittags war ich von Der Zor abgefahren. Drei Stunden lang sehe ich keine einzige Leiche und hoffe schon, die Erzählungen möchten übertrieben sein. Dann aber beginnt die grauenvolle Leichenparade:

1.00 Uhr nachmittags: Links am Wege liegt eine junge Frau. Nackt, nur braune Strümpfe an den Füßen. Rücken nach oben. Kopf in den verschränkten Armen vergraben.

1.30 Uhr nachmittags: Rechts am Wege in einem Graben ein Greis mit weißem Bart. Nackt. Auf dem Rücken liegend. Zwei Schritt weiter ein Jüngling. Nackt. Rücken nach oben. Linkes Gesäß herausgerissen.

2.00 Uhr: fünf frische Gräber. Rechts ein bekleideter Mann. Geschlechtsteil entblößt.

2.05 Uhr: rechts ein Mann, Unterleib und blutendes Geschlechtsteil entblößt.

2.07 Uhr: rechts ein Mann in Verwesung.

2.08 Uhr: rechts ein Mann, vollkommen bekleidet, auf dem Rücken, Mund weit aufgerissen, Kopf nach hinten gestemmt, schmerzverzerrtes Gesicht.

2.10 Uhr: rechts ein Mann, Unterkörper bekleidet, Oberkörper angefressen.

2.15 Uhr: Spur einer Abkochstelle. Überall auf dem Wege Wäschefetzen.

2.25 Uhr: links am Wege eine Frau, auf dem Rücken liegend, Oberkörper in einen um die Schultern genommenen Schal eingehüllt, Unterkörper angefressen, nur die blutigen Schenkelknochen ragen noch aus dem Tuch.

3.10 Uhr: Spuren einer Abkochstelle und eines Lagerplatzes. Viele Wäschefetzen. Feuerstellen, ein Kohlenbecken. Sechs Männerleichen, nur noch mit Hosen bekleidet, Oberkörper nackt, liegen um eine Feuerstelle.

3.22 Uhr: 22 frische Gräber.

3.25 Uhr: rechts ein bekleideter Mann.

3.28 Uhr: links ein nackter Mann, angefressen.

3.45 Uhr: blutiges Skelett eines etwa zehnjährigen Mädchens, langes blondes Haar noch dran, liegt mit weit geöffneten Armen und Beinen mitten auf dem Weg.

3.55 Uhr: links vollkommen bekleideter Mann mit schwarzem Bart, mitten auf dem Wege auf dem Rücken liegend, als sei er eben vom Felsblock, der links am Wege [liegt], abgestürzt.

4.03 Uhr: rechts eine Frau, in ein Tuch eingehüllt, an sie gekauert ein etwa dreijähriges Kind in blauem Kattunkleidchen. Kind wohl neben der zusammengebrochenen Mutter verhungert.

4.10 Uhr: 17 frische Gräber.

5.02 Uhr: Ein Hund frisst an einem Menschenskelett.

Bericht des deutschen Konsuls Wilhelm Litten über eine Reise von Bagdad nach Aleppo

Ich werde euch Konvoi auf Konvoi von Armeniern liefern. Was auch immer sie an Gold, Geld, Schmuck und Wertsachen bei sich tragen, werden wir uns gemeinsam nehmen. Ihr werdet sie mit Flößen über den Tigris fahren. Wenn ihr an einen Ort kommt, an dem niemand es sieht oder hört, werdet ihr sie alle töten und ihre Leichen in den Tigris werfen. Ihr werdet ihre Bäuche aufschneiden und sie mit Steinen füllen, damit sie nicht an die Oberfläche treiben. Was ihr an Habseligkeiten findet, geht an euer Volk. Und vom Gold, Geld und den Edelsteinen gehört euch die Hälfte, die andere Hälfte werdet ihr mir bringen.

Ansprache des Gouverneurs von Diyarbakir (Südostanatolien), des früheren Arztes Reşid Bey, an die Stammesführer der dort siedelnden Raman, überliefert von einem Angehörigen des Stammes

Am nächsten Tag bei der Mittagsrast trafen wir auf ein ganzes Armenierlager. Die armen Leute hatten sich primitive Ziegenhaarzelte gemacht, unter denen sie rasteten. Zum größten Teil lagen sie aber schutzlos auf dem glühenden Sand unter sengender Sonne. Der vielen Kranken wegen hatten die Türken einen Ruhetag erlaubt. Etwas Trostloseres wie solche Volksmenge in der Wüste unter den gegebenen Umständen kann man sich gar nicht vorstellen. Unerträglich müssen die Durstqualen der armen Menschen sein.

Laura Möhring, deutsche Krankenschwester, 12. Juli 1915

Da viele kleine Kinder noch am Leben waren und rund um ihre toten Eltern umherirrten, wurden die Çeten [Todeschwadronen, gebildet aus für diesen Zweck entlassenen Strafgefangenen und Kurden] ausgesandt, um sie zu umstellen und zu töten. Sie fingen Tausende von Kindern und brachten sie ans Ufer des Euphrat, wo sie sie an den Füßen ergriffen und ihre Köpfe gegen die Felsen schmetterten.

Griechischer Augenzeuge

Am nächsten Morgen kam eine Schar berittener Tscherkessen und umringte die Karawane – sie nahmen ihnen alles



Nach dem Ende des Ersten Weltkriegs kümmert sich ein US-Hilfswerk um armenische Kinder, die den Völkermord überlebt haben. Das Foto von 1920 zeigt Mädchen und Jungen aus der Stadt Maras, in der bis 1915 mehr als 20 000 Armenier lebten

weg, was sie noch bei sich führten, und rissen ihnen die Kleider vom Leibe. Darauf wurde der ganze Haufen, Männer, Frauen, Kinder, nackt weitergetrieben, drei Stunden weit, bis zum Karadağ [ein Berg am Chabur, einem Zufluss des Euphrat]. Dort warfen sich die Tscherkessen zum zweiten Mal auf ihre Opfer, mit Beilen, Säbeln, Dolchen hieben sie in die Menge hinein, bis das Blut wie ein Strom floss und die ganze Ebene mit verstümmelten Leichen bedeckt war. Hosep sah, wie der Gouverneur von Der Zor von einem Wagen aus alles beobachtete und durch lautes Bravo-Rufen die Schlächter ermutigte. Hosep warf sich unter einen Leichenhaufen. Als sich nichts mehr regte, machten sich die Tscherkessen auf und davon. Nach drei Tagen krochen

31 noch lebende Menschen aus ihrem grausigen Versteck hervor. Noch drei Tage galt es, zu wandern ohne Wasser und Brot bis zum Euphrat. Einer nach dem andern blieb ermattet liegen, nur Hosep gelang es endlich, als Derwisch verkleidet, Aleppo zu erreichen.

Bericht des Überlebenden Hosep Sarkissian aus Antep in Südostanatolien

Als wir auf das Dorf zuliefen, war die Straße auf beiden Seiten voll von Leichen. Ich habe mit eigenen Augen Tausende Leichen gesehen. Ich sah nicht, wie sie getötet wurden, aber ich sah die Toten. Es war Sommer, und so schmolz das Körperfett der Leichen. Es war so schlimm, dass es überall zu stinken begann, sodass

**ANDERTHALB
JAHRE
DAUERT DAS
MORDEN**



Die Türken und ihre Verbündeten verschonen auch die armenischen Kinder nicht. Ältere Mädchen müssen Vergewaltigungen ertragen. Jungen werden erschossen. Viele kleinere Kinder sterben an Krankheiten oder an Hunger und Durst

[die Türken] alle Leichen aufsammelten, mit Kerosin übergossen und verbrannten.

Ein Überlebender

Am Euphrat warfen die Gendarmen alle noch übrigen Kinder unter 15 Jahren in den Fluss. Die schwimmen konnten, wurden erschossen, als sie mit den Wellen kämpften.

Eine armenische Witwe aus Bayburt

Im Dezember 1916 beenden die osmanischen Führer ihre Vernichtungskampagne gegen die Armenier und beginnen, ihre Spuren zu verwischen. Die meisten Lager sind bereits aufgelöst, in Anatolien leben offiziell so gut wie keine Armenier

mehr (einige Zehntausend können sich nach Russland retten). Von den insgesamt mehr als 1,2 Millionen Deportierten sterben etwa 700 000 auf den Todesmärschen; noch einmal rund 300 000 Menschen kommen in den Lagern um. Wenigen anderen gelingt es, zu entkommen und sich in den größeren Städten Syriens zu verstecken. Manche Autoren gehen sogar von deutlich höheren Opferzahlen aus.

Ich wünsche, dass Sie die amerikanischen Lebensversicherungen anweisen, uns eine vollständige Liste der Armenier zu schicken, die bei Ihnen eine Police abgeschlossen haben. Sie sind so gut wie alle

tot und haben keine Erben hinterlassen, die die Versicherungssumme kassieren könnten. Das Geld fällt selbstverständlich dem Staat zu.

Innenminister Talat an Henry Morgenthau sen., den US-Botschafter im Osmanischen Reich

Nach dem Ende des Ersten Weltkriegs und der Niederlage des Osmanischen Reiches drängen die siegreichen Westalliierten darauf, die Verantwortlichen vor Gericht zu stellen. Um günstigere Friedensbedingungen für seinen Staat zu erreichen, setzt der neue Sultan Mehmed VI. in Istanbul ein Sondertribunal ein, das 17 Funktionäre, Militärs



Armenische Kinder, die den Völkermord überlebt haben, warten nach dem Krieg in Istanbul auf die rettende Überfahrt nach Griechenland. Doch die Todesmärsche haben Tausende Jungen und Mädchen das Leben gekostet. Andere wurden ihren Eltern entrissen und in türkische Familien gegeben

und Politiker zum Tode verurteilt. Viele Türken reagieren empört auf diesen Richterspruch.

Nach dem überaus harten Friedensvertrag von Sèvres vom 10. August 1920, der das Reich zerschlägt und Teile Anatoliens den Griechen und Armeniern überlässt, entfällt jede Rücksicht auf die Alliierten – zumal sich wenig später die türkischen Nationalisten unter

General Mustafa Kemal gegen die diktierte Friedensordnung erheben und die Griechen in mehreren Feldzügen besiegen. So werden nur drei Todesurteile tatsächlich vollstreckt. Und noch vor der Gründung der türkischen Republik verkündet Kemal am 31. März 1923 eine Amnestie für alle im Völkermord-Prozess Verurteilten.

Die drei Hauptverantwortlichen für den Genozid, Innenminister Talat, der Marineminister und Generalgouverneur von Syrien Cemal sowie Kriegsmminister Enver, sind bereits 1918 ins Exil nach Deutschland geflüchtet.

Enver fällt wenige Jahre später im Kampf gegen die Rote Armee bei dem Versuch, die Turkvölker Zentralasiens

zu einem Aufstand gegen die Herrschaft der Bolschewiki zu bewegen. Cemal und Talat werden von Armeniern im Zuge der Operation „Nemesis“ (Gerechtigkeit) erschossen.

Den Mörder Talats, der sein Attentat 1921 in Berlin verübt, spricht ein deutsches Gericht wegen Schuldunfähigkeit frei.

Die türkische Regierung leugnet bis heute Ausmaß und Vorsatz der Massaker. Sie geht von viel geringeren Opferzahlen aus, die in den Kriegswirren bei notwendigen Umsiedlungen gestorben seien. Trotz aller Zeugnisse weigern sich die Offiziellen noch immer, den Massenermord an den Armeniern als Genozid anzuerkennen. □

Literaturempfehlungen: Taner Akçam, „The Young Turks' Crime Against Humanity“, Princeton University Press: belegt detailliert auch anhand bislang unbekannter Dokumente, dass der Genozid geplant war. Raymond Kévorkian, „The Armenian Genocide: A Complete History“, Tauris: umfassendste Darstellung des Völkermords. Wolfgang Gust (Hg.), „Der Völkermord an den Armeniern 1915/16“, zu Klampen Verlag: eindrucksvolle Sammlung von Berichten deutscher Augenzeugen.



Der osmanische General Mustafa Kemal besiegt 1922 die griechischen Invasoren – und wird auf diesen Erfolg seine Einparteiherrschaft gründen. Das Parlament verleiht ihm später den Ehrennamen »Atatürk«, Vater der Türken

ATATÜRK

Der Vater der Republik

Das Osmanische Reich endet in Blut und Feuer. 1908 entmachten Offiziere den Sultan. Bald folgt Krieg auf Krieg, militärische Niederlagen beschleunigen den Verfall des Reiches. 1920 scheint sein Ende nahe: Die Regierung, im Weltkrieg auf Seiten der Verlierer, muss einem erniedrigenden Frieden zustimmen, eine griechische Invasionsarmee steht in Anatolien. Doch ein hoher Offizier organisiert erfolgreich den Widerstand: Mustafa Kemal

VON GESA GOTTSCHALK

Nur einen kümmerlichen Rest lässt dieser Vertrag übrig. Was die Vertreter des Sultans am 10. August 1920 im französischen Sèvres unterschreiben, bedeutet nicht weniger als die Zerschlagung des Osmanischen Reiches.

Die Briten halten Mesopotamien, Palästina und Transjordanien (das heutige Jordanien) sowie Teile der Arabischen Halbinsel mit den heiligen Stätten der Muslime besetzt. In Syrien stehen französische Truppen, Griechen dominieren die letzten Reste der Balkan-Territorien. Und nun soll auch noch Anatolien beschnitten werden: Armenien wird den Osten erhalten, Griechenland Teile der Westküste, Istanbul wird in einer internationalen, entmilitarisierten Zone liegen. Kurdistan wird autonom.

Der Sultan darf nur noch in nördlichen Teilen Kleinasiens herrschen. Selbst dort ist er nicht souverän: Sein Reich ist so gut wie entmilitarisiert, die Siegermächte übernehmen die Finanz- und Zollhoheit. Briten, Franzosen und Italiener haben Interessengebiete im Süden abgeschnitten, in denen sie sich wirtschaftliche Vorrechte sichern.

Ebendort aber, im anatolischen Rumpfstaat, schafft ein Mann zur gleichen Zeit Tatsachen, die den Friedensvertrag von Sèvres noch am Tag der Unterschrift null und nichtig machen. Ein Kriegsheld und Offizier, den der Sultan

unehrenhaft aus der Armee verstoßen und in Abwesenheit zum Tode hat verurteilen lassen: Mustafa Kemal.

Der General hat die Reste des Heeres gesammelt, verteidigt Anatolien gegen die Griechen mit Ochsenkarren und Freischärlerbanden. Und organisiert gleichzeitig die politische Opposition gegen den Sultan. Er kämpft für die Freiheit seines Landes – und das Ende des Osmanischen Reiches.

Als einziger Verlierer des Ersten Weltkriegs wird Mustafa Kemal von den Siegern einen zweiten Friedensvertrag erzwingen. Er wird dafür in Kauf nehmen, dass Hunderttausende ihr Geburtsland verlassen und selbst seine eigene Heimatstadt in Feindeshand fällt.

Er wird das Sultanat abschaffen, die Republik ausrufen – und einen neuen Menschen erfinden: den Türken. Kemal, das Kind einer Kultur aus Christen, Muslimen und Juden, wird auf den Trümmern des osmanischen Vielvölkerreichs einen Nationalstaat errichten.

DIESES REICH HAT in seinem Todeskampf Hunderttausende mit in den Abgrund gerissen. Ein blutiges Jahrzehnt liegt hinter den Einwohnern des Balkans und Anatoliens.

1912 hat sich Griechenland mit Serbien, Montenegro und Bulgarien ver-

bündet, um die osmanische Armee vom Balkan zu vertreiben. Der Krieg ist kurz und brutal. Nach einem Jahr sind mehr als 300 000 Menschen tot oder verwundet. Griechenland besetzt Teile Makedoniens und zieht in Thessaloniki ein. Das Osmanische Reich verliert all seine europäischen Gebiete bis auf einen schmalen Gürtel um seine Hauptstadt.

Hunderttausende Muslime fliehen, hausen in Istanbul in Moscheen und öffentlichen Gebäuden, ziehen weiter nach Anatolien. Einige schließen sich dort zu Banden zusammen und rächen sich an den orthodoxen Christen, die wiederum auf die griechischen Inseln flüchten oder von der osmanischen Regierung deportiert werden.

Ein weiterer Krieg mit anderen Allianzen im Jahr darauf verschiebt abermals die Grenzen auf dem Balkan und bringt nur noch mehr Chaos, Vertreibung, Massaker.

Am Vorabend des Ersten Weltkriegs ist das Bevölkerungsgemisch des osmanischen Vielvölkerstaats in Bewegung

geraten – und es wird ein Jahrzehnt lang nicht mehr zur Ruhe kommen.

DIE MACHT IM Osmanischen Reich liegt inzwischen beim „Komitee für Einheit und Fortschritt“, einer Gruppe von Offizieren, die 1908 eine Revolte gegen den Sultan angeführt und die Regierung übernommen hat („Jungtürken“ nennt man diese Auführer im Ausland). Abdülhamid II., Herrscher seit 1876, wurde 1909 entthront und durch seinen willfähigen Bruder Mehmed V. ersetzt.

Die Putschisten verfolgten anfangs liberale Ziele, beschnitten unter ande-

1908

REBELLEN gegen den Sultan

Gegen die Allmacht des Herrschers und dessen nachgiebige Außenpolitik verschwören sich osmanische Offiziere – und wagen 1908 den offenen Aufstand

1878 löst Sultan Abdülhamid II. das Parlament auf und regiert als Alleinherrscher. Gegen ihn organisieren sich 1908 Offiziere, die sogenannten »Jungtürken«. Sie fordern einen modernen Staat nach westlichem Vorbild – und träumen zugleich von alter Größe





Der makedonische Major Ahmed Niyazi zieht im Juli 1908 mit 200 Männern in die Berge – die Revolte der Jungtürken beginnt



Vergebens versucht der Sultan, den Aufstand niederzuschlagen – die Soldaten verbrüdern sich mit den rebellierenden Offizieren



Ahmet Izzet Pascha übernimmt nach dem Sieg der Jungtürken die Leitung des Generalstabs, modernisiert die Armee

rem den Einfluss des Sultans und setzten die 30 Jahre zuvor suspendierte Verfassung wieder ein, die die Bildung eines aus zwei Kammern bestehenden Parlaments vorsah.

Zwar stürzte die Regierung 1912 und wurde durch ein konservatives Kabinett ersetzt, doch wenige Monate darauf putschten sich Enver Pascha, Talat Bey und Cemal Pascha, die Anführer der Jungtürken, zurück an die Macht. Nun allerdings mit einer gewandelten politischen Ausrichtung.

In den Jahren darauf festigt das Triumvirat seine Herrschaft zur Diktatur und verfolgt zunehmend nationalistische Ziele: So soll aus dem Viel-

tation der christlichen Minderheit in den sicheren Tod an (siehe Seite 134).

Doch der Erste Weltkrieg wird für das Osmanische Reich zum Desaster. Seine Truppen kämpfen im Kaukasus, in Arabien, in der Ägäis und gemeinsam mit den deutschen Verbündeten auf dem Balkan. Zwar gelingt es Soldaten unter dem Kommando Mustafa Kemals, die Truppen der Alliierten auf der Halbinsel Gallipoli zurückzuschlagen und so einen Angriff auf Istanbul abzuwenden. Im Norden aber erleidet das Reich gegen Russland katastrophale Verluste; die Truppen des Zaren dringen nach Anatolien vor. Später überrennen die Briten, die sich mit arabischen Rebellen verbünden, die Stadt Bagdad und bald darauf Jerusalem, Damaskus und Aleppo. Palästina und Syrien sind verloren.

Noch ehe die letzte Schlacht geschlagen ist, tritt der Regierungschef zurück und flieht mit mehreren Ministern, um sich nicht für den Völkermord an den Armeniern verantworten zu müssen.

Als die Osmanen im Oktober 1918 um einen Waffenstillstand bitten, sind 800 000 ihrer Soldaten gefallen oder an Seuchen gestorben.

Griechenland hat sich 1917 den zukünftigen Siegermächten angeschlossen. Zur Belohnung erlauben die Alliierten den Griechen Anfang 1919, die ägäische Hafenstadt Izmir zu besetzen. Noch bevor im Pariser Vorort Sèvres die Verhandlungen über einen Friedensvertrag mit dem Osmanischen Reich begonnen haben, landen im Mai 1919 hellenische Truppen an der Westküste Anatoliens. (Die Unterhandlungen mit den Abgesandten des Sultans sind Teil der umfassenden Friedenskonferenz von Paris zur Beendigung des Ersten Weltkriegs; die Deutschen etwa werden nach Versailles geladen.)

Schnell marschieren die Invasoren weiter in Richtung Nordosten, ersetzen überall die eingesessenen Beamten durch Griechen vom Festland. Der Traum vieler griechischer Nationalisten von der Wiedererrichtung des Byzantinischen Reiches und der Inbesitznahme

völkerreich ein Staat mit einheitlicher türkisch-muslimischer Bevölkerung werden. Und die neuen Herren wollen verlorene Gebiete auf dem Balkan zurückerobern.

Nach dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs 1914 sehen sie die Chance, beide Ziele auf einen Schlag zu verwirklichen. Denn das Osmanische Reich kämpft an der Seite der Deutschen und Österreicher. Nun sollen jene schmachvollen Verträge gekündigt werden, die den Sultanen seit dem 18. Jahrhundert von den europäischen Großmächten aufgezwungen worden sind (siehe Seite 108).

Zudem waren Russland, Frankreich und Großbritannien bislang Schutzmächte der Armenier, die im Osten Anatoliens für ihre Unabhängigkeit kämpften. Nun sieht die Regierung in Istanbul die Chance, auch dieses Problem für immer zu lösen – und ordnet die Depor-

aller Gebiete, die je von Griechen besiedelt waren, scheint der Erfüllung nah.

Vier Tage nach den Angriffen aber landet ein osmanischer General in der Stadt Samsun am Schwarzen Meer, um den Widerstand gegen die Eindringlinge zu organisieren: Mustafa Kemal.

Der Sieger von Gallipoli – ein charismatischer 38-jähriger Mann mit rotem Schnurrbart und ungewöhnlich blauen Augen – kommt offiziell im Auftrag des neuen Sultans Mehmeds VI. und seiner Regierung: Kemal soll die 3. Armee entwaffnen, so wie es die Bedingungen des Waffenstillstands vorsehen.

Stattdessen setzt sich der General an die Spitze der nationalistischen Bewegung. Dabei kann er sich unter anderem auf ein Netz von Vereinen stützen, die die Jungtürken im letzten Kriegsjahr gegründet haben. In vielen Dörfern und Städten sind Gesellschaften zur Verteidigung der Nationalrechte entstanden, in denen Politiker, Landbesitzer, Religionsführer für die türkische Sache zusammenarbeiten.

Offiziere schließen sich Kemal an, viele von ihnen kennt er von der Militärakademie. Fast die gesamte im Osten stationierte Armee folgt ihrem Beispiel.

Kemal macht sich an die Arbeit – und gleichzeitig daran, seine Auftraggeber zu stürzen. Sultan Mehmed VI. ist den Siegermächten politisch ausgeliefert. Der Herrscher und seine Regierung arbeiten vor allem mit den Briten zusammen, in der Hoffnung, die Dynastie retten und große Gebiete des Reiches sichern zu können. Unter Druck aus London versprechen sie etwa den Armeniern eine unabhängige Republik und erlauben den Briten, 15 Jahre lang Konsuln in alle osmanischen Provinzen zu entsenden, als Berater der Gouverneure.

In den Augen Kemals bedeutet das alles Verrat am Vaterland. Seine wichtigste Waffe im Kampf gegen die Machthaber in Istanbul sind Telegramme. Tausende werden zwischen ihm und seinen Verbündeten in anderen Armeestützpunkten ausgetauscht. Er verschickt politische Rundschreiben sowie

1912–1918

KRIEG an allen Fronten

1912/13 verliert das Reich seine Gebiete auf dem Balkan. Der Versuch, sie auf Seiten der Deutschen im Weltkrieg zurückzuerobern, wird zum Desaster



1912/13 vertreiben Griechen, Serben, Bosnier und Montenegriner die Osmanen – hier zwei Soldaten – aus deren letzten Besitzungen auf dem Balkan



Osmanische Reiter formieren sich zur Verteidigung gegen vorrückende Soldaten der Balkanvölker. Im Mai 1913 vermitteln europäische Diplomaten einen Frieden



Im Ersten Weltkrieg kämpfen osmanische Truppen im Kaukasus, in Syrien, in der Ägäis und mit den deutschen Verbündeten auf dem Balkan – wie hier 1917 in Rumänien

Zwar können die Osmanen 1916 den Angriff der Alliierten auf die Halbinsel Gallipoli zurückwerfen. Doch ihre Opfer sind enorm: Mehr als eine Viertelmillion fallen, werden verwundet oder geraten (wie diese Soldaten) in Gefangenschaft

unzählige Anweisungen an einzelne Befehlshaber und zivile Beamte. Vergebens versucht die Regierung, Solidaritätsadressen aufzuhalten, die an ihn gesendet werden. Viele Telegraphendirektoren und Telegraphisten sind auf Kemals Seite.

Im Juni 1919 diktiert der General sein folgeschweres Zirkular. Er verkündet, die Regierung in Istanbul sei ihren Aufgaben nicht mehr gewachsen, die Unabhängigkeit der Nation in Gefahr – und lädt zu einem Kongress am 23. Juli nach Erzurum.

Obwohl ihn der Kriegsminister daraufhin nach Istanbul beordert, reist Kemal in die ostanatolische Stadt. Drei Tage vor dem Kongress wird er aus der osmanischen Armee ausgestoßen, er verliert sein Amt als Ehrenadjutant des Sultans und muss alle Orden ablegen.

Durch die Beschlüsse von Erzurum vertieft sich der Graben zwischen Ke-

mals Bewegung und der Regierung. Denn die dort tagenden Abgesandten patriotischer Vereine beschließen, dass eine provisorische Regierung gebildet werden soll, um die Unabhängigkeit und Einheit der Nation wiederherzustellen.

Das ist ein Bruch der Waffenstillstandsbedingungen und könnte Krieg mit den Siegermächten bedeuten, den der Sultan unbedingt vermeiden will.

Angesichts seiner eigenen Schwäche bleibt Mehmed jedoch keine Wahl: Auf Druck der Opposition schreibt er für Dezember 1919 Neuwahlen aus.

IM JANUAR 1920 tritt das neue Parlament zusammen. Die Mehrheit stellen Anhänger Kemals. Die britische Regierung ist verärgert, lässt Istanbul besetzen und führende nationalistische Abgeordnete verhaften.

Nun, da der Sultan seine Souveränität endgültig verloren hat, ruft Kemal in allen Provinzen zur Wahl einer „Großen Nationalversammlung der Türkei“ auf. Am 23. April konstituiert sich die Versammlung in Ankara, wählt ein Kabi-



nett – und Kemal zum Präsidenten des Parlaments von „Türkiye“: Zum ersten Mal benutzen osmanische Volksvertreter jenen Namen offiziell, unter dem das Land schon lange im Ausland bekannt ist.

Mustafa Kemal ist nun mächtiger denn je: Er kontrolliert das Militär und bestimmt, vom Parlament mit Sonderrechten ausgestattet, die Regierungspolitik. Das machtlose Kriegsgericht in Istanbul verurteilt ihn kurz darauf in Abwesenheit zum Tode.

Während die Abgesandten des Sultans in Sèvres den Friedensvertrag unterzeichnen, organisiert Kemal den Widerstand gegen die Besatzer. Bis zum Sommer 1920 haben die griechischen Invasoren Thrakien sowie das westliche Anatolien erobert und wären bis Istanbul gekommen, wenn Großbritannien die Hauptstadt nicht bereits besetzt hätte.

Von der einst drei Millionen Kämpfer zählenden osmanischen Armee sind

nach der Entwaffnung nur noch 35 000 Mann übrig. Reguläre Soldaten allein werden die von den Briten ausgerüsteten Griechen nicht zurückschlagen können. Noch als Inspekteur hat Kemal deshalb die Magazine öffnen lassen und die Bevölkerung bewaffnet. Außerdem setzt er auf Banden aus Deserteuren, entflohenen Sträflingen und Nomaden sowie auf eine Geheimorganisation, die im Land Waffenlager angelegt hat.

Einen Großteil der Gewehre und der Munition bringen Frauen mit Ochsen gespannen an die Front. Die Flugzeuge notgelandeter griechischer Piloten ma-

1919–1922

INVASION aus dem Westen

Nach dem Weltkrieg wird die osmanische Armee entwaffnet, das Land ist am Ende. Griechenland sieht nun seine Chance, ein Großreich zu erobern

Im Ersten Weltkrieg stand Athen auf Seiten der westlichen Alliierten; zur Belohnung erlauben die Siegermächte den Griechen jetzt, in Kleinasien einzumarschieren





General Mustafa Kemal, Kriegsheld der Osmanischen Armee (hier bei einer Inspektion), organisiert den Widerstand gegen die griechischen Besatzer



1922 besiegen Kemals Truppen die Griechen. Orthodoxe Christen verlassen daraufhin ihre anatolische Heimat und versuchen, auf Schiffen zu flüchten



Kemals Soldaten nehmen furchtbare Rache an Izmir: Nach Massakern geht die Stadt am 13. September 1922 in Flammen auf. Zehntausende sterben

chen die Türken mit Automotoren, Blech aus Kanistern und in Olivenöl getränkter Leinwand wieder flott.

Es ist ein gnadenloser Kampf. Während die Griechen die muslimische Bevölkerung terrorisieren, vertreiben Kemals Truppen und mit ihnen verbündete Banditen Hunderttausende Christen von der Küste des Schwarzen Meeres: als vermeintliche Kollaborateure.

Ende August 1921 schlägt Kemal die überlegenen, aber schlecht geführten Truppen der griechischen Invasoren am Sakarya-Fluss 160 Kilometer östlich von Istanbul. Ein symbolischer Ort: Von hier aus begannen vor mehr als 600 Jahren die ersten osmanischen Stammesfürsten ihre Eroberungszüge.

Danach erklären sich die Alliierten für neutral. Damit stehen die Griechen allein gegen Kemals Armee, die mittlerweile Waffenhilfe von der bolschewistischen Regierung Russlands erhält.

NACH EINEM WEITEREN JAHR, in dem er alles an Mensch und Material aus Anatolien herausgepresst hat, beginnt Mustafa Kemal im Sommer 1922 eine Großoffensive: Er erobert Stellungen der Invasionsarmee, nimmt hohe Offiziere gefangen und treibt die restlichen Soldaten vor sich her in Richtung Ägäis. Auf ihrer Flucht zünden die Griechen Dörfer und Städte an.

Am 9. September reitet Kemals Kavallerie in Izmir ein – jener Stadt, in der die Invasoren gut drei Jahre zuvor gelandet waren und der sie den alten griechischen Namen Smyrna zurückgegeben hatten. Die Hafenstadt hatte vor dem Weltkrieg 50 000 Einwohner, knapp die Hälfte davon Muslime. Inzwischen stellen Christen die Mehrheit.

Die Truppen, die auf dem Weg durch verbrannte Ortschaften marschiert sind, rächen sich nun an der griechischen und armenischen Bevölkerung: Häuser und Geschäfte werden geplündert, Frauen vergewaltigt, Tausende ermordet.

Das alles geschieht unter den Augen britischer, amerikanischer und französischer Matrosen, deren Schiffe vor Smyrna ankern, um die zahlreichen dort lebenden Ausländer in den Kriegswirren

zu schützen. Doch die Soldaten haben strikten Befehl, sich aus dem griechisch-türkischen Konflikt herauszuhalten.

Dann, am 13. September, bricht im armenischen Teil Smyrnas ein Feuer aus, vielleicht gelegt und sicher geschürt von Kemals Soldaten. Es erfasst schnell die ganze Stadt. Zahllose Menschen verbrennen, drei Viertel der Häuser gehen in Flammen auf.

Auch Mustafa Kemal muss sein Hauptquartier in Smyrna verlassen. Er tut nichts, um die Zerstörung aufzuhalten: „Lasst es verbrennen, lasst es einstürzen“, sagt er seinen Mitstreitern.

Er ist vermutlich davon überzeugt, dass die kosmopolitische Welt seiner Kindheit in Flammen aufgehen muss und die verschiedenen Glaubensrichtungen des untergehenden Osmanischen Reiches getrennt werden müssen, damit in der Region Frieden einkehrt.

DER ANFÜHRER des anatolischen Widerstands wurde im Winter 1880/81 in Thessaloniki im heutigen Griechenland geboren, einer der buntesten Städte des Osmanischen Reiches (das genaue Ge-

burtsdatum Kemals ist nicht bekannt). Knapp 46 000 Muslime und 40 000 Christen lebten bei der letzten Zählung kurz nach den Balkankriegen in der Provinzhauptstadt.

Jahrhundertlang sammelten sich in der Hafenstadt Muslime vom Balkan, um mit dem Schiff weiter Richtung Mekka und Medina zu fahren. Orthodoxe Christen reisten an und ließen sich die Reliquien des heiligen Dimitrios zeigen. Als die Jungtürken 1908 die Verfassung wieder einsetzten, jubelten die Menschen auf den Straßen, der Mufti und der Erzbischof gaben eine gemein-

1923–1924

Geburt einer NATION

Anstelle des Vielvölkerreichs schafft Kemal den türkischen Nationalstaat. Minderheiten werden unterdrückt, Zehntausende Griechen deportiert

Einst wehte die Flagge mit Halbmond und Stern über einem Reich, das drei Kontinente umspannte – jetzt steht sie für eine Republik, die kaum noch ein Viertel der früheren Größe misst



same Erklärung im Namen der Brüderlichkeit ab.

Jetzt aber, im Herbst 1922, hausen vor der alten Befestigung christliche Flüchtlinge in Zelten. Griechenland hat in Anatolien eine schwere militärische Niederlage erlitten. Hunderttausende sind vor Kemals Truppen geflohen. Täglich legen in Thessaloniki Schiffe mit neuen Heimatlosen an. Theater, Bürogebäude, Paläste füllen sich mit zerlumpten Vertriebenen.

Im November 1922 beginnt eine weitere Friedenskonferenz, diesmal im schweizerischen Lausanne, denn Kemals Siege haben die alten Vereinbarungen hinfällig gemacht.

Rasch ist allen Beteiligten klar: Die Flüchtlinge sind das drängendste Problem. Schnell sind sich die Diplomaten auch einig, wie es zu lösen ist. Ein Bevölkerungsaustausch, Griechen gegen Türken, soll die Region dauerhaft befrieden.

Doch lässt sich so einfach entwirren, was über Jahrhunderte gewachsen ist? Welche Maßstäbe will man anlegen, wo doch Griechenland erst seit rund 100 Jahren wieder besteht und noch niemand weiß, was genau ein Türke ist?

Zählt die Sprache? Es gibt auf Kreta oder in Makedonien Muslime, die nur Griechisch sprechen. Und anatolische Christen, die nur Türkisch beherrschen.

Jene Menschen in einigen Regionen Nordgriechenlands, die im 19. Jahrhundert unter Zwang zum Islam konvertiert sind, aber noch immer christliche Feiertage und Heilige ehren – sind es Türken?

Die orthodoxen Bauern, die seit Jahrhunderten in Kappadokien leben – Griechen? Und wohin gehören die Dönme aus Thessaloniki, eine zum Islam konvertierte Sekte, die jüdische Riten praktiziert?

Unter dem Sultan konnten all diese Gruppen unbehelligt leben. Je nach Glauben hatten sie unterschiedliche Rechte und Pflichten. Seit dem Zusammenbruch des Osmanischen Reichs aber müssen die Mitglieder beider Religionen um ihr Leben fürchten.

Am 30. Januar 1923 unterzeichnen griechische und türkische Diplomaten eine Konvention, die später Teil des

Friedensvertrags von Lausanne wird. (Der Friedensvertrag revidiert daneben vor allem die territorialen Abmachungen von Sèvres: Die Türkei erhält nun Anatolien und Ostthrakien. Weder von einem armenischen noch von einem kurdischen Staat ist in dem neuen Kontrakt mehr die Rede.)

Artikel 1 der Konvention hält fest: „Es soll ein verpflichtender Austausch stattfinden von türkischen Staatsangehörigen der griechisch-orthodoxen Religion, die auf türkischem Boden leben, und griechischen Staatsbürgern muslimischer Religion, die auf griechischem Boden leben. Diese Personen sollen nicht ohne Zustimmung der jeweiligen Regierungen in die Türkei oder nach Griechenland zurückkehren dürfen, um dort zu leben.“

Nur die Muslime Westthakiens sowie die griechischen Christen Istanbuls und zweier ägäischer Inseln – auf beiden Seiten mehr als 100 000 Menschen – sind von dem Austausch ausgenommen.

Auf diese Weise entscheiden Politiker mit einem Absatz in dürrer Bürokratsprache über das Schicksal von 1,6 Millionen „Austauschbaren“. Nie zuvor sind so viele Männer, Frauen und Kinder geplant von einem Land in ein anderes bewegt worden. Und kein anderes Ereignis seit der Einnahme Konstantinopels mehr als viereinhalb Jahrhunderte zuvor hat die Region so erschüttert.

In Anatolien hat die türkische Armee bereits Tatsachen geschaffen, umgekehrt sind in den Jahren zuvor schon viele Muslime, darunter Mustafa Kemals Familie, aus Makedonien geflohen.

Doch 200 000 Christen in Anatolien sowie 400 000 Muslimen in Griechenland bleiben jetzt nur wenige Monate, um das Land ihrer Geburt zu verlassen – die Deportationen beginnen im Mai 1923 und sollen zum Jahresende 1924 abgeschlossen sein.

Die Menschen verkaufen, was sie können, und machen sich mit ihren Habseligkeiten, ihren Kindern und ihrem Vieh auf den Weg in die nächste Hafenstadt. In Makedonien leben die Religionen ein letztes Mal eng zusammen: Orthodoxe Flüchtlinge werden auf den Höfen muslimischer Bauern einquartiert, die sich auf ihre Abreise vorbereiten. Komitees aus Griechen, Türken und internationalen Beobachtern überwachen den Austausch.

Im November 1923 legen die ersten türkischen Dampfschiffe in Thessalo-

niki an, um die makedonischen Muslime in die neue Heimat zu bringen. Ein Jahr lang verlassen wöchentlich 7000 Menschen den Hafen.

Eleftherios Venizelos, der griechische Verhandlungsführer in Lausanne, ist im osmanischen Kreta geboren, er ist wie Mustafa Kemal ein Kind des Bevölkerungsgemischs. Warum stimmen diese beiden Männer dem unwiderruflichen Ende der mehr als drei Jahrtausende währenden hellenischen Geschichte in Kleinasien, der jahrhundertelangen muslimischen Blüte in Makedonien zu?

Zunächst passt der Austausch in die Zeit nach dem Weltkrieg. Zahlungen und Reparationsleistungen werden vereinbart, Grenzen neu gezogen – warum nicht auch Menschen verschieben?

Doch hinter der Konvention von Lausanne steht vor allem der Wunsch nach dauerhaftem Frieden – allein in Anatolien sind in zehn Jahren wohl 2,5 Millionen Muslime und 1,3 Millionen Christen eines gewaltsamen Todes gestorben.

Die Menschen nach Religionen zu trennen bedeutet für viele der Betroffenen auch eine Befreiung. Ein Ende der Todesangst, die Aussicht auf Frieden.

Dennoch wollen nur wenige der griechischen Muslime ihre Heimat verlassen. Vergebens reist eine Gruppe von kretischen Türken nach Athen und bittet nach ihrer Taufe, bleiben zu dürfen.

Und nicht überall gehen die Menschen als Feinde auseinander. Auf Lesbos, einer Insel nahe der türkischen Küste, bereiten Griechen ihren muslimischen Nachbarn Festmähler, begleiten sie zum Hafen und verabschieden sie unter Tränen.

In den Häfen von Izmir und Istanbul werden die deportierten Muslime mit Flaggen und Liedern, mit Tee und Kuchen empfangen. Die meisten ziehen bald weiter nach Anatolien, wo sie von Griechen zurückgelassene Bauernhöfe übernehmen sollen.

Doch dort haben sich oft bereits Alt-eingesessene niedergelassen. Die Verteilung verläuft schleppend, die Sprache ist ungewohnt, die Nachbarn verspotten



die Neuankömmlinge als *sympatrioti*, weil sich die Zuwanderer in der Fremde mit dem griechischen Wort begrüßen: „Landsmann“.

Die griechischen Türken geraten in eine Gesellschaft im rasanten Wandel. Nach Kemals Sieg verändert sich das Land in einem Tempo, das seine Bürger schwindelig machen muss.

Bereits im November 1922 hat Kemal das Sultanat beseitigt. Nach Neuwahlen im Sommer zum Staatspräsident ernannt, ruft er die Republik aus und schafft das Kalifat ab. Der neue Staat, dessen Bürger vor allem der islamische Glaube verbindet, hat nun keinen Stellvertreter des Propheten Mohammed auf Erden mehr an seiner Spitze.

Kemal, seit Langem Agnostiker, lässt den Koran ins moderne Türkische übersetzen – aber nicht, um ihn den einfachen Leuten näher zu bringen, sondern um ihn zu entzaubern: Der Präsident

hält den Islam für eine arabische Religion, die sich nicht mehr lange halten wird. Denn er richtet die Republik streng laizistisch aus. Damit ist für Kemal nicht nur die Trennung von Religion und Staat gemeint, sondern die Kontrolle der Religion: Er schließt Koranschulen und Scharia-Gerichte, schafft die Posten des Obermuftis und des Ministers für religiöse Angelegenheiten ab. Ab 1928 ist der Islam nicht mehr Staatsreligion.

Schnell treibt Kemal den Anschluss an den Westen voran, denn er ist davon überzeugt, dass das Osmanische Reich auch deshalb untergegangen ist, weil es technische und kulturelle Neuerungen verpasst hat. Die Regierung führt das metrische System ein, das lateinische Alphabet und das Frauenwahlrecht. Der arbeitsfreie Tag wird von Freitag auf Sonntag gelegt, Frauen davon abgeraten, sich zu verschleiern.

Die Republik soll aber zugleich auch türkischer werden. Noch zu Zeiten des anatolischen Widerstands hat Kemal in sein erstes Regierungsprogramm die „Schaffung eines Wörterbuchs unserer Sprache durch Sammlung des Wortschatzes breiter Bevölkerungsschichten“ aufgenommen. Denn das Osmanische, die Sprache der alten Elite, besteht aus zahllosen persischen und arabischen Lehnwörtern, die nun vielfach mit Aus-

Die Balkankriege seit 1912 und der Erste Weltkrieg sind die finale Katastrophe des Osmanischen Reiches: Fast alle Gebiete außerhalb Anatoliens gehen verloren. Zudem verstrickt sich die Staatsführung in den Völkermord an den Armeniern, dem mindestens eine Million Menschen zum Opfer fallen

drücken der türkischen Volksdialekte ersetzt werden. Zudem begründet Kemal eine neue Nationalgeschichte, die die Ursprünge der Türken erforschen soll, um so eine gemeinsame Identität aller Staatsbürger zu begründen.

Widerstand gegen das Modernisierungsprogramm oder eine Opposition duldet er nicht. Denn so sehr er auch technisch und kulturell Europa nach-eifert – ein Demokrat ist er nicht. Seine „Volkspartei“, die aus dem Kampf gegen die Griechen hervorgegangen ist, wird die Geschichte des Landes in den folgenden Jahrzehnten allein bestimmen.

Die griechischen Muslime müssen nun in einem Land heimisch werden, das ihnen zwar mehr Schutz und Unterstützung verspricht, als sie je erfahren haben, dafür aber von ihnen unbedingte

Literaturempfehlungen: Mark Mazower, „Salonica. City of Ghosts“, Harper: Porträt von Atatürks Heimatstadt zwischen 1430 und 1950. Klaus Kreiser, „Atatürk“, C. H. Beck: materialreiche und ausgewogene Biografie des Staatsgründers.

Loyalität fordert. Sie müssen den Ort vergessen, an dem sie geboren wurden.

„Bürger, sprich türkisch!“, lautet eine Kampagne dieser Anfangsjahre. Die griechisch-muslimischen Neuankömmlinge riskieren eine Geldbuße, wenn sie auf der Straße die Sprache ihrer Kindheit sprechen. Sie zahlen den Preis für den Erfolg der jungen Türkei (ebenso wie die aus Anatolien vertriebenen Griechen, die in ihrer neuen Heimat als „mit Joghurt getaufte Türkensprosse“ verhöhnt werden).

Doch Mustafa Kemal hat den Untergang des Reiches in einen Triumph verwandelt, hat ein nach innen gefestigtes und nach außen befriedetes Land geschaffen und dabei eine neue Nation begründet. Als die Regierung 1934 alle Bürger verpflichtet, einen Nachnamen zu tragen, verleiht das Parlament dem Präsidenten den Ehrennamen „Atatürk“.

Vater der Türken.

MEHMED VI. hat sich bereits am 17. November 1922 fortgeschlichen. Am frühen Morgen ist er durch Istanbul zum Hafen gelaufen, begleitet nur von einem kleinen Gefolge und seinem Sohn. Er wählte sich in Lebensgefahr, wollte vom Ausland aus Sultanat und Kalifat retten. Auf einem britischen Schlachtschiff verließ der 36. Herrscher der Osmanen die Stadt seiner Vorväter.

Er sieht das Goldene Horn nie wieder, stirbt 1926 in San Remo. Mit ihm endet nach über 600 Jahren das Osmanische Reich, jener Vielvölkerstaat, der einst über drei Kontinente herrschte und in dem Juden, Christen und Muslime lange friedlich nebeneinander lebten.

Nie wieder wird ein Herrscher gleichzeitig Hüter der heiligsten Stätten aller drei monotheistischen Weltreligionen sein. Eine laizistische Republik tritt an die Stelle der Sultane. Die Paläste Istanbuls lässt Kemal in Museen verwandeln, ebenso die Hagia Sophia – jene einst größte Kirche der Christenheit, die Mehmed II. 1453 nach der Eroberung Konstantinopels als Symbol seines Sieges zur Moschee umweihen ließ. □

Gesa Gottschalk, 31, ist Textredakteurin bei GEOEPOCHE. Sie hat ein Jahr lang in Thessaloniki studiert – unweit von Atatürks Geburtshaus.

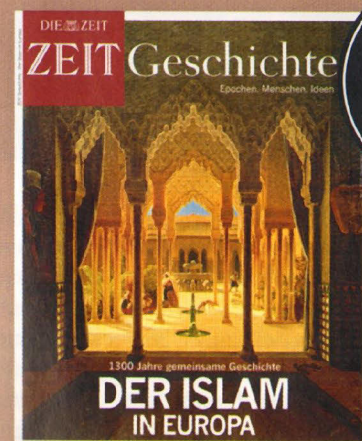
Geschichte neu entdecken!

ZEIT GESCHICHTE stellt große historische Figuren und bedeutende Epochen der Weltgeschichte vor – anschaulich, spannend und kontrovers.

www.zeit.de/zeitgeschichte



ZEIT GESCHICHTE 1/12
China – Alter Glanz und neue Macht



ZEIT GESCHICHTE 2/12
Der Islam in Europa

Jetzt
am
Kiosk!

Themenvorschau ZEIT GESCHICHTE 3/12:

Der Kalte Krieg – ab dem 21. August
am Kiosk erhältlich

ZEIT Geschichte

DEN NORDEN FEIERN

Die neueste Ausgabe der GEO Specials präsentiert Island: pur, klar und rau. Und so fröhlich, wie die Isländer selber sind

Reykjavík rockt: Jedes Jahr im Herbst treffen sich Musikprofis aus aller Welt, um in Islands Hauptstadt neue Klänge aufzuführen oder aufzuspüren. Mit dabei: die junge Band Retro Stefson – und GEO Special-Reporter Roland Schulz, der die Gruppe um den isländisch-angolanischen Sänger Unsteinn Stefánsson auf Konzerte, backstage und beim Flanieren durch den legendären Innenstadtdistrikt 101 begleitete. Wie kommt es, dass von hier aus so viele Stars wie

vergessen zu sein. Mit einem Mix aus neuem Selbstbewusstsein und bodenständiger Hemdsärmeligkeit wird wieder auffallend oft gefeiert: beim Landsmót-Pferdeturnier, das unter der Mitternachtssonne Islands Nationalstolz auf vier Beinen zelebriert, beim Réttir, dem nostalgischen Schafabtrieb am Ende des Sommers, irgendwo immer.

GEO Special-Reporter waren dabei. Aber sie begleiteten auch ein Team von Bergrettern ins Hochland, wo regel-

Die große Freiheit: Auf Island leben nicht mehr Menschen als in Bielefeld. Viel Raum also für exklusive Natur-Erlebnisse



Björk, Sigúr Ros oder Of Monsters and Men die Musikwelt erobern? Was macht Reykjavíks Szene so kreativ? Schulz und Stefánsson sind dieser Frage gemeinsam auf den Grund gegangen: nachzulesen im neuen GEO Special Island.

Tatsächlich brodelte es derzeit auf der Insel so lebendig wie kaum je zuvor – in der Kultur wie in der Natur; und auch ganz unabhängig von den 31 aktiven Vulkansystemen, die der Landschaft ihre dramatische Schönheit gegeben haben und sie immer wieder verändern. Veränderung auch in den Köpfen der Isländer: Die Jahre der Krise scheinen

mäßig jene Touristen stranden, die sich über- und die Kräfte der Natur unterschätzen; sie spürten der Neigung der Isländer zu exzentrischen Behausungen nach und sprangen in die schönsten Hot Pots und Naturquellen.

Fazit: Die Natur auf Island ist halt nordisch, aber man kann hier immer wieder in karibische Stimmungen geraten.



Zum Preis von 8,50 Euro im Handel

Außerdem im aktuellen GEO Special: Die Bedeutung der schauerlichen Saga-Helden; Islands neue Köche; vier GEO-Special-Routen mit garantiert vor Ort überprüften Tipps sowie sechs Einladungen zu unvergesslichen Erlebnissen. Und eine Bestseller-Autorin über die Reize des isländischen Winters



Je wilder, desto schöner: die Siegerbilder des Foto-Wettbewerbs Adlauge 2012

AUFGEBLÜHT

In seiner August-Ausgabe zeigt GEOLino die wildesten Bilder des großen Adlauge-Foto-Wettbewerbs 2012

Welch ein Wucher! Im April-Heft hat GEOLino mit dem Junior-Ranger-Programm und der Heinz Sielmann Stiftung zum vierten Adlauge-Foto-Wettbewerb aufgerufen. Diesmal sollten die Leser mit einem Vorher-nachher-Bilderpaar zeigen, wie es wohl aussähe, würde die Natur ihre Heimat zurückerobern.

Knapp 400 Kinder haben sich eine Kamera geschnappt und auf ihren Fotos die Wildnis wuchern lassen, mit aufgeklebten Blüten, Beeren, Blättern, Gräsern, Stöckchen. Sieger Julius Quathammer zauberte etwa aus „Omas altem Haus“ ein Dschungel-Paradies. Der zweitplatzierte Tom Julian Beschle ließ einen Strommast erblühen. Und Lennart Neubauer verwandelte für Platz drei ein Klo in ein „grünes Örtchen“.

Die wildesten Bilder sind nun in der August-Ausgabe von GEOLino und im Internet unter www.geolino.de/adlauge2012 zu sehen; seit dem 3. August außerdem in einer Fotoausstellung im Wattenmeerhaus Wilhelmshaven. Später touren die Bilder durch viele weitere Orte in Deutschland.



GEOLino kostet 3,60 Euro

Weitere Themen: Kitebuggy-fahren – auf drei Rädern über den Strand • Alpensteinböcke – der große Schmuggel • Spickzettel – besser als ihr Ruf • Tresore – echt knackig • Blick über den Tellerrand – köstliche Geschichten über die Herkunft von Pommes und Co.

ABGETAUCHT

In einem gefluteten Höhlensystem unter der mexikanischen Halbinsel Yucatán suchen Forscher nach den ersten Amerikanern

Unter der Regenwalddecke von Yucatán verbirgt sich ein gigantisches Labyrinth weitgehend unerforschter Tunnel. Einst waren sie trockene Höhlen im Karst, nach der letzten Eiszeit wurden sie vom steigenden Meerwasser geflutet – und zum feuchten Grab geheimnisvoller Menschen. Wer waren diese Menschen, woher kamen sie, wie waren sie hierher gelangt, wie lebten sie? Fragen, die Forscher anhand der Skelette und Schädel beantworten wollen, die von Tauchern

und Therapeuten an, die es mit dem Phänomen des Narzissmus zu tun haben. Einem Phänomen, mit dem sich GEO-Redakteurin Hania Luczak in der Titelgeschichte der aktuellen Ausgabe befasst.

Die narzisstische Persönlichkeit – wie ist der normale Egoismus in ihr zu übersteigter Selbst- und Anerkennungssucht geworden, zu einem entfesselten Ich, zu einer fast krankhaften Eigenliebe? Und ist diese Egomanie ein Erfolgsmodell der westlichen Gesell-

Eingang
in ein Reich
der Toten. Auf
dem Grund
der Höhlen im
Regenwald:
die Überreste
von Eiszeit-
Menschen



in den Höhlen von Yucatán entdeckt worden sind.

GEO-Expeditionsreporter Lars Abromeit und die Fotografen Marc Steinmetz und Eugenio Acevez sind mitgetaucht. Sie wurden Zeugen abenteuerlicher und höchst gefährlicher Bergungsaktionen in 40 Meter Tiefe. Und Abromeit ließ sich von dem Anthropologen Alejandro Terrazas dessen Theorie zu den Funden erläutern. Nach Terrazas steht nicht weniger an als eine gänzlich neue Sicht auf die Besiedlungsgeschichte Amerikas.

Erkundungen am Gegenwartsmenschen stellen unterdessen jene Sozialpsychologen

schaft, Konsequenz von Erfolgs- und Leistungsdruck, neuerdings verankert bereits in den Familien – oder zeigt sie deren Krise? Die Antworten darauf sind nicht einfach, die Frage bleibt spannend. Anstrengend jedenfalls der Versuch, Betroffene wieder auf den Boden zu holen. Luczak beschreibt ihn anhand zweier Fallgeschichten.



Die Septemberausgabe von GEO

Weitere Themen in der September-Ausgabe von GEO: Der 14. GEO-Tag der Artenvielfalt – eine deutsch-französische Natur-Inventur • Im Affenharem – bei den Dscheladas in den Bergen Äthiopiens • 50 Jahre Kuba-Krise – als die Welt am Abgrund stand • Bangladesch – der Fotograf, der Leben verändert



Wunderbare Wiederkehr: Der Bartgeier ist zurück in den Alpen

AB IN DIE BERGE!

Mit seiner neuesten Ausgabe wagt sich GEOLino extra hoch hinaus

„Madagascar“ ist wieder in den Alpen: Der junge Bartgeier ist zurückgekehrt, endlich. Jahrzehntlang waren die Riesenvögel – Spannweite drei Meter – dort verschwunden, gejagt hatte man sie, fast ausgerottet. Doch dann starteten Naturschützer eines der erfolgreichsten Wiederansiedlungsprojekte je. Es ist eine von vielen schönen Geschichten aus der Welt da ganz oben, von der das neue GEOLino extra erzählt.

Denn das Heft nimmt seine jungen Leser mit auf die Berge unserer Erde. Es entführt auf den höchsten aller Höhepunkte, den Mount Everest. Schaffte es bereits 1924 der Brite George Mallory bis ganz hinauf? Mehr als 80 Jahre nach dessen Verschwinden begibt sich ein Expertenteam auf dessen eisige Spur.

Unzweifelhaft ist dagegen, dass es dem jungen Kletterer David Lama Anfang 2012 als Erstem gelungen ist, den steilen und stets sturmumtosten Cerro Torre in Patagonien frei zu erklimmen. Im Heft ist sein Expeditionsbericht nachzulesen.

Und wer will, kann es David Lama sofort gleichtun. Denn GEOLino extra liegt ein eigens entwickeltes Kletterspiel bei.



Außerdem im Heft: Infos – Wann ist ein Berg ein Berg • Ausrüstung – wie Hightech-Kleidung hergestellt wird • Drunter und drüber – Geschichte der Alpendurchquerung • Edelweiß – Stern der Berge

GEOLino extra »Berge« ist auch mit DVD erhältlich

Die Geschichte des OSMANISCHEN REICHES

Der Stammesfürst Osman begründet um 1300 eine anatolische Dynastie. Seine Nachfahren erobern Territorien in Asien, Europa und Afrika – und schaffen das Weltreich der Osmanen

VON STEFAN SEDLMAIR; KARTEN: THOMAS WACHTER

Um 500

Nach dem Ende des weströmischen Kaisertums im Jahr 476 herrscht der oströmische Kaiser von Konstantinopel aus weiterhin über den Großteil des Balkans, Kleinasien, Syrien und Palästina, Teile des Zweistromlandes sowie über Ägypten und Libyen.

Damit ist sein Herrschaftsgebiet (für das in der Neuzeit der Begriff „Byzantinisches Reich“ aufkommt) weitgehend deckungsgleich mit dem späteren Osmanischen Reich in dessen größter Ausdehnung. Im folgenden halben Jahrtausend verliert der Kaiser jedoch weite Gebiete in Europa an slawische Völker – und fast alle Territorien in Nordafrika und Asien bis auf Anatolien an die Araber.

1071

Bei Manzikert in Ostanatolien unterliegt ein byzantinisches Heer dem Seldschuken Alp Arslan. Der Feldherr entstammt einem nomadischen Turkvolk aus dem Gebiet des Aralsees. Seine Vorfahren, darunter ein Häuptling namens Seldschuk, haben Ende des 10. Jahrhunderts den Islam angenommen

und später mit ihren türkischen Reiterkriegern ein großes Reich erobert, das sich damals von Zentralasien bis zur byzantinischen Grenze erstreckt.

Nach dem Sieg bei Manzikert fallen auch weite Gebiete in Kleinasien an die Seldschuken, woraufhin viele türkisch-islamische Nomadenstämme nach Anatolien einwandern. Das Reich der Seldschuken besteht jedoch nur wenige Jahrzehnte, bis es nach Erbfolgekriegen in mehrere Teilreiche zerfällt.

1176

Der byzantinische Kaiser Manuel Komnenos unternimmt einen Feldzug gegen das Sultanat der Rum-Seldschuken, das sich nach dem Auseinanderbrechen des seldschukischen Großreichs im vormals „römischen“ Anatolien etabliert hat. Doch in einer Schlacht unterliegt der byzantinische Herrscher den Rum-Seldschuken. Ausgehend von deren Hauptstadt Konya, entfaltet sich nun eine erste Blüte muslimischer Kultur in Kleinasien.

ab 1218

Die Mongolen unter Dschingis Khan drin-

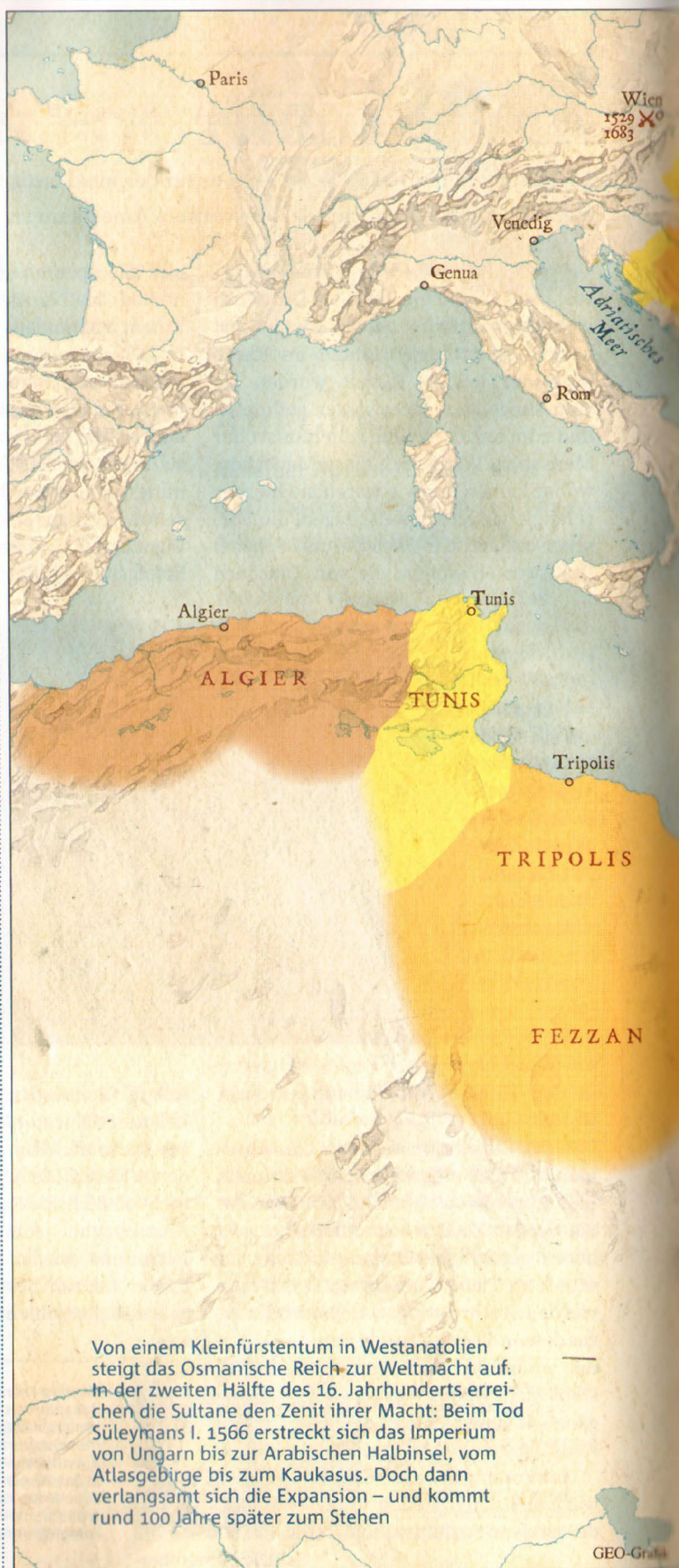
gen von Zentralasien aus nach Persien vor und unterwerfen die Region. Viele türkische Stämme fliehen vor den Eroberern nach Anatolien. Bald leben hier mehr Muslime als Christen (die zumeist Griechen oder Armenier sind). Unter den Nachkommen von Flüchtlingen, die aus dem heutigen Turkmenistan stammen, ist ein Häuptling namens Ertoğrul. Um 1235 lässt er sich mit seinem Stamm in Nordwestanatolien nieder, unweit der Grenze zum byzantinisch beherrschten Gebiet.

1243

Die Mongolen besiegen die Rum-Seldschuken in Anatolien, deren Sultanat sie zunächst als Vasallenstaat unterwerfen. Vor allem im Westen Anatoliens entstehen in der Folge zahlreiche türkische Kleinfürstentümer, die unter der Oberherrschaft der Rum-Seldschuken oder der Mongolen stehen und sich untereinander bekämpfen.

1288/89

Nach Ertoğruls Tod übernimmt sein Sohn Osman die Stammesführung und stellt sich



DAS IMPERIUM DER SULTANE 1500-1683



bald – zunächst als eine Art Heerführer – auch an die Spitze benachbarter Gruppen. Osman führt eine Reihe von Eroberungszügen, vor allem gegen byzantinische Ziele, aber auch gegen türkische Konkurrenten, und gründet ein eigenes Fürstentum.

Das daraus hervorgehende Reich wird mehr als 600 Jahre lang Osmans Namen tragen und bis auf eine kurze Unterbrechung von seinen Nachkommen beherrscht werden.

1326

Osmans Sohn Orhan nimmt die byzantinische Stadt Brusa (türkisch Bursa) ein und macht sie zu seiner Hauptstadt. In den folgenden Jahren erobert er den Großteil der byzantinischen Gebiete in Kleinasien. Orhan gibt sich den Titel „Sultan“ (höchster weltlicher Herrscher) und lässt eigene Münzen prägen – ein Zeichen dafür, dass er die Oberherrschaft der Mongolen nicht mehr anerkennt und sich als souveränen Herrscher sieht.

1346

Der byzantinische Thronprätendent Johannes Kantakouzenos verbündet sich mit Orhan, sichert sich so dessen Waffenhilfe im byzantinischen Bürgerkrieg und gibt ihm seine Tochter zur Frau. In seinem Dienst rücken osmanische Soldaten 1349 zum ersten Mal in einer großen Militärexpedition auf europäisches Gebiet vor. Fünf Jahre später erobern Orhans Truppen erstmals

europäisches Territorium für die Osmanen – die Halbinsel Gallipoli an den Dardanellen.

um 1369

Orhans Nachfolger Murad setzt die Eroberungen in Europa fort und macht Adrianopel (Edirne) zur Hauptstadt seines Reiches, das bald große Gebiete mit überwiegend slawischer Bevölkerung in den späteren Staaten Bulgariens und Mazedoniens sowie im Norden des heutigen Griechenlands umfasst. Das byzantinische Gebiet um die Hauptstadt Konstantinopel ist nun auf der Landseite vollständig von osmanischem Territorium umschlossen, der Kaiser muss dem Sultan Tribut zahlen.

1386

Die Fürsten der Karaman-Dynastie, lange die wichtigsten Konkurrenten der Osmanen in Anatolien, müssen deren Oberherrschaft anerkennen.

1389

28. Juni. Bei einem Eroberungszug auf dem Balkan kommt Sultan Murad I. während der Schlacht auf dem Amselfeld ums Leben. Der gegnerische Serbenfürst Lazar wird ebenfalls getötet. Murads Nachfolger Bayezid aber zwingt bald darauf große Teile Serbiens unter seine Herrschaft.

1393

Mit der Einnahme von Tarnovo ist das einst mächtige bulgarische Reich praktisch aufgelöst. Die osmanischen Eroberer erreichen

im folgenden Jahr die Donau.

1396

Bei Nikopolis überschreitet König Siegmund von Ungarn die untere Donau und dringt in das osmanisch beherrschte Bulgarien ein. Seinem Heer gehören viele Ritter aus Westeuropa an – lange hat Siegmund für einen Kreuzzug gegen die muslimischen Osmanen geworben. Sultan Bayezid fügt seinem Kontrahenten jedoch eine vernichtende Niederlage zu.

1402

Juli. Bei Ankara steht Bayezid dem zentralasiatischen Fürsten Timur gegenüber, der sich als legitimer Erbe der Mongolenherrscher sieht. In den Vorjahren hat der Sultan seine Herrschaft in Anatolien bis zum Oberlauf des Euphrats ausgeweitet. Hier stößt er an den Machtbereich Timurs, dessen Großreich sich bis nach Nordindien und Zentralasien erstreckt. In dieser Schlacht unterliegt Bayezid; er gerät in Gefangenschaft und stirbt bald darauf. In Anatolien setzt Timur die alten Fürstentümer als seine Vasallen wieder ein, wobei auch zwei von Bayezids Söhnen Gebiete erhalten. Ein dritter Sohn übernimmt die europäischen Besitzungen der Osmanen.

Als Timur 1403 mit seinem Heer aus Anatolien abzieht, um im Fernen Osten China anzugreifen, bricht in Anatolien ein langer Krieg aus, bei dem sich Bayezids Söhne gegen

die anderen Fürsten durchsetzen können, dann aber gegeneinander kämpfen.

1413

Mehmed geht aus dem Bruderkampf als Sieger hervor und herrscht als Sultan über das neu geeinte Reich. Nach Mehmeds Tod im Jahr 1421 gelingt es seinem Nachfolger Murad II., die meis-



ten schon vor 1402 beherrschten Gebiete zurückzuerobern und die westanatolischen Fürstentümer endgültig in sein Reich einzugliedern.

1451

Als Mehmed II. die Nachfolge seines verstorbenen Vaters antritt, gibt er Anweisung, seinen einjährigen Bruder zu töten. Später lässt er die Praxis des Brudermords sogar gesetzlich festschreiben, um die Einheit des Reiches nicht durch Erbstreitigkeiten zu gefährden (als Mehmed III. 1595

den Thron besteigt, befiehlt er die Hinrichtung von 19 Halbbrüdern; danach wird der Brudermord unüblich).

1453

29. Mai. Mehmed II. nimmt Konstantinopel ein. Die Soldaten des oströmischen Kaisers (der während der Kämpfe ums Leben kam) waren den Angreifern zahlenmäßig weit unterlegen.

Mehmeds Eroberung ist vor allem ein Prestigegewinn: Der Sultan sieht sich nun als Erbe der römischen Kaiser. Deren mehr als 1000 Jahre zuvor zum „Neuen Rom“ erhobene Kapitale macht er zur osmanischen Hauptstadt. „Von nun an“, erklärt der Sultan feierlich, „sei mein Thronort Istanbul.“ Denn so – von griechisch *is tin polin*, „in die Stadt“ – wird die Kapitale bereits seit Langem von der Bevölkerung genannt.

Die Hagia Sophia, das größte Gotteshaus der Christenheit, lässt Mehmed in eine Moschee umwandeln.

1468

In Albanien stirbt Gjergj Kastrioti, genannt Skanderbeg, der jahrzehntelang den Widerstand gegen die Osmanen angeführt hat. In den folgenden Jahren gelingt es Mehmed II., die albanischen Gebiete fest in seinen Herrschaftsbereich einzufügen. Wie im ab 1463 eroberten Bosnien nehmen nun auch hier große Teile der Bevölkerung den Islam an. In den vormals serbisch beherrschten Gebieten hingegen halten die

meisten Menschen an ihrem christlichen Glauben fest. Die nichtmuslimischen Untertanen des Sultans – darunter viele Juden – müssen eine Kopfsteuer zahlen und sind rechtlich benachteiligt. Erzwungene Übertritte zum Islam bleiben jedoch die Ausnahme.

1512

Mit Unterstützung der Janitscharen, einer Eliteeinheit der Infanterie, die unter anderem die Leibwache des Sultans stellt, zwingt Prinz Selim seinen Vater Bayezid II. zum Rücktritt, beseitigt rivalisierende Brüder und besteigt selbst den Thron. Dann wendet er sich gegen äußere Feinde, etwa gegen Schah Ismail I., der als Führer eines Sufi-Ordens ab 1501 ganz Persien sowie Teile Ostanatoliens erobert hat und nun auch osmanisches Gebiet bedroht.

Doch gegen das zahlenmäßig klar überlegene, mit Feldgeschützen und Musketen ausgerüstete Heer, das Selim 1514 nach Osten führt, haben Ismails Truppen keine Chance. Im August kann ihn der Osmaner schlagen und in der Folge Ismails Hauptstadt Täbris zeitweise besetzen.

Der osmanische Besitz in Asien umfasst nun erstmals auch den Osten der heutigen Türkei sowie den Nordirak.

1516

Selim bricht zu einem großen Feldzug gegen das Sultanat der ägyptischen Mamelucken auf, deren Gebiet in Nordsyrien an das

Osmanische Reich grenzt. Nach der Einnahme von Aleppo und Damaskus folgt im Januar 1517 die Eroberung der Hauptstadt Kairo. Selim zerschlägt den Mameluckenstaat und lässt dessen letzten Sultan hinrichten; die lokalen Fürsten integrieren er und sein Nachfolger aber in ihre Provinzverwaltung.

Der Scherif von Mekka, zuvor ein Vasall der Mamelucken, erkennt die weltliche Oberhoheit der osmanischen Sultane an, die als Beschützer der heiligen Stätten und der Pilgerwege nun eine Vorrangstellung in der muslimischen Welt beanspruchen. Außerdem übernimmt der Sultan das Amt des Kalifen; er ist damit in der Nachfolge des Propheten Mohammed auch das geistliche Oberhaupt aller Muslime.

1521

Sultan Süleyman (genannt „der Prächtige“) erringt schon bald nach seinem Regierungsantritt im September 1520 zwei große Erfolge: die Einnahme der ungarisch besetzten Festung Belgrad am 29. August und die Eroberung der Insel Rhodos im Dezember 1522. Zuvor hatten dort die christlichen Ritter des Johanniterordens geherrscht.

1526

Osmanische Truppen dringen in das durch interne Machtkämpfe und Bauernaufstände geschwächte Königreich Ungarn ein und vernichten das Heer König Ludwigs II. bei Mohács;

der Herrscher stirbt auf der Flucht. Daraufhin beansprucht Ludwigs Schwager, der spätere Habsburger Monarch Ferdinand I., den ungarischen Thron, während der Sultan einen Gegenkönig unterstützt. Erst nach dessen Tod (1540) beginnt Süleyman, seinem eigenen Reich Teile Ungarns einzuverleiben, das in der Folge dreigeteilt ist: Der Süden und das magyarische Kernland mit der Hauptstadt Buda fallen an den Sultan; im Osten mit Siebenbürgen herrschen die Nachfolger des verstorbenen Gegenkönigs als osmanische Vasallen. Und den Habsburgern bleibt ein Streifen, der das westliche Kroatien, das Burgenland und die Slowakei umfasst; zudem müssen sie dem Sultan jährlich Tribut zahlen.

1566

Anfang September stirbt Süleyman, knapp 46 Jahre nach seiner Thronbesteigung – die längste Amtszeit aller osmanischen Herrscher. Er hinterlässt ein Reich, das sich bis nach Mitteleuropa erstreckt und seit der Eroberung Bagdads (1534) und des gesamten Zweistromlandes über einen Zugang zum Persischen Golf verfügt. Das Schwarze Meer ist nahezu vollständig von osmanischem Besitz oder Vasallenstaaten umgeben, zu denen nun auch das Fürstentum Moldau gehört. In Nordafrika reicht der Einflussbereich des Sultans bis in den Westen des heutigen Algerien. Seit osmani-

sche Kriegsschiffe 1538 vor der Küstenstadt Prevesa in Nordwestgriechenland eine vereinigte christliche Flotte besiegt haben, ist Süleymans Reich auch die führende Seemacht im Mittelmeer.

Doch nicht alle Projekte Süleymans sind erfolgreich: So misslingt gleich zweimal (1551 und 1565) die Eroberung Maltas, wo sich der Johanniterorden nach der Vertreibung von Rhodos niedergelassen hat, ebenso wie die Versuche, den portugiesischen Stützpunkt Diu im Indischen Ozean zu stürmen (1538 und 1541). Unter Süleyman errichtete Provinzen im Jemen und an der afrikanischen Küste des Roten Meeres gehen zum Teil bald wieder verloren.

1569

Ein osmanisches Heer zieht gegen Astrachan. 1556 hat Iwan IV. (genannt „der Schreckliche“), Großfürst von Moskau, die Stadt am Mündungsdelta der Wolga eingenommen. Er nähert sich damit bedrohlich nah dem Gebiet der Krimtataren, deren Khane seit fast 100 Jahren Vasallen des Sultans sind. Der (letztlich erfolglose) Versuch, gemeinsam mit den Tataren Astrachan zu erobern, ist die erste von zahlreichen Auseinandersetzungen zwischen Osmanen und Russen.

1571

1. August. Truppen des Sultans Selim II. erobern die letzte venezianische Festung auf Zypern. Schon seit mehr als

100 Jahren führt die Republik Venedig immer wieder Krieg gegen die Osmanen – wobei am Ende stets die Sultane Sieger geblieben sind. Am 7. Oktober jedoch gelingt es einem Verband mehrheitlich spanischer und venezianischer Schiffe, bei Lepanto im Ionischen Meer eine osmanische Flotte zu vernichten.

Der symbolträchtige Erfolg gegen den zuvor scheinbar unbesiegbaren Gegner wird im christlichen Abendland gefeiert – politisch bleibt er allerdings weitgehend folgenlos. 1573 schließt die Republik einen Separatfrieden mit dem Sultan, in dem sie dessen Herrschaft über Zypern anerkennt und sich abermals zu hohen Geldzahlungen verpflichtet.

1590

Der Abschluss eines seit 1578 währenden Krieges gegen den Schah von Persien bringt Sultan Murad III. Gebietsgewinne, sein Territorium erstreckt sich nun bis zum Kaukasus und dem Kaspischen Meer. Doch seine Regierungszeit und die seiner Nachfolger Mehmed III. und Ahmed sind geprägt von Krisen. Aufstände der Janitscharen, die zu einem kaum noch zu kontrollierenden Machtfaktor geworden sind, sowie Rebellionen in Anatolien erschüttern das Reich. Zudem schlagen die Perser ab 1603 zurück: Ahmed muss die Gebiete im Osten wieder preisgeben.

1617

Mit Ahmeds Halbbruder Mustafa

besteigt zum ersten Mal ein Sultan den osmanischen Thron, der nicht ein Sohn seines Vorgängers ist. Der neue Herrscher ist vermutlich geistig zurückgeblieben und muss bereits nach einem Vierteljahr Ahmeds jungem Sohn Osman II. weichen. Der wird 1622 von Janitscharen umgebracht, woraufhin abermals Mustafa Sultan wird. Im folgenden Jahr tritt Osmans elfjähriger Bruder Murad IV. an seine Stelle. Die tatsächliche Macht im Reich geht jetzt nicht mehr von dem Monarchen aus: Die Politik bestimmt die Mutter des minderjährigen Sultans.

1669

Ein 1645 begonnener Krieg mit Venedig um Kreta endet mit einem Erfolg für den Sultan, als die letzte Bastion der Republik fällt – nach mehr als 20-jähriger Belagerung.

1683

Nachdem über fast 150 Jahre etliche Feldzüge in Ungarn den Osmanen zwar kleinere Gebietsgewinne erbracht, an der Grundkonstellation – der Dreiteilung des Königreichs – jedoch nichts geändert haben, bricht erneut ein Heer des Sultans Richtung Nordwesten auf. Als etwa 200 000 Kämpfer unter dem Oberkommando von Großwesir Kara Mustafa im habsburgischen Teil Ungarns auf wenig Widerstand treffen, überschreiten sie die Grenze zum Heiligen Römischen Reich und marschieren gegen die nahe gelegene Hauptstadt der österreichischen

Habsburger: Wien. Anfang September haben osmanische Sprengmeister einen Teil der Befestigungsanlagen zerstört, der Durchbruch scheint bevorzustehen. Da trifft ein christliches Entsatzheer ein: Die vereinigten Truppen deutscher Fürsten und des Königs von Polen, Johann III. Sobieski, besiegen die Belagerer am 12. September.

1697

Bei Zenta im heutigen Serbien schlägt der kaiserlich-habsburgische Oberbefehlshaber Prinz Eugen von Savoyen ein großes osmanisches Heer. Nach der Belagerung von Wien haben das Heilige Römische Reich, Polen, Russland und Venedig eine „Heilige Liga“ gegründet. In den folgenden Jahren verwickelt die Liga das Osmanische Reich in einen aufreibenden Vierfrontenkrieg, der in Ungarn, Moldau, auf der Krim und im östlichen Mittelmeer geführt wird.

Zwei Jahre nach der Schlacht von Zenta beendet der Friedensvertrag von Karlowitz den „Großen Türkenkrieg“. Darin tritt Sultan Mustafa II. fast alle Besitzungen in Ungarn an die Habsburger ab und verzichtet auf die Oberhoheit in Siebenbürgen.

Die erfolgreiche Zurückdrängung der Osmanen gilt im Westen als entscheidender Wendepunkt, Prinz Eugen wird als Retter des Abendlandes gefeiert. Gleichwohl herrschen die Sultane auch weiter-

hin über nahezu die gesamte Balkanhalbinsel.

1730

Nach Niederlagen in Persien sowie einem von den Janitscharen geführten Aufstand muss Sultan Ahmed III. abtreten. Damit endet die später als „Tulpenzeit“ bezeichnete Phase unter seiner Herrschaft, die sich trotz fortschreitender wirtschaftlicher und sozialer Probleme im Reich durch den luxuriös verfeinerten Lebensstil des Hofes und eine kulturelle Blüte auszeichnete.

1774

21. Juli. Ein Friedensschluss beendet einen Krieg, den die Osmanen seit 1768 gegen Russland geführt und nun verloren haben. Sultan Abdülhamid muss der Zarin, Katharina der Großen, zahlreiche Zugeständnisse machen. So gelangen mehrere Häfen am Schwarzen Meer sowie eine große Region im Nordkaukasus in russischen Besitz. Zudem wird das Khanat der Krimtataren, langjähriger Vasall der Osmanen, für unabhängig erklärt. Tatsächlich aber übernimmt Russland die Kontrolle über das Tatarenreich, das neben der Krim auch die südliche Ukraine umfasst. 1783 annektiert die Zarin das Gebiet offiziell.

1798

1. Juli. Bei Alexandria geht eine Armee der Französischen Republik an Land. Der Oberkommandierende, General Napoleon Bonaparte, findet mit Ägypten

eine osmanische Provinz vor, in der die Zentralregierung seit Langem kaum noch Einfluss besitzt. Die tatsächliche Macht liegt hier bei den lokalen Mameluckenfürsten. Deren Soldaten kann der Franzose unweit der Pyramiden von Gizeh vernichtend schlagen. Als zwölf Monate später endlich ein Heer des Sultans Ägypten erreicht, gelingt Napoleon erneut ein Sieg. Doch als er sich kurz darauf nach Paris begibt, ist sein Feldzug längst zum Desaster geworden: Die englische Marine hat seine Flotte versenkt. Im Juni 1801 kapitulieren die Franzosen vor einer osmanisch-britischen Armee und kehren in ihre Heimat zurück.

1804

In Serbien bricht ein Aufstand aus, der die Unabhängigkeit von den Osmanen zum Ziel erhebt. Nach der Niederschlagung 1813 und weiteren Rebellionen räumt Sultan Mahmud II. den Serben 1817 Autonomierechte ein, billigt ihnen schließlich sogar einen eigenen Herrscher zu: 1830 entsteht das Fürstentum Serbien als weitgehend selbstständiger Staat innerhalb des Osmanischen Reiches.

1805

Nach erneuten Kämpfen gegen die Mameluckenfürsten in Ägypten sowie einem Volksaufstand ernannt Selim III. den aus dem heutigen Griechenland stammenden Truppenführer Mehmed Ali zum Gouverneur

der Provinz. Der kann sich auf ihm ergebene osmanische Soldaten überwiegend albanischer Herkunft stützen und begründet ein praktisch autonomes Regime, ohne aber offen mit dem Sultan zu brechen. Es gelingt ihm, die Mamelucken endgültig zu entmachten: 1811 lässt er etliche ihrer Führer liquidieren. Durch Reformen und Modernisierungen führt er Ägypten zu wirtschaftlicher und militärischer Blüte.

1811

Mehmed Alis Heer zieht im Auftrag des Sultans gegen die Wahhabiten, Anhänger einer fundamentalistischen Richtung des sunnitischen Islams, die bei den

Beduinen im Binnenland Arabiens starken Zulauf gefunden hat. Unter der Führung von Mitgliedern der Saud-Dynastie halten sie seit einigen Jahren Mekka und Medina besetzt und kontrollieren den Zugang zu den heiligen Stätten streng. Im Dezember erobern Mehmed Alis Truppen Medina, im folgenden Monat auch Mekka. 1818 nehmen sie die saudische Hauptstadt Diriyya ein – der Wahhabiten-Staat ist zerschlagen.

1826

Mahmud II. betreibt die Auflösung des Janitscharenkorps. Die mächtigen Anführer der einstigen Elitetruppe haben sich schon unter Mahmuds Vorgän-

gern als starkes Hindernis für alle Reformversuche erwiesen, etwa die Errichtung neuer, nach westlichen Konzepten aufgestellter Truppenteile. Im Juni 1826 lässt der Sultan die Janitscharenkasernen in der Hauptstadt mit Kanonen beschießen und ein Blutbad unter den Kämpfern anrichten. Letztlich bleibt die Heeresreform aber erfolglos: Die neuen Truppen entwickeln sich zu langsam, um entscheidend zur Verteidigung des Reiches beizutragen.

1827

Großbritannien, Frankreich und Russland greifen in einen Konflikt zwischen dem Osmanischen Reich und Aufständischen in Griechen-

land ein, der seit 1821 schwelt. Vermutlich sieht jede der drei Großmächte in einem unabhängigen Hellenenstaat eine geeignete Basis für die eigenen Interessen in der Region. Am 20. Oktober vernichten die alliierten Schiffe in der Bucht von Navarino die osmanische Flotte. 1832 muss der Sultan die Gründung eines unabhängigen griechischen Königreiches hinnehmen, das allerdings nur den Süden des heutigen Staates umfasst.

1838

Mehmed Ali kündigt an, sein ägyptisches Reich für unabhängig zu erklären. Daraufhin ziehen 1839 Truppen des

1683–1914: NIEDERGANG EINES IMPERIUMS





Sultans gegen die Armee des abtrünnigen Vasallen – und werden vernichtet geschlagen. Als zudem wenige Tage später Mahmud II. stirbt, scheint das Ende der Osmanen nah.

Doch nun greifen Europas Großmächte auf Seiten des neuen Sultans Abdülmecid I. ein. Großbritannien, Österreich, Preußen und Russland drohen Mehmed Ali mit einem Militäreinsatz. Zar Nikolaus, dessen Reich in den 160 Jahren zuvor immer wieder Krieg gegen die Osmanen geführt hat, sieht den Bosphorus offenbar lieber unter der Herrschaft eines schwächelnden Sultans als in den Händen der ägyptischen Armee. Mehmed

Ali lenkt ein und fügt sich wieder in sein Vasallentum. Das Osmanische Reich ist gerettet, nun aber ein Spielball fremder Mächte.

1853

30. November. Bei Sinope an der anatolischen Schwarzmeerküste vernichten russische Schiffe die vor Anker liegenden osmanischen Flotte. Es ist die erste große Niederlage der Osmanen in einem Konflikt, der einige Monate zuvor durch russische Provokationen ausgebrochen ist und später den Namen „Krimkrieg“ erhält. Zar Nikolaus I. will ein lang angestrebtes Ziel der russischen Außenpolitik erreichen: die Zerschlagung des Os-

manischen Reiches und die Herrschaft über den Bosphorus. Das aber versuchen Frankreich und Großbritannien zu verhindern. Am 28. März 1854 treten sie auf Seiten des Sultans in die Auseinandersetzung ein. Rund zwei Jahre dauern die Kämpfe an. Erst am 30. März 1856 wird ein Friedensvertrag geschlossen, der die Integrität des Osmanischen Reiches zu einer Frage des gesamteuropäischen Interesses erklärt.

1869

November. In Port Said wird der Suezkanal eröffnet. Verantwortlich für dessen Bau und Betrieb ist eine französisch-ägyptische Aktiengesellschaft; der osmanische Staat hingegen, dem Ägypten noch immer angehört, ist an dem Projekt nicht beteiligt. So hat der Sultan seine Zustimmung zu dem Unternehmen erst 1866 gegeben – sieben Jahre nach Baubeginn.

1876

31. August. Abdülhamid II. wird neuer Sultan – in einer der größten Krisen des Reiches: Die vielen Kriege und eine permanente Überschuldung des Reiches haben im Jahr zuvor zum Staatsbankrott geführt. Nun trotz einer Gruppe junger Reformer dem noch nicht fest etablierten Herrscher eine Verfassung ab, die ein Parlament vorsieht.

1877

24. April. Russland erklärt dem Osmanischen Reich den Krieg. Kurz darauf

verkündet das Fürstentum Rumänien seine Unabhängigkeit, und auch in Serbien und Montenegro, die sich schon im Vorjahr gegen die Oberherrschaft des Sultans erhoben haben, flammen wieder Kämpfe auf.

1878

30. Januar. Russische Truppen stehen vor Istanbul.

13. Februar. Wegen des Krieges gegen Russland verhängt Abdülhamid den Staatsnotstand, löst das im vergangenen Frühjahr gewählte Parlament auf und suspendiert die Verfassung. In den folgenden 30 Jahren führt er das Land wieder als Alleinherrscher. Viele der Reformer und Parlamentarier müssen das Reich verlassen.

3. März. In einem Friedensvertrag mit Russland muss der Sultan große Gebietsverluste und die Bildung eines autonomen bulgarischen Staates hinnehmen, der sich bis zum Mittelmeer erstrecken soll.

13. Juni. Nach der Niederlage des Osmanischen Reiches gegen Russland eröffnet Otto von Bismarck, der Kanzler des Deutschen Reiches, in Berlin einen Kongress, der über die Zukunft des Balkans entscheiden soll. Vertreter des Sultans sind zwar eingeladen, Mitsprache wird ihnen dennoch kaum gewährt.

Durch Beschluss der Großmächte erlangen Serbien und Rumänien endgültig die staatliche Unabhängigkeit, ebenso Montenegro, dessen Territorium vergrößert

wird und das Zugang zur Adria erhält. Bosnien und die Herzegowina bleiben nominell osmanische Herrschaftsgebiete, werden jedoch unter österreichisch-ungarische Verwaltung gestellt. Vor allem auf Betreiben Großbritanniens werden die Ergebnisse des russisch-osmanischen Friedensvertrages von 1878 revidiert. Bulgarien wird aufgeteilt in ein weitgehend selbstständiges Fürstentum im Norden und den Süden, der unter osmanischer Herrschaft bleibt.

1882

Britische Truppen schlagen in Ägypten die Revolte eines nationalistischen Offiziers nieder – und bleiben am Nil. Formal gilt zwar bis 1914 die osmanische Oberherrschaft, tatsächlich aber steht das Land nun für Jahrzehnte unter britischer Okkupation. Großbritannien, das seit 1878 auch Zypern kontrolliert, ist damit die Vormacht im östlichen Mittelmeer.

1898

Der deutsche Kaiser Wilhelm II. besucht bei einer Reise ins Heilige Land Istanbul und andere Städte des Osmanischen Reiches und bekundet seine Freundschaft zur islamischen Welt. In der Folge vermittelt der deutsche Botschafter einen Vertrag zum Bau der Bagdadbahn: Die Eisenbahnstrecke vom Bosphorus nach Konya in Anatolien, die eine Gesellschaft unter deutscher Führung bereits 1896 fertiggestellt hat, soll bis

zur Metropole des Zweistromlandes verlängert werden, wiederum von deutschen Unternehmen. Im Jahr 1903 beginnen die Arbeiten (das letzte Teilstück wird aber erst 1940 in Betrieb genommen).

1908

23./24. Juli. Sultan Abdülhamid II. beugt sich einer auf dem Balkan ausgebrochenen Offiziersrevolte und setzt die Verfassung von 1876 wieder in Kraft. Die aufständischen Militärs stehen einer Bewegung nahe, deren Anhänger im Ausland „Jungtürken“ (im Sinne von „Neue Türken“) genannt werden.

Österreich-Ungarn nutzt die instabile Lage, um Bosnien und die Herzegowina auch formal zu annektieren. Das Fürstentum Bulgarien wiederum erklärt sich mit Duldung der Großmächte zum unabhängigen Königreich.

Gleichwohl gelingt es in den folgenden Jahren dem von Jungtürken gebildeten „Komitee für Einheit und Fortschritt“, die tatsächliche Macht im osmanischen Staat zu erlangen. Sultan Mehmed V. (der 1909 dem abgesetzten Abdülhamid folgt) ist kaum mehr als eine Repräsentationsfigur des Reiches. Innerhalb der Jungtürkischen Bewegung setzt sich eine nationalistisch gesinnte Fraktion durch, die Modernisierungen sowie die Säkularisierung des Staates fordert, deren Politik aber auch gegen ethnische Minderheiten gerichtet ist.

1912

Während Machtkämpfe das Osmanische Reich erschüttern, verbünden sich Griechenland, Bulgarien, Serbien und Montenegro. Im Oktober erklären sie dem Sultan den Krieg und erobern innerhalb weniger Wochen fast alle europäischen Gebiete des Reiches.

Doch bei der Aufteilung der Beute mischen sich erneut die Großmächte ein. Eine Konferenz in London legt fest, dass der Sultan Kreta sowie die Inseln in der Ägäis abgeben muss und auf dem europäischen Festland nur ein kleines Territorium mit der Hauptstadt behalten darf. Ein Teil der albanisch besiedelten Gebiete wird als neu geschaffenes Fürstentum unabhängig, andere Regionen fallen an die Nachbarn – darunter der Kosovo an Serbien. Offen bleibt die Zukunft jener Region im Herzen des Balkans, die heute den Norden Griechenlands mit der Region Makedonien sowie die exjugoslawische Republik Mazedonien umfasst: Der Berliner Kongress hatte sie unter osmanischer Herrschaft belassen, jetzt erheben Serbien, Griechenland und Bulgarien Anspruch.

1913

Dem Ersten Balkankrieg folgt umgehend der Zweite: Bulgarien kämpft nun gegen die eben noch verbündeten Staaten um den Besitz Makedoniens. Der Allianz seiner Gegner schließt sich zudem Rumänien an – und auch der frühere Hauptfeind, das

Osmanische Reich, nutzt die Situation, um einige Gebiete zurückzuerobern. Nach seiner Niederlage muss Bulgarien einen Großteil der zuvor gewonnenen Territorien wieder abgeben.

1914

29. Oktober. Zwei deutsche Panzerschiffe unter osmanischer Flagge greifen russische Stellungen am Schwarzen Meer an.

Kurz darauf tritt das Osmanische Reich, in dem die Jungtürken inzwischen ein autoritäres Regime führen, auch offiziell in den wenige Monate zuvor ausgebrochenen Ersten Weltkrieg ein. Die Motive der Regierung, an der Seite des Deutschen Reiches und Österreich-Ungarns den Kampf gegen die Großmächte Frankreich, Großbritannien und Russland zu wagen, sind vielschichtig. Mit deutscher Hilfe, so glauben manche Führer der Jungtürken, könnte es gelingen, die Gebietsverluste der vergangenen Jahrzehnte zu revidieren und Russland zurückzudrängen. 1915 schlagen die osmanischen Truppen einen britischen Angriff auf die Dardanellen und die Halbinsel Gallipoli zurück. Eine Offensive im Kaukasus endet hingegen im Desaster, russische Truppen dringen im Gegenzug weit auf anatolisches Gebiet vor.

1915

Der osmanische Innenminister befiehlt die Deportation der Armenier aus Anatolien – der

neben den Griechen größten nicht-muslimischen Bevölkerungsgruppe in Kleinasien. Sie gelten als mögliche Überläufer zum ebenfalls christlichen russischen Gegner, zumal auf dessen angrenzenden Territorien viele Armenier leben.

Diesen Vorwand benutzt Istanbul, um die Armenier zu vertreiben – und zu vernichten; angeblich sollen sie in Teile Syriens und des heutigen Irak umgesiedelt werden, doch das sind lebensfeindliche Wüstengebiete. Die Deportationen werden zu Todesmärschen: Massaker osmanischer Sicherheitskräfte und Überfälle kurdischer Milizen fordern unzählige Opfer. Und von den Menschen, die in den „Siedlungsgebieten“ ankommen, sterben die meisten durch Krankheiten, Hunger, Durst oder Tötungskommandos. Viele Historiker sehen darin den bis dahin größten Genozid der Geschichte.

Vor allem von türkischer Seite wird dagegen bis heute bestritten, dass es sich um einen gezielten Völkermord gehandelt habe. Auch die Vermutungen über die Opferzahlen differieren. Ernstzunehmende Schätzungen gehen von etwa einer Million Toten aus.

1917

Die Revolutionen in Russland sowie der anschließende Bürgerkrieg ermöglichen es der osmanischen Armee, zuvor verlorene Territorien am Kaukasus zurückzugewinnen. Doch im Süden zeichnet

sich eine Niederlage ab: Britische Truppen, unterstützt von einheimischen Beduinen, vertreiben die Osmanen aus Arabien, Palästina, Syrien und dem Zweistromland. Der britische Offizier T. E. Lawrence („Lawrence von Arabien“) wird später behauptet, die Araber zum Aufstand bewegt zu haben. Im Herbst

Kemal bricht mit den osmanischen Traditionen

1918 werden in Istanbul die Jungtürken entmachtet. Der Sultan ernannt eine neue Regierung. Die bittet um einen Waffenstillstand, der am 30. Oktober unterzeichnet wird.

1920

10. August. Nach der Niederlage im Ersten Weltkrieg schließen Vertreter von Sultan Mehmed VI. unter Protest den Friedensvertrag von Sévres mit den Siegermächten. Sämtliche arabischen Gebiete scheiden aus dem Osmanischen Reich aus,

Istanbul und die Küsten des Marmarameeres werden unter internationale Kontrolle gestellt, das restliche europäische Territorium sowie die Region um Izmir (Smyrna) an der Ägäis fallen an Griechenland. In Nordostanatolien soll ein armenischer Staat entstehen, südlich davon ein autonomes Gebiet der Kurden. Die verbleibenden Territorien geraten zu großen Teilen unter französische oder italienische Besatzung.

Tatsächlich aber ist der Vertrag bei Unterzeichnung schon überholt: Denn während die Alliierten noch mit der Regierung in Istanbul verhandelten, hat eine Gruppe überwiegend türkisch-nationalistischer Offiziere, in der die Jungtürken aufgehen, ein Gegenregime zum Sultanstaat errichtet und in Ankara ein eigenes Parlament ausgerufen.

Die Nationalisten, denen sich die meisten der noch immer unter Waffen stehenden osmanischen Soldaten angeschlossen haben, kämpfen erfolgreich gegen Einheiten des Sultans und gegen die Truppen Griechenlands, Briten, Franzosen und Italiener, die vor einem weiteren großen Konflikt zurückschrecken, ziehen ihre Soldaten aus dem Kriegsgebiet ab.

1922

9. September. Bei der Einnahme von Izmir richtet die türkische Armee ein Massaker unter der griechischen Bevölkerung an.

2. November.

Nachdem die türkischen Truppen die griechische Armee geschlagen und die Alliierten mit der Nationalregierung einen Waffenstillstand geschlossen haben, erklärt das Parlament in Ankara die Aufhebung des Sultanats und damit das Ende des Osmanischen Reiches.

Mehmed VI., der letzte osmanische Herrscher, muss das Land verlassen, er stirbt 1926 in San Remo.

1923

29. Oktober. Mustafa Kemal, der Oberbefehlshaber der Armee und Vorsitzende der Nationalversammlung, ruft die Republik Türkei aus und lässt sich von der Nationalversammlung (ohne Gegenkandidaten) zum Staatspräsidenten wählen. Wie viele seiner Mitstreiter stand er zunächst den Jungtürken nahe, distanzierte sich später aber von ihnen. Als Offizier gelangte er 1915 zu militärischem Ruhm und stieg nach dem Weltkrieg zum Anführer der Nationalbewegung auf.

Bis zu seinem Tod 1938 regiert er den neuen Staat autoritär und schlägt einen drastischen Modernisierungskurs ein in bewusster Abwendung von Traditionen des Osmanischen Reiches. 1934 verleiht ihm die Nationalversammlung den Ehrentitel „Atatürk“ (Vater der Türken). □

Stefan Sedlmair, 45, unterstützt regelmäßig das Verifikations-Team von GEOEPOCHE, **Thomas Wachter**, 53, ist GEO-Kartograph.

Der Sammler

Tag für Tag ist Bildredakteur Roman Rahmacher auf der Jagd – nach dem besonderen Foto

Schöne Dinge zu horten liegt wohl in seinen Genen. Schon Roman Rahmachers Vater hatte ein Kunst- und Antiquitätengeschäft. Und der Sohn: Zuerst waren es die gemalten Bilder, die ihn reizten – die visuellen Dokumente vergangener Epochen. So weit ging die Lust am Historischen, dass Rahmacher, geboren in Paderborn, eine Ausbildung zum Restaurator abschloss, wobei er sich vor allem der Wandmalerei widmete. Doch schon bald lockten ihn die neueren Techniken der Bilderzeugung: das Fotografieren.

Allerdings noch nicht als Sammler, sondern als Produzent. Und so studierte er in Bielefeld „Visuelle Kommunikation“ mit dem Schwerpunkt Fotografie. Für seine Diplomarbeit bereiste Rahmacher zahlreiche Länder des Nahen Ostens. Weitere seiner Fotoreportagen führten ihn nach Indien, Südamerika und Südostasien. Derzeit arbeitet er an einem Buchprojekt über Kambodscha.



ROMAN RAHMACHER

Seit 2007 gehört der 52-jährige Bildredakteur zum Team von GEOEPOCHE. Hier kann er seine Begeisterung für Historisches und für die Fotografie miteinander verbinden – ergänzt um seine Vorliebe fürs Sammeln. Denn täglich gilt es, aus der Unzahl der Bilder jene herauszufiltern, die aus Texten überhaupt erst mitreißende Geschichten machen.

Auch privat ist Roman Rahmacher auf der ewigen Jagd nach faszinierenden Einzelstücken, etwa historischen Fotografien. Gerade deren Alterserscheinungen sowie frühere Stempel

und Beschriftungen lassen in seinen Augen Vergangenes deutlich werden und vermitteln eine besondere Aura.

Derzeit hängen an den Wänden seiner Wohnung über den Fleeten Hamburgs in der Nähe des Hafens in erster Linie Studiofotografien aus aller Welt, zusammengetragen bei Rahmachers zahlreichen Reisen in den vergangenen Jahren.

Fotovermerk nach Seiten

Anordnung im Layout: l.= links, r.= rechts, o.= oben, m.= Mitte, u.= unten

Titel: Dagli Orti/Musée du Château de Versailles/The Art Archive

Editorial: Roman Rahmacher für GEOEPOCHE: 3 u.

Inhalt: Nachweise bei den jeweiligen Artikeln

Abendglanz eines Imperiums: Albert Harlingue/Roger-Viollet: 6/7; bpk: 8/9, 17 o.; Coll. Pierre de Gigord/Getty Research Institute: 10 o.; G. Lekegian/Rheinisches Bildarchiv, Köln: 10 u.; Sebah & Joaillier/George Eastman House, Rochester, New York: 11 o.; Abdullah Frères: 11 u.; Guillaume Berggren/bpk: 12/13; Abdullah Frères/Roger-Viollet: 14/15; Felix J. Koch/National Geographic Society/Corbis: 16 o.; Abdullah Frères/bpk: 16 u.; Boyer/Roger-Viollet/Getty Images: 17 u.; Abdullah Frères/National Geographic Society/Corbis: 18/19/20; Abdullah Frères/Coll. Pierre de Gigord/Getty Research Institute: 21/22/23/24 o.; Sebah & Joaillier/Coll. Pierre de Gigord/Getty Research Institute: 21/22/23/24 u.; Pascal Sebah/akg-images: 25/26/27

Entscheidung am Bosphorus: akg-images: 28/29; Topkapi Sarayi Müzesi: 31, 32, 36, 39, 43; Topkapi Palace Museum: 35; Topkapi Palace Museum/Bridgeman Art Library: 40; Electa/akg-images: 38; Thomas Goldschmidt/Badisches Landesmuseum Karlsruhe: 34, 37, 41, 42

Allahs Schatten: AISA/Ullstein bild: 48; bpk: 49; Bodleian Library Oxford/The Art Archive: 56; Topkapi Sarayi Müzesi: 51, 52, 55, 60 l., 60 r.; The Art Archive: 62; Bridgeman Art Library: 59

Die heimliche Herrscherin: Christie's Images/ARTOTHEK: 64/65, 70/71; akg-images: 66, 72/73; fine art images/culture-images: 68/69; Christie's Images/Bridgeman Art Library: 75; fal/culture-images: 76 o.; Hulton Archive/Getty Images: 76 l. v. o.; SIPA PRESS: 76 l. v. u.; Stapleton Historical Collection/dpa Picture-Alliance: 76 u.

Duell an der Donau: bpk: 80/81, 82 u. l.; akg-images: 82/83, 83 u. r., 84/85; Bridgeman Art Library: 86; Reinhard Krafft/bpk: 86 u. l.; Sotheby's/akg-images: 87 u. r.; Hermann Bu-

resch/bpk: 88-89; Heeresgeschichtliches Museum Wien/Bridgeman Art Library: 90/91

Eiferer aus der Wüste: Christie's Images/ARTOTHEK: 99; Private Collection: 100; Musée des Beaux-Arts/Marseille: 103; Peter Willi/ARTOTHEK: 104

Der Rivale: Lebrecht Music & Arts/culture-images: 108; école-du-regard/Leemage: 109; Bridgeman Art Library: 110/111, 112/113, 116/117; Bildarchiv Steffens/akg-images: 114/115

Die eiserne Karawane: POLAR Film-Medien GmbH: 122, 123, 127 r., 129 r., 130 l., 130 r.; Mary Evans/Interfoto: 124; Max Fleck/Deutsche Botschaft Istanbul: 125; Hausarchiv Sal. Oppenheim: 126; Philipp Holzmann AG: 126/127; Institut für Stadtgeschichte/Frankfurt am Main: 128; Sammlung Rauch/Interfoto: 128/129; Deutsche Bank/Historisches Archiv: 132

Ein verleugnetes Verbrechen: Library of Congress: 135, 142; Rue des Archives/Süddeutsche Zeitung Photo: 136, 137 r.; Nicola Perscheid/bpk: 137 l.; Project SAVE Armenian Photograph Archives: 138; The Armenian Genocide Museum: 139; National Geographic Stock: 141; Corbis: 143, 145, 147; Near East Relief Society/The Armenian Genocide Museum: 146

Atatürk – Der Vater der Republik: René Dazy/Rue des Archives: 148; Scherl/Süddeutsche Zeitung Photo/Ullstein bild: 150; dpa/Ullstein bild: 151 m.; Ullstein bild: 152 o.; Mirropix/Bullspres: 152 u.; akg-images: 153 o.; Richter/Cinetext: 153 u.; Topical Press Agency/Getty Images: 154; General Photographic Agency/Getty Images: 155 o.; Hulton-Deutsch Collection/CORBIS: 155 m.; Price/Topical Press Agency/Getty Images: 156

Mitarbeiter-Porträt: Michael Schindel für GEOEPOCHE: 169

Vorschau: Roy Lichtenstein/MMK Museum für Moderne Kunst Frankfurt am Main/© VG Bild-Kunst, Bonn 2012: 171

Karten: Thomas Wächter für GEOEPOCHE: 30, 33, 44, 45, 124/125, 162/163; Christian Kuhlmann für GEOEPOCHE: 46, 93, 158, 166/167

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos übernehmen Verlag und Redaktion keine Haftung.

© GEO 2012 Verlag Gruner + Jahr, Hamburg, für sämtliche Beiträge.

Das Magazin für Geschichte

Gruner + Jahr AG & Co KG, Druck- und Verlagshaus,
Sitz von Verlag und Redaktion: Am Baumwall 11, 20459 Hamburg.
Postanschrift der Redaktion: Brieffach 24, 20444 Hamburg.
Telefon 040 / 37 03-0, Telefax 040 / 37 03 56 48,
E-Mail (Redaktion): briefe@geo.de,
Internet: www.geo-epoche.de

CHEFREDAKTEUR

Michael Schaper

GESCHÄFTSFÜHRENDER REDAKTEUR

Cay Rademacher

KONZEPT DIESER AUSGABE

Dr. Frank Otto

ART DIRECTION

Tatjana Lorenz

TEXTREDAKTION

Jörg-Uwe Albig, Jens-Rainer Berg, Insa Bethke, Dr. Anja Fries,
Gesa Gottschalk, Joachim Telgenbüscher

BILDREDAKTION

Christian Gargerle, Roman Rahmacher, Katrin Trautner

VERIFIKATION

Lenka Brandt, Olaf Mischer, Alice Passfeld, Andreas Sedlmair
Freie Mitarbeit: Dr. Sven Holger Brunsch, Tobias Hamelmann,
PD Dr. Dirk Hempel, Svenja Muche, Stefan Sedlmair

LAYOUT-Timo Zett

Freie Mitarbeit: Eva Mitschke

WISSENSCHAFTLICHE BERATUNG

Tobias Völker

KARTOGRAPHIE

Thomas Wächter, Stefanie Peters
Freie Mitarbeit: Christian Kuhlmann

SCHLUSSREDAKTION

Dirk Krömer, Ralf Schulte

CHEF VOM DIENST TECHNIK

Rainer Droste

AUTOREN

Freie Mitarbeit: Dr. Ralf Berthor, Tilman Botzenhardt, Oliver Fischer,
Sebastian Kretz, Dr. Christoph Kücklick, Dr. Mathias Mesenhöller,
Johannes Schneider, Bertram Weiß

ILLUSTRATION: Tim Wehrmann

HONORARE: Petra Schmidt

REDAKTIONSASSISTENZ: Ursula Arens

Freie Mitarbeit: Heidrun Brockmann, Annette Riestenpatt,
Cornelia Wawroschek

Verantwortlich für den redaktionellen Inhalt: Michael Schaper

HERAUSGEBER: Peter-Matthias Gaele

VERLAGSLEITUNG: Dr. Gerd Brüne, Thomas Lindner

GESAMTANZEIGENLEITUNG: Heiko Hager/G+J Media Sales

VERTIEBSLEITUNG: Sascha Klose/DVP Deutscher Pressevertrieb

MARKETING: Antje Schlönder (Lg.), Kerstin Füllgraf

HERSTELLUNG: Oliver Fehling

ANZEIGENABTEILUNG Anzeigenverkauf

G+J Media Sales / Direct Sales: Sabine Plath,

Tel. 040 / 37 03 38 89, Fax: 040 / 37 03 53 02

Anzeigendisposition: Anja Mordhorst,

Tel. 040 / 37 03 23 38, Fax: 040 / 37 03 58 87

Es gilt die GEO Sonderhefte-Anzeigenpreisliste Nr. 8 vom 1. Januar 2012.

Heftpreis: 9,00 Euro (mit DVD: 15,90 Euro)

ISBN: 978-3-652-00076-5; 978-3-652-00084-0 (Heft mit DVD)

ISSN-Nr. 1861-6097

© 2012 Gruner + Jahr, Hamburg

Bankverbindung: Deutsche Bank AG Hamburg,

Konto 0322800, BLZ 200 700 00

Druck: Mohn Media Mohndruck GmbH, Gütersloh

Printed in Germany

GEO-LESERSERVICE

FRAGEN AN DIE REDAKTION

Telefon: 01805/8618003*, Telefax: 040/37 03 56 48

E-Mail: briefe@geo.de

ABONNEMENT- UND EINZELHEFTBESTELLUNG

KUNDENSERVICE UND BESTELLUNGEN

Anschrift:
GEO Kundenservice
20080 Hamburg

persönlich erreichbar:
Mo–Fr 7.30 bis 20.00 Uhr
Sa 9.00 bis 14.00 Uhr

E-Mail: geoepoche-service@guj.de

Telefon innerhalb Deutschlands: 01805/8618003*

Telefon außerhalb Deutschlands: +49/1805/8618003

Telefax: +49/1805/8618002

24-Std.-Online-Kundenservice: www.meinabo.de/service

Preis Jahresabonnement: 48,00 € (D), 53,70 € (A), 99,00 sfr (CH)

Abo mit DVD: 85,50 € (D), 94,20 € (A), 174,50 sfr (CH)

Studentenabo: 42,00 € (mit DVD: 75 €)

Preise für weitere Länder auf Anfrage erhältlich

BESTELLADRESSE FÜR GEO-BÜCHER, GEO-KALENDER, SCHUBER ETC.

KUNDENSERVICE UND BESTELLUNGEN

Anschrift: GEO-Versand-Service, 74569 Blaufenen

Telefon: +49/1805/225059*
Telefax: +49/1805/216603*
E-Mail: guj@sigloch.de

*14 Cent/Minute aus dem
deutschen Festnetz; Mobilfunk-
preis maximal 42 Cent/Minute

NATIONALSOZIALISMUS



Teil 1 erscheint am 17. Oktober 2012

Es ist der 30. Januar 1933, Nacht liegt über Berlin. Reichspräsident Paul von Hindenburg hat Adolf Hitler, den Anführer der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, zum Kanzler ernannt. Tausende Hakenkreuzträger marschieren mit Fackeln durch das Brandenburger Tor. Hitler nimmt die Huldigung an einem Fenster der Reichskanzlei entgegen, den rechten Arm im Lichtkegel eines Scheinwerfers zum Gruß erhoben.

So wird im Feuerglanz der Fackeln die Weimarer Republik zu Grabe getragen, das Ende der jungen deutschen Demokratie eingeläutet. Denn Hitler will die Diktatur.



Teil 2 erscheint am 12. Dezember 2012

Und er steht damit nicht allein. Viele Deutsche leiden unter dem Trauma des verlorenen Ersten Weltkriegs. Mehr als sechs Millionen Menschen sind nach der Weltwirtschaftskrise arbeitslos. Nicht wenige sind der Demokratie müde, sehen in Hitler den starken Mann, der das Deutsche Reich wieder zu alter Größe führen wird.

Wenige Monate später sind Gewerkschaften und Landesparlamente zerschlagen, sind alle Parteien außer der NSDAP verboten oder haben sich aufgelöst.

Mit Terror überziehen die Nationalsozialisten ihre Gegner: Demokraten, Sozialisten, Kommunisten; bald auch

Juden, Roma, Sinti, Homosexuelle, Behinderte und psychisch Kranke.

Millionen Bürger profitieren aber auch vom NS-Regime. 1936 wird wieder Vollbeschäftigung erreicht, vor allem die Rüstungsindustrie boomt. Bis 1938 erleben die meisten Menschen in Deutschland die Schreckensherrschaft der NSDAP als etwas, das sie nichts angeht – oder schlimmer noch: als einen scheinbar erfolgreichen Neuanfang nach dem Chaos der Weimarer Republik. Und viele schauen einfach weg, wenn ihre Nachbarn abgeführt werden.

Doch die Nationalsozialisten eskalieren ihren Terror immer weiter, und ihr vermeintliches Wirtschaftswunder ist nur geborgt, denn die Regierung hat ihre Beschäftigungspolitik über Milliardenkredite finanziert. Am Ende rettet nur der lang geplante Krieg den NS-Staat vor dem Bankrott.

GEOEPOCHE widmet seine nächsten beiden Ausgaben jenen 79 Monaten zwischen dem 30. Januar 1933 und dem 1. September 1939, an dem der Zweite Weltkrieg ausbricht.

Das erste Heft zeichnet den Weg in die Diktatur nach, als es den Nationalsozialisten gelingt, einem ganzen Volk seine Grundrechte zu nehmen, ohne dass sich dagegen größerer Widerstand regt. Es erzählt von der Verführung der Jugend und vom Exil jener Menschen, gegen die sich die Propaganda richtet, vom Aufbau der ersten Konzentrationslager, von antisemitischer Hetze und dem befohlenen Frieden während der Olympischen Spiele 1936, als die Welt auf Deutschland und dessen Diktator schaut.

Teil 2 beschreibt, wie das NS-Regime seine neue militärische Schlagkraft im Spanischen Bürgerkrieg zeigt und weshalb das Ausland tatenlos zusieht, als die Regierung Hitler sich nach dem „Anschluss“ Österreichs im März 1938 Landstrich um Landstrich im Osten einverleibt. Schildert, wie Größenwahn und Rassenhass wachsen, wie die Ausgrenzung der Juden in einer reichsweiten Pogromnacht gipfelt. Und porträtiert den letzten Friedenssommer 1939.

Der Aufstieg und die Verbrechen der Nationalsozialisten – in GEOEPOCHE.

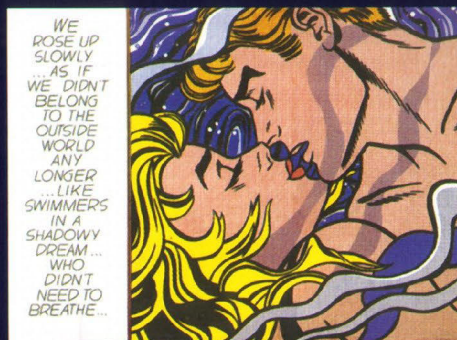
Die nächste Ausgabe von
GEOEPOCHE
erscheint am
17. Oktober 2012

POP ART

Triumph des Trivialen

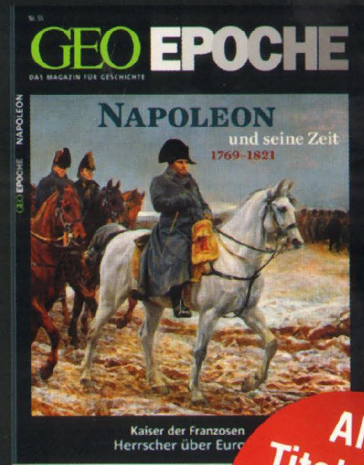
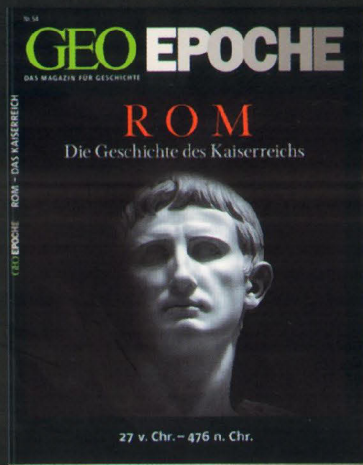
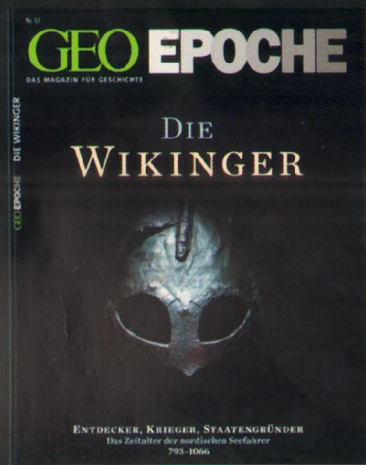
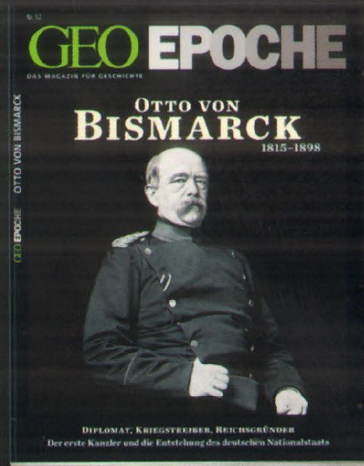
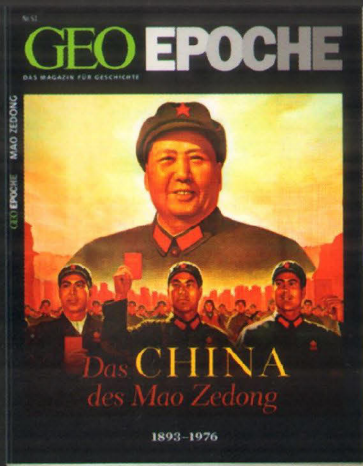
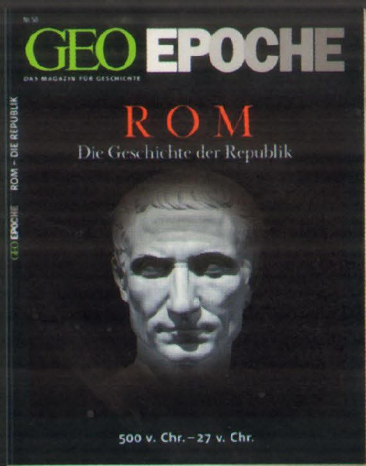
Sie dekorieren Schaufenster, malen Plakate, gestalten Anzeigen für Damenschuhe, feiern in leuchtenden Farben den schönen Schein: Junge Werbegrafiker wie Roy Lichtenstein, James Rosenquist und Andy Warhol sind die Propagandisten des Konsumrauschs, in den die USA in den 1950er Jahren verfallen.

Schließlich erklären die Designer die Motive ihrer Arbeit gar zu Objekten einer neuen Kunst. Mickey Mouse, Pin-up-Girls, Tomatendosen – die Themen ihrer Gemälde, Skulpturen und Collagen können nicht trivial genug sein. Denn dies ist Pop Art: Knallig, sexy und oberflächlich reflektiert sie die Ästhetik der Massenkultur. In den leicht verständlichen Bildern des grellbunten Stils erkennen Millionen Menschen ihre Träume und Wünsche wieder. Und so steigen die Pop-Artisten innerhalb kurzer Zeit zu Stars auf. In seiner nächsten Ausgabe berichtet GEOEPOCHE EDITION über den wohl schnellsten Triumphzug einer neuen Kunstströmung – die Erfindung der Pop Art.



Roy Lichtensteins
»We Rose Up Slowly«
von 1964

Die nächste Ausgabe von
GEOEPOCHE EDITION
erscheint am
17. Oktober 2012



Alle
Titel auch
mit DVD
erhältlich

Geschichte erleben mit GEO EPOCHE.

Jetzt im ausgesuchten Buch- und Zeitschriftenhandel. Oder bestellen Sie direkt im GEO Shop unter Tel. 01805/86 18-003* oder Fax 01805/86 18-002*. Natürlich auch im Internet unter www.geoshop.de.

Weitere Produkte im Internet unter www.geoshop.de

GEO EPOCHE